Biographische Schriften,

von

Johann Michael Sailer.

Erster Band.

Zweite revidirte Ausgabe.

Sulzbach,
in der J. E. v. Seidel'schen Buchhandlung,
1841.

Privilegien.*)

Wir Franz der Erste,

von

Gottes Gnaden Kaiser von Oesterreich,

König zu Jerusalem, zu Hungarn, Böheim, der Lombardey, und Venedig, zu Dalmatien, Kroazien, Slavonien, Galizien, Lodomerien, und Illyrien, Erzherzog zu Oesterreich, Herzog zu Lothringen, Salzburg, Steyer, Kärnten, Krain, Ober- und Nieder-Schlesien, Großfürst in Siebenbürgen, Markgraf in Mähren, gefürsteter Graf zu Habsburg und Tyrol ꝛc.

Bekennen öffentlich mittels dieser Urkunde: es habe Uns der Bischof von Sailer zu Regensburg unterthänigst angezeigt, daß er eine neue Auflage seiner sämmtlichen literarischen Werke zu veranstalten gesonnen sey; hierbey aber einen seinen großen Auslagen schädlichen Nachdruck besorge, zu dessen Verhütung er um die Verleihung eines Druckprivilegiums in Unsern Staaten bittet. Da Wir nun den ausgezeichneten Werth seiner Erbauung befördernden und eben deßwegen von jeher zur unbeschränkten Verbreitung in Unsern Staaten zugelassenen Schriften in gnädigste Erwägung gezogen haben und geneigt sind, Jedermann die Früchte seiner Arbeit und Unkösten genießen zu lassen und in dem Genusse derselben zu schützen, so haben Wir Uns gnädigst entschlossen, demselben das angesuchte Druckprivilegium für den ganzen Umfang Unseres Kaiser-Staates gegen dem zu ertheilen, daß der von Uns aufgestellten Zensur vorbehalten bleibe, gegen einzelne Bände oder gegen das ganze Werk selbst ungeachtet dieses Privilegiums nach dem Geiste Unserer allerhöchsten Anordnungen vorzugehen. Unter dieser Beschränkung und

*) Von den auf dem Titel angezeigten allergnädigst ertheilten Privilegien sind zur Ersparung des Raumes und um den Preis nicht zu erhöhen, hier bloß Jene wörtlich aufgeführt, deren buchstäblicher Abdruck ausdrücklich bedingt wurde.

Bedingniß ertheilen Wir dem Bischofe von Sailer seinen Erben und Zessionaren kraft dieser Urkunde die Freiheit, die von ihm veranstaltete neue Auflage seiner sämmtlichen Werke in dem ganzen Umfange der Oesterreichischen Monarchie ausschließend ausgeben und verkaufen zu lassen. Wir verordnen demnach, daß Niemand ohne seine ausdrückliche Einwilligung die neue Auflage seiner sämmtlichen Werke weder unter diesem, noch unter einem anderen Titel nachdrucken, oder verkaufen solle, dessen sich dann Jeder nicht nur bei Verlust der Exemplare und des hierzu vorbereiteten Materials, welches alles zum Nutzen des Bischofs von Sailer zu verfallen hat, sondern auch bei Unserer allerhöchsten Ungnade und einer Geld-Strafe von hundert Dukaten in Gold enthalten soll, welche letztere in jedem Falle zu erlegen seyn, die eine Hälfte davon Unserem Aerarium, die andre aber dem Bischof von Sailer oder seinen Erben und Zessionaren zufallen, und unnachsichtlich durch das im Lande, wo die Uibertretung geschehen ist, aufgestellte Fiskalamt eingetrieben, dieses Privilegium aber anderen zur Warnung dem Werke selbst vorgedruckt werden soll. Das meinen Wir ernstlich. Zur Urkund dieses Briefes besiegelt mit Unserem Kaiserlichen Königlichen und Erzherzoglichen anhängenden größeren Insiegel, der gegeben ist in Unserer Kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt Wien am neunzehnten Monatstage Jänner nach Christi Geburt im Ein Tausend acht Hundert und dreyssigsten, Unserer Reiche im acht und dreyssigsten Jahre.

Franz.



Franz Graf von Saurau,
oberster Kanzler.

A. S. Graf Mittrowsky von Nemischl.

Nach Seiner Kaiserlichen Königlichen Majestät
Höchst-Eigenem Befehle
Wilhelm Freiherr von Drostdik.

Registrirt Vincenz von Eyßer,
Registraturs Direktor
der k. k. vereinten Hofkanzley.

Wir Frederik der Sechste,

von

Gottes Gnaden König zu Dänemark,

der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn, der Dithmarschen und zu Lauenburg, wie auch zu Oldenburg 2c. 2c.

Thun kund hiemit, daß Wir, in Betracht der von dem Coadjutor und Domprobsten des Bisthums Regensburg, Bischof zu Germanicopolis, geistlichen Rath, Doktor von Sailer beabsichtigten neuen Ausgabe seiner Werke, in welcher Rücksicht derselbe gegen den Nachdruck gesichert zu seyn wünscht, gedachtem Doktor von Sailer ein Privilegium dahin allergnädigst ertheilen, daß die von ihm zu veranstaltende neue Ausgabe seiner Werke, welcher das Privilegium voran zu drucken ist, in 20 Jahren, vom Tage der Ausstellung des Privilegii an gerechnet, in Unsern Herzogthümern Holstein und Lauenburg weder nachgedruckt, noch ein anderswo verfaßter Nachdruck in den genannten Herzogthümern davon verkauft werden solle, wobei Wir zugleich allergnädigst festsetzen, daß alle bei dem Nachdrucker oder in den Buchhandlungen vorräthigen Exemplare des Nachdrucks confiscirt und außerdem die Contravenienten gegen dieses Privilegium mit einer Geldbuße, welche dem Ladenpreise von 500 Exemplaren des Originalwerks gleich kommt, belegt werden sollen.

Sollten übrigens über die Auslegung dieses Privilegii Zweifel entstehen, so hat darüber in vorkommenden Fällen Unsere Schleswig-Holstein-Lauenburgische Kanzelei zu entscheiden.

Wornach sich männiglich allerunterthänigst zu achten. Urkundlich unter unserm Königl. Handzeichen und vorgedrucktem Insiegel.

Gegeben in Unserer Königl. Residenzstadt Copenhagen, d. 2ten Juni 1829.

Frederik.



Rothe. Hammerich. Jensen. Sanyheim.
v. Prangen.

Privilegium

für den Coadjutor und Domprobsten des Bisthums Regensburg, Bischof zu Germanicopolis, geistlichen Rath, Doktor von Sailer gegen den Nachdruck einer neuen Ausgabe seiner Werke in den Herzogthümern Holstein und Lauenburg.

Wir Schultheiß und Rath
der
Stadt und Republik Bern
thun kund hiemit:

Daß der Herr Sailer, Bischof zu Regensburg, durch die Königlich Bayersche Gesandtschaft bey der Schweizerischen Eidgenossenschaft bey Uns mit dem Ansuchen eingelangt ist, im Kanton Bern gegen den Nachdruck der vorhabenden Herausgabe seiner sämmtlichen Werke sichergestellt zu werden. Nach Untersuchung dieses Begehrens und auf Anhörung des Berichts Unsers Justiz- und Polizeyraths haben Wir

beschlossen:

1) Der Nachdruck sowohl der sämmtlichen Werke des Herrn Bischofs Sailer als eines Theils derselben ist in Unserm Gebiete verboten.

2) Ebenso ist auch verboten der Verkauf eines allfälligen Nachdrucks sowohl der gedachten sämmtlichen Werke als eines Theils derselben.

3) Die Widerhandlung soll mit Konfiskation des Nachdrucks und einer Buße von Franken 16 bis 50 bestraft werden.

4) Hingegen ist Herr Sailer verpflichtet, zu Jedermanns Kenntniß eine Anzeige dieses Privilegiums unmittelbar nach dem Titel seines Buches zu setzen und jährlich einmal in das hiesige Wochenblatt einrücken zu lassen.

Zur Bekräftigung dieses Beschlusses ist derselbe mit Unserm Standessiegel verwahrt und von Unserm fürgeliebten Ehrenhaupt und Unserm geliebten Staatsschreiber unterzeichnet worden.

Gegeben in Bern den 13. Aprill 1829.

Der Amtsschultheiß,
in dessen Abwesenheit:
sig. von Muralt Seckelmeister.



Der Staatsschreiber,
in dessen Abwesenheit:
Der Rathsschreiber:
sig. Wurstemberger.

Für getreue Abschrift:
Der Eidgenössische Kanzler:
v. Mousson.

Vorwort.

Nachdem im 21sten Bande dieser Werke bereits die kurzen Biographieen von Heggelin, Winkelhofer, Schlund, Steiner, Stehbauer und Roider als passender Anhang zur Pastoraltheologie des sel. Verfassers, d. h. als lebendige Musterbilder der darin vorgetragenen Lehren, eingereiht worden sind, so folgen nun hier in zwei Bänden die noch übrigen größeren und kleineren biographischen Schriften desselben, denen sich dann im 40sten Bande die vermischten Schriften anreihen und das Ganze beschließen werden.

Der Herausgeber.

Inhalt
des
ersten Bandes der biographischen Schriften.

I.
Laute aus dem Leben eines Edlen.

Statt eines Vorberichtes an den Leser.

1. Funken seines philosophischen Sinnes.

2. Ideen zur Vernunftmoral.

3. *ΓΝΩΘΙ ΣΕΑΥΤΟΝ.*

4. Journal de mon âme, commencé 27. Mars 1783.

5. Ein paar Beweise seines Beobachtungsgeistes.

6. Proben des praktischen Schriftbetrachtens.

B. Angefangene Stücke.

C. Ein Paar unausgearbeitete Erzählungen.

D. Phantasien, zur poetischen Ausarbeitung bestimmt.

10. Fragmente aus seinen Briefen an Freunde.

Zum Schlusse: Eine Probe von seiner Art, mit den Kindern auf dem Lande umzugehen.

II.

III.

IV.

Joseph Anton Sambuga, wie er war.

V.

Patritius Benedictus Zimmers kurzgefaßte Biographie und ausführliche Darstellung seiner Wissenschaft.

I. Laute

I.

Laute aus dem Leben eines Edlen.

Neumillers Freunden
gewidmet.

---

1 7 8 9.

Statt eines Vorberichtes an den Leser.

Meinung des Herausgebers.

Es ist einer der schönern Gedanken des Alterthums, daß das Leben eines guten Menschen eine liebliche Musik für Gott und alle (gottähnliche) Geister sey. Das Beste an diesem Gedanken ist vielleicht dieses, daß man eben keine Musik verstehen, daß man nur selbst ein guter Mensch seyn darf, um die Wahrheit dieses Gedankens zu fühlen. Die unzähligen Begebenheiten, die sich auf der Bahn eines guten Menschen ereignen, machen nach dieser Vorstellung ein Concert aus, bewirken einen schönen Einklang von Milde und Weisheit, der ist, was er ist, wenn für ihn auch gleich die wenigsten Menschen Sinn hätten.

Wenn nun aber das Leben eines guten Menschen Eines mit sich selbst, und Eines mit dem großen Zwecke der Schöpfung ist, und das muß es seyn, wenn die Vergleichung mit der Musik etwas mehr als Wortspiel seyn soll: so wird man sich von dem, was ein guter Mensch sey, allerdings einen großen, und über alle Convention des gewöhnlichen Sprachgebrauches erhabenen Begriff machen müssen. Denn zähle und rechne nur, durchaus nach dem kürzesten Durchschnitte, wie viel Gedanken, Wünsche, Furchten, Hoffnungen, Freuden, Leiden und Wellenbewegungen des Herzens, für die wir kein Wort in unserer Sprache haben, in einem einzigen Tage, von dem ersten Momente des Erwachens bis zu dem des Wiedereinschlafens, dein Inneres durchströmen. Kannst du sie zählen, die Reize, die Kämpfe, die Siege, die Niederlagen, die Ausbeugungen und Einlenkungen, die auch nur in Einem Tage in dem unsichtbaren Reiche des Menschen spielen oder wirklich werden? Und nun die Summe von allen Begebenheiten in einer Reihe von

dreißig, und noch mehr Jahren? Und nun eine Harmonie in all diesen unzähligen Begebenheiten? Wo ist Größe, wenn sie nicht da ist?

Zwar gehört zur Harmonie Mancherlei, und es giebt eine Weisheit, die aus Fehltritten, eine Geschicklichkeit, die aus Fehlgriffen, einen Wohlklang, der aus verschiedenen Stimmen erzeugt wird. Und man muß es, um einen festen Punkt seines Denkens und Strebens in sich zu erhalten, der großen Schauspielerin, der alleitenden Vorsehung, zutrauen, daß sie Alles, was in der Lebensgeschichte eines guten Menschen mißgestimmt und mißtönend ist, zum Besten desselben, und zur Harmonie des Ganzen einstimmig machen kann und wird.

Dieß Zutrauen salbet das Herz mit Trost, wenn man vor dem Grabe eines guten Menschen steht, den der Tod aus unsrer Mitte wegnahm, ehe seine Kräfte zur Reife kamen. Und wo ist der Mensch, der nie eines solchen oder ähnlichen Trostes bedarf? Und wo ist das Herz, das ihn finden kann außer der Trostlehre unsers Geschlechtes, außer dem Gedanken an eine Weisheit, die alle Fäden des Universums in der Hand hält, und zu Einem großen Zwecke hinleitet?

Nicht leer von diesem Troste, ergriff ich die Reliquien eines Geistes, der schon vor vier Jahren seine Hülle verließ, den Freund Tod in seine Arme nahm, ehe seine Kräfte den Punkt der Auszeitigung in diesem Lande erreichen konnten, und ich konnte sie nie, ohne eine Art von süßem Heimwehe nach Ihm, weglegen.

Diese Reliquien sind Neumillers Papiere.

Sein Leben war so gut, daß es mich an das liebliche Concert der Alten erinnerte, und seine hinterlassenen Handschriften sind so reich an Bemerkungen, Empfindungen, Launen, Vorsätzen, daß auch die wenigen, die ich ausheben werde, sein großmüthiges Ringen nach dem Bessern hinlänglich beweisen, und also die Aufschrift verdienen:

Laute aus dem Leben eines Edlen.

Seine Freunde, Verwandte und mein Herz lagen mir schon seit vier Jahren sehr an, ich sollte ihm ein Denkmal aus seinen

Handschriften errichten. Eigentlich kommt man mit papiernen Denkmälern nicht weit, und der ein besseres hinterlassen, soll von Rechtswegen damit verschonet bleiben. Und so gieng ich dieser Arbeit von Tag zu Tag aus dem Wege.

Aber der Mensch besteht aus Fleisch und Blut, und nach Jahren schwindet das Bild, das man sich vom Geiste seines Freundes gemacht, in eine dunkle Ferne, und es wird je länger je schwerer, das Bild in der Dunkelheit zu ergreifen, und die erloschenen Farben wieder so zu beleben, als wenn der Freund vor uns dastünde. Da ist es denn wohlgethan, wenn man ein Reliquiarium von ihm zu Hause hat, das man nur ansehen darf, um „seines Freundes“ gleichsam wieder habhaft zu werden.

So kam ich zum festen Vorsatz, aus seinen Schriften das zu sammeln, was seinen Verstand und sein Herz am besten zeichnete, und die Mühe des Lesens nicht unbelohnt ließe.

Ich kann nicht wissen, was die Leser, die ihn nicht kannten, beim Durchlesen dieser Fragmente empfinden werden. Aber sonst sollte man darauf rechnen können, daß die Abdrücke eines Geistes, der schon aus unsrer Mitte fort ist, und solche Abdrücke, die nicht für den Markt gearbeitet sind, einen sonderlichen Eindruck machen sollten, den kein Autor, der seine Waare selbst zu Markte bringt, machen kann. Denn gewöhnlich sind die Schriften, die für den Kauf gemacht sind, für den Kauf gemacht, das heißt, sie haben sich unvermerkt gemodelt nach dem Geschmacke der Kauflustigen; tragen hie und da eine Spur der Eitelkeit und der übrigen Schwachheiten ihres Meisters, und man kann gar oft von lauter Kunstgezier die liebe Natur nicht mehr finden.

So nicht mit den Gedanken und Empfindungen eines Menschen, der nur für sich dachte, für sich empfand, und nie ahnen konnte, daß ein Blatt von ihm an's Licht des Tages kommen sollte.

Was er aufzeichnete, war ein Gedanke, eine Laune, eine Empfindung, ein Fest für ihn, und wenn ich so sagen darf,

eine Blume in seine Schreibtafel gezeichnet, davon das Publikum nie etwas zu sehen bekommen sollte.

In der verschwiegenen Kammer läßt man das Herz gewöhnlich etwas freier reden als auf Papieren, die bestimmt sind, in die Presse zu gehen. Selbst das Negligeegewand, das diesen Produkten der Natur gewöhnlich mehr angeworfen als angezogen wird, sollte denselben Eingang verschaffen, auch bei denen, die recht wenig lesen, weil recht vieles, das geschrieben wird, zu offenbar verräth die Absicht des Schreibers, nach Beifall zu angeln, und weil es dabei nach Zeugnisse eines reinen Schriftstellers nicht rein hergehen kann.

Doch, wie gesagt, ich kann und will nicht wissen, was die Leser aus dieser kleinen Schrift machen werden, und will sie weder geradezu, noch velut aliud agendo bestechen, daß sie sie mit einem Vorurtheile für den Inhalt derselben in die Hand nehmen; aber so viel muß ich sagen: ich fand viele reife, große Gedanken darin, die noch mehr errathen lassen, als sie sagen; ich fand, was noch mehr gelten muß als alle noch so große und reife Gedanken, einen Willen, der sich mit nichts Geringem begnügen kann, und sich nie rein genug ist; ich fand einen Vorsatz, es in seinem Herzen nie beim Alten bewenden zu lassen, sondern immer vorwärts zu streben; ich fand einen Sinn, der nicht an Erkenntnissen klebt, wie der Wurm am Blatte, sondern die Erkenntniß des Wahren zur Leiter macht, auf der man zum Besitz und Genusse des Guten aufsteigen kann; ich fand einen Richter an ihm über sich selbst, der dem noch so unparteiisch scheinenden Ausspruche über sich nicht traut, die Acta immer von Neuem revidirt, und von einem noch so innigen Gefühle immer auf ein noch innigeres appellirt — — Und was ist an einem Menschen schätzbar, wenn es dieß Dringen und Treiben nach dem geahneten Bessern nicht ist?

Seine Papiere, von denen ich nicht den zehnten Theil dem Publicum mittheile, können nichts Vollendetes liefern; denn er starb in der Blüthe seiner Jahre. Aber was es immer ist, so trägt's doch die Spur seines Geistes, und seine Freunde

werden ihn zu sehen und zu hören glauben, wenn sie seine Gedanken lesen.

Seine Miene war so unanmaßend, wie sein Gang, und sein Aeußeres überhaupt so eingerichtet, daß man ihn ohne Mühe für geringer achten konnte, als er war.

Er ward also natürlicherweise nicht selten mißkannt, und mußte von Allen mißkannt werden, die mehr nach Augenschein und eigenem Kopfe richten, als wägen den Gehalt des Menschen. Die Sache bei ihrem rechten Namen genannt, war er ein verborgener Schatz im Acker: Knechte und Mägde und Eigenthümer des Ackers konnten lange auf der Oberfläche desselben umhergehen, ohne den Schatz zu ahnen, der unter ihren Füßen lag. Und doch war's ein köstlicher Schatz, den sie nicht ahneten.

So sehr ihn aber Alle, die ihn nicht nahe kannten, mißkennen mußten, so wenig konnten ihn seine Freunde mißkennen. Denn wenn er sich öffnete zwischen vier oder sechs Augen, so war's, wie wenn der Morgenstrahl hervorbricht, und den jungen Tag verkündet. Wer weiß da nicht, daß es taget?

Er konnte so blöde dareinsehen, daß jeder schwache Kopf sich mit ihm in Gedanken zu messen Lust bekam, und ich denke, es würde mancher berühmte Mann sich übel mit ihm gemessen haben.

Denn dieß Dareinsehen war nicht Folge der Verstellung, die den Schleier wirft über das Heiligthum, um die lüsternen Augen der Zuschauer nur noch mehr zu reizen; war nicht Folge der affectirten Demuth, die sich gering ankündet, um mit ungesuchter Größe zu überraschen; war nicht Folge der Gedankenlosigkeit, die eine Art des Todes ist, und nichts offenbaren kann im Aeußern, weil sie nichts wirkt im Innern; war nicht angeborne Stupidität, die nicht viel geben kann, weil sie nicht viel hat; sondern kurz: der Geist arbeitete gern im geheimsten Kabinette, deßhalb konnte an den Fenstern, in dem Vorzimmer, von dem man auf die Gasse und die Landstraße hinaussehen kann, und bei der Hausthüre nicht viel zu sehen und zu hören seyn.

Es giebt viele Geister, die immer gerne herausarbeiten, einige wenige, die stets in sich hineinarbeiten: Neumiller gehörte in die Klasse der letztern.

Ich will damit nicht sagen, daß man blöde drein sehen muß, wenn man mit sich und der Wahrheit zu Rathe gehen will, ich sage nur: man kann eben deßwegen und gerade alsdann blöde scheinen, weil und wann man es am wenigsten ist; man kann gerade deßwegen und gerade alsdann für einen Fremdling in dem Reiche der Wahrheit angesehen werden, weil und wann man mit der Wahrheit wirklich in geheimer, vertrauter Correspondenz steht.

Sein Körper, der nicht unter die gesunden und festen gehörte, und vielleicht nicht von Allem, was man Hypochondrie nennt, frei war, verbreitete über viele Gegenstände, die unter seinen Horizont kamen, einen Trauerflor, und diese seine Leibfarbe tragen seine besten Gedanken, Empfindungen, Wünsche, wie's der aufmerksame Leser ohne meine Erinnerung gewiß würde bemerket haben.

Die Hitze vermocht' er am wenigsten zu ertragen, und er kannte keine angenehmere Erholung, als wenn an einem schwülen Sommertage ein erfrischender Regen daher kam, und ihm's die Geschäfte oder die Etiquette erlaubten, im Freien zu stehen, und sich abregnen zu lassen. Das war Erfrischung für den ganzen Menschen.

Vielleicht liegt darin ein Bild von dem heißen Streben seines Geistes nach der erquickenden Wahrheit, und von der Freude, von dieser Erquickung nicht ganz waise gelassen zu seyn.

Seine Bibliothek ist ein Beweis des geläuterten Geschmackes, den er in Allem, was Philosophie, Theologie, und schöne Künste und Wissenschaften heißt, besaß. Und wenn ich glaubte, daß Bücher Menschen weise machen könnten, so würde ich einen Katalog von seiner Büchersammlung drucken lassen.

Daß er nebst seiner Muttersprache die lateinische, griechische, hebräische, französische, wälsche, englische verstand, würde

ich mich schämen, auch nur öffentlich zu sagen, wenn ich nicht Proben in Händen hätte, daß er die Sprachenkunde stets und bloß als Nebensache, und nur die Sachenkunde sammt der Cultur seines Herzens immer und immer zur Hauptsache seines Denkens und Strebens gemacht hätte. Denn was ist alle Zeichenkunde ohne Kenntniß, Besitz, Genuß der Sache?

Was an seinen Arbeiten originell sey, und was es nicht sey, das muß ich unentschieden lassen,

Erstens, weil nicht viel daran gelegen ist, es zu wissen;

Zweitens, weil ich es durchaus und in Allem nicht unterscheiden kann, und stückweise nicht mag.

An die gute Mutter des Verstorbenen.

Ja dir, dir vor allen Andern widme ich diese Reste deines Sohnes. Denn Er war nicht nur dein Sohn, Er war dir auch in der Güte des Herzens und Unschuld des Lebens am nächsten verwandt. O nie vergesse ich der Stunden, die ich vor drei Jahren, und die ich erst vor einem Jahre in deinem Hause zugebracht habe. Wir wollten einander trösten, du mich über den Verlust eines Freundes, ich dich über den Verlust eines Sohnes. Aber was war's doch, wenigstens die ersten Tage, um all unser Trösten für eine zweideutige Sache. Wenn wir einander noch so viele Windstille zutrauten, da stand sein Bild vor uns lebhafter als je, und die Thräne ließ sich nicht mehr zurückhalten. Wie oft lenkte ich die Rede von Ihm auf andere Dinge? Aber da wir am allerwenigsten von Ihm reden wollten, ward Er doch wieder, ehe wir es uns versahen, nicht bloß der Inhalt, sondern die Seele unsers Gespräches. Und da ich erst seine Bücher, seine Schriften, seine Briefe in deiner Gegenwart durchsuchte, da begegnete Er mir bei jedem Buchstaben, den ich von Ihm las; und dir durfte er nicht erst begegnen, Er kam nie aus deiner Seele, so wenig als der Schmerz, Ihn nur im Bilde noch zu besitzen.

Nach und nach wurden wir (eine Wohlthat der Leiden, die kein menschlich Herz gering achten wird) durch den Schmerzen mit dem Schmerzen vertraut; nach und nach lernten wir den Verlust von seiner wohlthätigen Seite ansehen; nach und nach konnten wir dem Himmel danken, daß er Ihn früh aus dem Lande der Arbeit in jenes der Ruhe aufgenommen hat; nach und nach konnten wir Trost finden in dem Glauben an ein Wiedersehen, das keine Trennung mehr vergällen wird; nach und nach konnten wir so ruhig von Ihm erzählen, als wenn Er noch im Nebenzimmer unter seinen Büchern säße, und eine Stelle aufsuchte, um uns durch Vorlesen derselben Freude zu machen.

Selbst den Verlust deines lieben Ehegemahls, der ein Jahr nach dem Tode deines Sohnes, fast wie Schlag auf Schlag, erfolgte, so schmerzhaft er deinem treuen Herzen gewesen, konntest du nun schon mit geprüfterm Muth ertragen, weil dich der Verlust deines Sohnes darauf vorbereitet hatte, weil du schon geübt warst, deine Freuden in der unsichtbaren Welt zu suchen, nachdem sie in der sichtbaren für dich so viel als verloren waren.

In diesen edlen Gesinnungen nun, die ich an dir verehre, die mir selbst dein Stillschweigen beredtsamer, als alle Beredtsamkeit des Mundes offenbaret, die mich tief beschämet haben, soll dich auch dieses Büchlein, eine Sammlung dessen, was dein Sohn gedacht, empfunden, aufgezeichnet hat, nur noch mehr stärken. Dazu ist es deinem Namen geweihet.

Zwar wird dir Manches wie ein versiegelter Brief, oder wie eine Schrift in ausländischer Sprache seyn; dein Geist wird dem Fluge deines Sohnes nicht überall nachfliegen können. Aber Vieles ist auch für dich ohne Auslegung klar. Vieles wird dir Freund Niller in etlichen Besuchen unter deinen Gesichtskreis stellen, und klar machen, denn wozu wär' er sonst unser Freund? Vieles wird für dich die Dunkelheit unsrer besten Ahnungen und Wünsche behalten, aber selbst diese Dunkelheit wird dir wohl machen, wenn sie hie und da durch

Blitze von Hoffnungen besserer Welten wird durchbrochen werden. Alles aber, das Klare, wie das Klarwerdende, das Dunkle, wie das Durchblitzende, wird dir lieb seyn, wie eine Botschaft von dem Wohlseyn deines Sohnes; denn der das Wohlseyn in sich hat, der hat es in sich, und kein Tod mag's ihm rauben, vielmehr muß es ihm der Tod erst recht vollkommen machen.

Dieß Wohlseyn, das nicht steht und nicht fällt mit dem, was vergänglich ist, wünsche ich dir und mir, und allen Menschen, damit wir nach dem Vorbilde deines Sohnes mit ruhiger Seele aus diesem Kreise austreten können, und dorthin kommen, wo keine Thräne mehr geweinet wird, und man des Papieres nicht mehr nöthig hat, um einander zu trösten — wo man selbst des Trostes nicht mehr bedarf.

Das Mechanische seiner Lebensgeschichte.

Johann Nepomuk Neumiller ward den 15. Mai 1753 zu Auerbach, einem Städtchen in der obern Pfalz, geboren; kam im Jahre 1764 im Herbste zum Studiren nach Amberg, und vollendete da die niedern Schulen; trat im Jahre 1771 zu Landsberg in's Noviziat; ward im Jahre 1773 in's Albertinische Kollegium zu Ingolstadt aufgenommen; hörte daselbst die Vorlesungen aus der Philosophie und Theologie, und vollendete in fünf Jahren die gewöhnliche Laufbahn der akademischen Studien, mit vollem Beifalle seiner Lehrer, die ihn nicht in dem Vorhofe der Gelehrsamkeit stehen ließen; kam darauf nach Auerbach, und überließ sich anderthalb Jahre seinem Nachdenken, und seinen Vorübungen in der Seelsorge; brachte das andere halbe Jahr in Bamberg zu, und wiederholte da die Theologie außer dem Seminarium, weil ihm noch kein Platz darin angewiesen war; gieng darauf nach München, und widmete sich drei Jahre dem Berufe eines Hofmeisters; reiste im Jahre 1783 wieder nach Bamberg; ward da in das Seminarium aufgenommen, und starb in demselben am 18. December 1784.

Aus einem Schreiben eines seiner Freunde.

Eichstädt, 12. Febr. 1785.

Ein leidiger Beitrag! Hätten wir es ahnen können, daß wir Ihm so frühe, wo Er erst noch zu reifen begann, in's Grab würden nachsehen müssen!

Hier ist das Wenige, was ich noch habe;*) ich weiß nicht, ob Sie einigen Gebrauch davon werden machen können. Einige seiner Briefe konnte ich, ungeachtet aller Sorgfalt, mit der ich nachsuchte, nicht mehr finden, und gerade die letztern, die am meisten sein Innerstes aufschließen, und seinen Charakter, den Adel seiner Gesinnungen ganz auch dem flachsten Auge darstellen.

Sie kennen ihn von Seite seiner Talente und seines gebildeten Verstandes. Sie kennen ihn von Seite seines guten, arglosen, für Freundschaft gebildeten Herzens. Ihr Blick und Herz mögen Ihnen die wichtigsten und zuverlässigsten Data liefern.

Ich genoß seine Freundschaft und Liebe eilf volle Jahre; der Umgang mit Ihm und der freundschaftliche Briefwechsel, in dem Er mit mir stand, war mir in jeder Hinsicht vortheilhaft — bald Ermunterung, bald Belehrung — allemal Freude und Trost.

Seine Schicksale während seines Aufenthaltes in . . . sind Ihnen so wenig, als mir unbekannt. Er fühlte ohne Zweifel das Drückende, Niederbeugende, Verengende seines Berufes: aber nie hörte ich Ihn darüber klagen. Er that, was Er in seinen Umständen thun konnte, suchte und fand einen Reichthum in sich selbst, und war eines hohen, freien Sinnes, mit dem Er mir im Vertrauen oft sagte: Er möchte bei alle dem doch dieser oder jener hochgeehrte, hochgepriesene Mann nicht seyn.

Damals, wie vorher, nährte und stärkte er seinen Geist nur mit dem Besten des Alterthums, und mit der Quintessenz der neuern Literatur. Immer waren's die neutestamentischen

*) Der Verfasser dieses Briefes sandte mir einige Briefe, die N*** an ihn geschrieben.

Bücher in der Grundsprache, oder ein Grieche, oder Römer, oder ein Fürst der neuern Literatur, den er in der Tasche herumtrug, dessen Geist in Ihm wehte, von dem sein Herz voll war, und der Mund überfloß, ohne Jemanden etwas Unverdautes aufzudringen.

Oft hab' ich Ihn bewundert — seinen nichts übereilenden, ruhigen Ernst, seine scharftreffenden Urtheile, sein festes Nachdenken, den Schwung seiner Seele, und den lebhaften Enthusiasm', mit dem er Alles, was schön, wahr und gut ist und bleibt, umfaßte.

Göcking, Bürger und Claudius, die Er überaus gerne las, sind Beweise, wofür sich sein Geschmack in der Dichtkunst, die letztern Jahre her, erkläret.

Seine Hauptsache blieb doch immer, wie Er mir nicht nur einmal in M** sagte, Philosophie im würdigsten Sinn des Wortes, und gemeinnütziges Wissen. Sie werden sich der schönen Büchersammlung, die Er sich hier nach und nach beischaffte, gewiß noch erinnern können.

Zu — — hatte sein Beobachtungsgeist ein weites Feld vor sich. Er lachte oft im stillen, vertrauten Kreise seiner Freunde über die Kabale, die nirgends den geraden Weg geht; über die Empfindler, die uns mit Ritter- und Reiter-, Menschen- und Gauner-Historien besitten wollen, und beineben das Verdienst an den Galgen nageln, und ihre Schande in's Ausland posaunen; über das zahllose Heer unsrer literärischen Horiähs, die vorgeben, sie seyen vom Apoll bevollmächtiget, ihren Grimm an ihren Mitbrüdern auszulassen, diesen für wöchentliche oder monatliche Bezahlung, oder gar Pränumerationsweise kristallhelle Begriffe von Dingen, die sie selbst nicht kennen, in den Kopf zu geißeln, und immer seufzen, daß wir arme T... in Bayern nichts capiren; über Pöbel aus allen Ständen u. s. f.

Ich kann's nicht sagen, wie er's sagte, und wie er's traf — das punctum der elenden Sitte; wie er Niemand beschwerlich fiel, und zwischen Dornen und Hecken die goldene Mittelstraße

im Stillen durchgieng mit dem bedächtlichen Schritte eines beginnenden Weisen.

Aufsätze von Ihm habe ich wirklich keine, wohl aber viele gelesen. Einige lateinische Episteln in elegischen Versen, einige deutsche Fabeln, Lieder, kleinere Gedichte, prosaische Aufsätze gefielen mir ungemein wohl. Es war so etwas darin, das man nicht überall findet, von treuem Gefühl, und man sah deutlich, wie sich die Formen der ewigen Schönheiten in seinen weichen Geist abdrückten. Im Münchner Almanach ist ein prosaischer Aufsatz von ihm eingerückt, den seine leichte, schöne Manier im Erzählen, und sein reiner Styl schätzbar machen.

Doch was sage ich? Ich will Ihnen hier Züge von Ihm liefern, und Sie haben sein Bild schon treulich in Ihrer Seele. Ich merke es meinem Herzen wohl an, daß es ausgreift, und mitredet, wo es weder Sitz noch Stimme haben sollte; aber kann's anders seyn, wenn man von Dingen redet, wo es allemal mitgemacht hat, allemal mitinteressirt war?

Kategorisch von der Sache zu reden: Er war ein würdiger Mensch, — — oder gewiß in dem lebendigen Streben, es zu werden.



Fragmente
aus den
Neumillerschen Schriften.

I.

Funken seines philosophischen Sinnes.

Spekulation.

1.

Das Leben unsrer Erkenntniß ist Ziel des Strebens nach Erkenntniß.

2.

Spekulation darf also nie Zweck werden, so lange Mittel nicht zu Zwecken gemacht werden dürfen.

3.

Die Erfahrung ist der **Spekulation** das, was Erdreich und Samen zugleich dem Landmanne sind.

4.

Der Mensch muß also durch erweiterte Erfahrung mit individuellen Kenntnissen wohl ausgerüstet seyn, ehe er zu spekuliren im Stande ist. Sonst kann er ein philosophischer irrender Ritter werden, der auf Abenteuer ausgeht, und mit Riesen zu kämpfen glaubt, wenn er auf Windmühlen losgeht. Und das ist wohl der Fall bei Tausenden, die spekuliren: wo man Theorie auf Theorie gebauet hat, ohne zu untersuchen, ob doch auch der Grund haltbar sey, besonders wenn man eine Theorie schon, um eines Interesses halber, angenommen hat.

5.

Die Geschichte ist der Spekulation das, was die Sprache der Vernunft.

6.

Es ist also nichts Unphilosophischeres, als wähnen, man müsse den Glauben an menschliche Zeugnisse aus der Welt schaffen, um der Spekulation fortzuhelfen. Das heißt dem Menschenkörper die Spannadern abschneiden, um ihn gesund zu machen.

7.

Die Wahrheit ist sehr simpel: aber die Wenigsten sind edel genug, diese Simplicität einzusehen.

8.

Der Kopf bleibt also zur Spekulation so lange ungeschickt, bis das Herz einen zur Erkenntniß der Wahrheit hinlänglichen Grad von Lauterkeit und Einfalt erreichet hat.

9.

Wollust, Stolz, Geldgeiz verderben den Menschen für die Wahrheit auf eine zweifache Weise; denn sie machen,

1) daß er manche Wahrheit nicht mehr faßt, indem die Seele zu heterogen gegen die Wahrheit wird;
2) daß er in seinem Zustande manche Wahrheit nicht mehr wünscht.

10.

Wer also einem von diesen drei Götzen dient, dem fehlt ein Haupterforderniß zur unparteiischen Spekulation.

11.

Partei, Disputation, Druck, Verfolgung sind gar oft von einer Seite der Wetzstein der Verstandeskräfte, damit sie nicht verrosten, und von der andern die Fessel, die die Wahrheit bindet.

12.

Die Spekulation thut also wohl, wenn sie sich von dem Wetzsteine schärfen läßt; sie thut aber sehr übel daran, wenn sie selbst Parteien macht, den Druck, die

Verfolgung

Verfolgung begünstiget, und also die Fessel schmieden hilft, womit die Wahrheit gebunden wird.

13.

Es kann der Spekulation zu wenig, es kann ihrer zu viel seyn.

14.

Zu wenig: Wie es Einige giebt, die die Spekulation zu hoch treiben, so giebt es hinwieder Mehrere, die der Sache zu wenig thun. Und welche Secte ist größer, als jene der Halbphilosophen, und welche ist schädlicher? Wie es gar oft besser ist, keine, als falsche Kenntnisse zu haben: so ist's auch um den Halbphilosophen etwas Schlimmeres, als um den Unwissenden. Leibnitz hat recht gesagt, daß die Halbphilosophie zum Irrthum, und die ganze*) zur Wahrheit führe. Denn sie, die Halbphilosophen, sind wie Wanderer, die bei der ersten Dämmerung von Farben urtheilen. Und sie urtheilen desto schneller, desto zuversichtlicher, je weniger Licht sie haben.

15.

Zu viel: Denn es giebt Leute, die grübeln, wo sie handeln, im Dunkeln fort grübeln, wo sie das Klare anfassen sollten, und neue Aufschlüsse ergrübeln wollen, wo der Sehekraft Grenzen gesetzt sind.

16.

Wer zu wenig spekulirt, läßt sich bei jeder neu aufkommenden Sekte andingen; wer zu viel, läßt sich selbst leicht zur Baumeisterei einer neuen verführen.

17.

Also auch in Sachen der Spekulation ein Mittelweg.

18.

Man kann seine Spekulationsgabe vertändeln, und wie Viele haben sie schon vertändelt?

19.

Also gäbe es auch einen Pedantismus in Angelegenheiten der Spekulation?

*) Giebt es denn aber eine ganze? und wo?

Philosophie.

Ist es wie um Mode mit der Philosophie?

Einmal war sie Disputirsucht, ohne großen Nutzen. Man achtete nur die Mühe, die man auf Ventilirung disputationsfähiger Sätze verwendet hatte.

Einmal war sie bloß ein Ideenreich nach Willkür; eine Verwebung dessen, was man herausweben wollte, bloß Ideal.

Jetzt scheint sie bei Vielen ganz Körper und Sinnlichkeit zu werden — Vernunft zu Witz. Man spottet über alles Trockne, man macht sich sinnliche Grundsätze. Schönheit des Ausdruckes wird das Kleid, und bedecket die Armuth der Sache. Es entsteht die galante Philosophie, und Recensenten schreien laut: Im Combabus stecke mehr Weisheit, als in den Aristotelessen aller Zeiten.

Es fehlt aber auch nicht an Köpfen, die die Philosophie für nichts anderes, als eine Summe lateinisch barbarischer Worte ansehen. Viele halten das für Philosophie, was parador klingt, und dem gemeinen Menschenverstande entgegen ist. Ich habe selbst sagen hören: Die Schriften müssen recht philosophisch seyn, denn der Verfasser getraute sie in seinen Lebzeiten nicht an's Licht zu bringen.

Die Philosophie, die ich meine, ist 1) nicht Disputirsucht, ist 2) nicht Willkür in Ideenreihung, ist 3) nicht Galanterie, ist 4) nicht Idololatrie des barbarischen Lateins, oder der deutschen Floskeln, 5) nicht Paradoxie —— ist nur Bemühung des Geistes, weiser und edler zu werden.

* * *

Die Zeit richtet, wie über Alles, so auch über Philosophie, und löset das Räthsel: Wie Viele, die gewiß das Falsche ihrer Grundsätze witterten, die Thorheit begehen konnten, zu glauben, Andern würde es verborgen bleiben können?

* * *

Die Philosophie, wie sie jedesmal im Umlaufe war, hat vielleicht zu allen Zeiten mehr Worte gemacht, als

Früchte gebracht. Wenn irgend ein heller Kopf ein Licht anzündete, so ward's bald wieder ausgelöscht, oder zum Irrwische umgeschaffen durch

Disputirhitze;
Partei;
Geheimnißmacherei;
Versäumniß dessen, was in der Nähe lag;
das Meisterwerdenwollen der Junggesellen;
den Flattersinn der jüngern und den Steifsinn der ältern Welt.

* * *

Philosophie ist ein Organon — und, wie alle übrigen Werkzeuge, gut in der Hand des Guten, böse in der Hand des Bösen.

* * *

Philosophie ist eine breite Decke, Jeder legt darein, was er am liebsten hat, Wahrheit, Schein, Leidenschaft.

* * *

Wo kommt es her, daß sogenannte philosophische Demonstrationen ihren Erfindern Zeitlebens genug thun können, da sie doch dem nüchternen Theile, der dabei kein Interesse der Erfindung oder der Partei hat, als Kartenhäuschen vorkommen, die bei der leisesten Bewegung des Tisches zusammenfallen? — Antwort. Die Festigkeit dieser Ueberzeugung gründet sich erstens: auf die habituelle Denkart, die nie aus dem Geleise geht, und also im Besitze der Ruhe nicht wohl gestöret werden kann; zweitens: aus der Vorliebe für das System, die so gut Leidenschaft werden kann, wie die sinnliche Liebe; drittens: aus den Folgen, die man daraus gezogen, und die viel Anziehendes haben; viertens: oft aus der Wahrheit des nämlichen Satzes, die aus andern Gründen erkennbar ist, und von Jugend auf als solche angenommen ward.

* * *

Man würde Edelsteine machen können, wenn man das Rezept dazu hätte. Doch wir wollen uns mit den gediehenen Schätzen der Erde begnügen. Die jenes Rezept

finden möchte, ist die beliebteste, die diese Genügsamkeit lehren kann, die beste Philosophie.

* * *

Die Natur hat in uns einen unerschöpflichen Fond von Wahrheiten gelegt. Nur Schade, daß Wenige ihn ahnen, und die Allerwenigsten ihn benützen. Wer uns darauf aufmerksam macht, ist kein gemeiner Philosoph, wenn ihn gleich die privilegirten Philosophen nicht dafür wollen gelten lassen.

* * *

Ob sich die Erde um die Sonne, oder die Sonne um die Erde drehe: das kann mir ganz gleichgültig seyn; genug, daß die Sonne ihr Licht der Erde giebt. Dieß ist Hauptsache, jenes hat nicht viel zu bedeuten. Freilich, wenn das Sonnenlicht sich nach der Meinung des Copernikus oder nach der Meinung seines Gegentheils richtete, dann würde die Meinung der Menschen wichtig werden. Aber so lange die Natur sich um sie nichts bekümmert, so lange will ich mich auch nicht sonderlich darum bekümmern. Ich will vielmehr das Licht brauchen, das ich habe, und die Gelehrten meinen lassen, was sie meinen.

* * *

Der Strom der Kenntnisse nimmt verschiedene, und gewiß viele Rinnsale, von denen unsre Gelehrtengeschichte keine Kunde hat; da macht er unergründliche Seen, dort frißt er die fruchtbarsten Ufer weg, und das Menschengeschlecht wird gelabt. Hier löset er sich in Dünste auf, die zum Segen der Erde wieder niederfallen. Am Ende rinnt Alles in's Meer der Ewigkeit, woher Alles kam.

* * *

Wenn die Begriffe schon sehr sublimirt und alkoholisirt sind, ist es sehr leicht, zwei benachbarte miteinander zu verwechseln, und falsche Consequenzen daraus zu ziehen.

* * *

Wenn Genie eine Zügellosigkeit des Geistes ausdrückt, so will ich Alles lieber seyn, als Genie. Und wenn man, um philosophisch zu seyn, sonderbare Meinungen haben muß, so wollte ich lieber mit dem gesunden Menschenverstande unrecht, als mit der Philosophie recht haben.

Man hat die Philosophie schon so eingerichtet, daß man auf gewisse Fragen zu antworten weiß. Und ich kenne eben daran den Philosophen, daß er auf gewisse Fragen nichts zu antworten weiß.

* * *

Paradoxie macht Aufsehen. Man kann den Namen des Philosophen dadurch erwerben. Ob sie auch viel Einfluß auf den Menschen habe? Wo die Neigung von selbst schon hinzieht, wohl; man hat aber doch nicht gehört, daß aus den viel tausend Lesern des Philosophen von Genf Einer sich hat beikommen lassen, ein Waldmensch zu werden, und auf den Vieren zu kriechen.

* * *

Die nämliche Sache läßt sich so vielfach philosophiren als dichten.

Das zeugen Philosophien und Gedichte aller Welt und Zeiten.

Die Sache läßt sich von so vielen Standorten sehen und zeichnen, daß sie immer dieselbe ist, und sich doch kaum mehr gleichsieht.

Der helle Geist sieht dieselbe im Lichte, und gerade vor sich. Der Düstere verkriecht sich in Winkel, schaut und mißt oft den Schatten, und hält das Glatte für ein Phantom, weil's jedes gesunde Auge so sieht.

System.

1.

Der Mensch ist geneigt, nirgends eine Lücke zu wollen, und die wenigsten haben Großmuth und Geduld genug, Bäume zu pflanzen, davon sie in ihrem Leben keine Frucht genießen sollen. Sieh da den Ursprung der Systeme!

2.

Die Liebe zu Systemen ist wirklich nicht viel jünger als die Frage: Woher, wie, und wozu dieß Alles?

3.

Man braucht wenig Kenntniß, um ein System zu bauen: bei den flachsten Kenntnissen von Bestandtheilen der Körper kann's schon Lieblingsfrage werden, aus welchen Prinzipien die Welt bestünde?

4.

Die Liebe zum Neuen, vereint mit dem Triebe, nirgends keine Lücke zu dulden, stürzt Systeme ein, und baut neue auf.

5.

So wie der Mensch Vollkommenheit, Uebereinstimmung des Vielen in Einem lieb hat, so liebt er auch das System, das ihm die Eintracht der Grundsätze zeiget, und wo er von einem Grundsatze mehrere untereinander harmonirend übersehen kann.

Dieß ist die schönste Seite der Systemsliebe.

6.

Im ersten Feuer, wo die Meinung in der besten Gährung ist, sollte man glauben, die gestiftete Secte, der herrschende Geschmack könne nicht anders als ewig seyn, und in Kurzem ist man beides überdrüßig. Und wenn zu Leibnitzs und Wolfs Zeiten Alles um sie her monadisirt hat: so zahlt man in zwanzig Jahren das Sophisma, womit man die Einfachheit der Elemente lächerlich macht, mit goldenen Preisen.

7.

Man muß aber nicht sagen, daß es bloß Schulsysteme giebt, sie existiren in manchem Kopfe, der keine Schule gesehen hat, oft auch in dem, der wider System zu Felde geht.

Gelehrte Kenntnisse.

1.

Daß es keinen Sprung in der Natur giebt, beweisen auch die Wissenschaften, indem oft die spätern Jahrhunderte

ernten, was die frühern gesäet. Es kommt bei jedem Jahrhunderte Alles 1) auf den Vorrath der Kenntnisse an, der da ist, 2) auf die Veranlassungen, sie zu vermehren, oder wenigstens zu modifiziren, und 3) auf die Gährungen deines Zeitalters, die neue Gestalten gebären. Und weil du weder diesen Vorrath, noch diese Veranlassung, noch diese Gährungen in irgend einem Jahrhunderte, geschweige in allen Jahrhunderten genau bestimmen kannst, so ist keine eigentliche Geschichte der Gelehrsamkeit möglich: nur Trümmer lassen sich sammeln.

2.

Nicht alle Kenntnisse können Evidenz haben. Was schadet's aber, daß man auf dem Meere von Wahrscheinlichkeit herumkreuzet, wenn man nur Gold aus fremden Landen heimholet?

3.

Es ist bei den Gelehrten Mode, daß sie zu handwerkerisch auf ihren Fächleins brüten; Jeder schätzt nur das, in dem er den Ruhm seiner Gelehrsamkeit setzet. Daher das wechselnde Ansehen der Wissenschaften. Selbst Sokrates verachtete die Physik seiner Zeiten.*)

4.

Die gelehrten Kenntnisse aus Erfahrung, und die Geschichte sind die festesten, und immer die seltensten. Dafür hat man uns aber mit einer Sündfluth von Romanen schadlos zu halten gesucht. Allein Täuschung ist nie Wahrheit, und kann nie alle Wirkungen der Wahrheit ersetzen.

5.

Es sind die Menschen schon so beschaffen, daß sie sich nicht auf eine zu weite Sphäre ausbreiten können, wie das Auge nicht alle Fernen übersehen kann. Wenn sie auf das Zufällige zu sehr sehen, verlieren sie das Wesentliche. Dieß ist die Epoche des Schnörkel-Geschmackes in Kunst-, Wissenschaft- und Religionssachen.

---

*) Und that, wie ich glaube, nicht ganz unrecht daran.

6.

Bei der Menge derer, die sich zur Zahl der Gelehrten rechnen wollen, und bei der geringen Zahl derer, die Fleiß und Geist genug zur Gelehrsamkeit haben, wie kann es anders seyn, als daß ein kleiner Bruch von wahren Gelehrten herauskommt?

7.

Man kann bemerken: je schwerer die Wissenschaften sind, je weitaussehender das Feld, desto mehr glaubt Jeder die Uebersicht davon zu haben. Zeuge davon sind die lächerlichsten alltägigen Raisonnements über Staat und Religion.

8.

Man hält überhaupt mehr auf's Wissen, als auf's Handeln: darum kommt man so hart daran, sich auch nur für sich selbst für unwissend zu halten. Man wiegt sich also lieber in den süßen Traum des eigenen Wohlgefallens ein, daß man das und das besser, als Andere verstehe, und in dem ruhigen Schlafe der Eigenliebe träumt man, daß man vielleicht selbst in der Weltordnung Vieles zu bessern gefunden hätte, wenn man bei der Schöpfung gegenwärtig gewesen wäre.

9.

Wer nach der Mode denkt, nach dem Ruhm eines Gelehrten bei gewissen andern Gelehrten trachtet, dem werden die besten Wahrheitsquellen verstopfet. Denn er darf nichts von dem denken, was bei Andersdenkenden, und gerade bei den Bessern für Wahrheit gilt.

10.

Mancher dünkt sich weise, daß er Alles bezweifelt, oder zu bezweifeln vorgiebt, und sich einen Skeptiker nennet.

Wie leicht ist's, in dieser Schule Fortgänge zu machen: man ist Lehrling, Schüler und Meister im ersten Augenblicke, und es ist Alles in einem Hui zur Nacht philosophirt, wenn man die Augen schließet, und wie leicht ist dieß?

11.

Das Schwerste ist, aus Gelehrsamkeit nicht mehr zu machen, als daran ist, denn man belohnt sich gerne für seine Mühe, und schwingt das Epheu etwas höher, nachdem man die Kelter getreten.

12.

Es ist keine Wissenschaft von der andern mit eisernen Wänden getrennet, eine fließt in die andere, und alle zusammen drehen sich um das kurze Wort — Wahrheit — und sind davon weiter oder näher entfernet.

Doch ist's vielleicht keiner weniger möglich, einzeln zu subsistiren, als der Spekulation über allgemeine Gegenstände und Grundsätze, das bringet der Begriff selbst mit sich.

U n g l a u b e.

1.

Es ist eine große Thorheit, Alles anzunehmen, und wird vielleicht nur von der aufgewogen, Alles zu verwerfen.

2.

Der Unglaube ist so gut Vorurtheil, als der Aberglaube.

3.

Die Wahrheit bedarf keiner frommen Lüge, um fortzukommen, aber auch die Vernunft keines Starrsinnes, um Wahrheit zu sehen.

4.

Die mit dem Vorurtheile des Unglaubens philosophiren, machen ihr Glück durch A n k l a g e n.

Und schon Demosthenes hat angemerkt, daß es mehr Wirkung mache, anklagen, als vertheidigen. Daher (wenigstens zum Theil) der Ruhm der Freigeister über ihre Widerleger.

5.

Der Unglaube zeichnet kein Portrait der Wahrheit, sondern ist eine Universalrezension gegen alle Portraits derselben.

Erziehung.

Es giebt eine vierfache Erziehung.

Die erste bekommen wir von der Natur: sie heißt allmählige Entwicklung unsrer Sinne und Kräfte.

Die zweite bekommen wir von den Menschen: sie ist der Gebrauch, den uns die Menschen von unsern Sinnen und Kräften machen lehren.

Die dritte bekommen wir von den gewöhnlichen eigenen Erfahrungen: sie heißt Berichtigung unsers Denkens, Bildung unsers Charakters.

Die vierte bekommen wir von den Schicksalen, Leitungen und Fügungen der Vorsehung, die zum Theil die vorigen nothwendig in sich begreift, und zum Theil ihre Defecte supplirt, indem sie uns nöthiget, gewisse ungewöhnliche Erfahrungen zu machen u. s. f.

Der Begriff scheint mir sehr reich zu seyn, und man braucht wenig Vernunft, um viel Wahres darin denken zu können.



II.

Ideen zur Vernunftmoral.

(Etwas mehr nach der Form der Schule, aber ohne Nachtheil für die Sache.)

Aus den vielen Aufsätzen, die in das Fach der Vernunftmoral gehören, lasse ich nur vier kurze abdrucken, weil sie hinlängliche Beweise geben von seiner Gabe, die moralischen Begriffe zu entwickeln.

Begriff der Vernunftmoral.

1.

Rechtschaffen handeln, und unrechtschaffen handeln, sind zweierlei.

2.

Es giebt gewisse Vorschriften, rechtschaffen zu handeln.

3.

Es giebt gewisse Beweggründe, nach diesen Vorschriften zu handeln.

4.

Jene Vorschriften 2. und diese Beweggründe 3. lassen sich aus der Vernunft erkennen.

5.

Es giebt auch Versuchungen, die Vorschriften der Vernunft zu übertreten.

6.

Es giebt aber auch Stärkungsmittel, auch Bewahrungsmittel gegen diese Versuchungen.

7.

Jene Versuchungen und diese Bewahrungs- Stärkungsmittel lassen sich aus der Vernunft erkennen.

8.

Es giebt Naturpflichten, die man ausüben kann und ausüben soll.

9.

Es giebt Naturrechte, die man ausüben darf, und nicht ausüben muß.

10.

Jene Pflichten und diese Rechte sind auch der menschlichen Vernunft erkennbar.

11.

Es läßt sich also eine Wissenschaft denken, darin
1) Vorschriften, Pflichten, rechtschaffen zu handeln (2. 8.),
2) Beweggründe, sie zu befolgen (3.),
3) Versuchungen, sie zu übertreten (5.),
4) Bewahrungs- und Stärkungsmittel dagegen (6.),
5) und endlich Naturrechte (9.) entwickelt werden.

12.

Alle diese theils Vorschriften, theils Beweggründe, theils Hindernisse, theils Hülfsmittel, theils Naturpflichten, theils Naturrechte bestimmen das sittliche Betragen, den moralischen Zustand des Menschen;

13.

In soweit ihr Erkenntnißgrund Vernunft ist.

14.

Zusammengenommen also machen sie die Moral, und zwar die Vernunftmoral aus.

Moral, wie sie seyn soll.

1.

Sie sey gleich weit von Schwärmerei und Irreligion entfernt.

2.

Sie soll die Wahrheit nicht durch's Neue und Paradoxe schminken, noch durch finstere Wortgepränge verdunkeln,

noch die Sätze, die man herausphilosophiren will, hinter eine Menge Definitionen verstecken.

3.

Sie soll nicht den Skolastikern folgen, und die Wissenschaft zur Disputirsucht herabwürdigen, sohin nur mit den disputabelsten (das ist, den unnützesten) Sätzen sich aufhalten, und das Nützliche indessen aus dem Augenmerke verlieren.

4.

Sie soll überall Interesse für die Tugend und Rechtschaffenheit durchscheinen lassen, und um es zu können, von dem Tugendsinne des Verfassers innere Lebenskraft erhalten.

5.

Sie soll nicht beim Allgemeinen stehen bleiben, sondern bis zur Entwicklung der speciellsten Pflichten fortschreiten.

6.

Sie nehme die Menschen überall, wie sie sind, um sie zu bilden, wie sie seyn sollen.

Werth der Vernunftmoral.

Eine gesunde Vernunftmoral

1. ist für jeden Menschen wichtig.

Weil er sich dadurch seiner Pflichten erinnert, die sonst durch Vergessenheit ihr Gewicht für ihn verlieren; und weil er sich dadurch zur Beobachtung derselben stärkt, die durch Beispiele und wachsende Reize zur Uebertretung immer mehr erschwert wird.

2. Ist auch für Gelehrte wichtig.

Weil die Cultur des Herzens mit der Cultur des Verstandes in gleichem Grade wachsen soll. Beispiele zeigen uns, welche Carricaturen der Menschheit aus Gelehrten geworden, die diese Regel vernachlässiget haben. Selbst dem Erkenntnißvermögen ist die Cultur des Herzens nützlich, weil wegen der so großen Einflüsse des

Willens auf den Verstand die Begriffe des unverdorbenen Menschen viel lauterer, ungetrübter sind, als jene, die von dem verdorbenen Herzen tingirt worden.

3. Ist ein Bedürfniß in Rücksicht auf die Zeiten, wo die Moral durch glänzende und dem Jünglinge schmeichelnde Wenduugen verdorben wird. Da auch das strengste Büchervecbot dem Uebel nicht mehr steuern kann, und oft nur die Neugierde noch mehr reizet, so giebt es vielleicht kein kräftigeres Mittel gegen die Wirksamkeit der verführenden Schriften, als daß man das Unmoralische derselben durch moralische Schriften unschädlich zu machen sucht.

4. Ist der christlichen Moral nicht entgegen.

Denn die rechte Vernunftmoral geht eine gute Strecke den nämlichen Weg, den uns die christliche führet — führet uns alsdann zum Vorhof der christlichen hin. Dort neigt sie sich in Ehrfurcht, und freut sich, höheres Licht zu finden, wo sie sonst von Nacht und Finsterniß überfallen würde.

5. Ist wegen des Daseyns der christlichen nicht überflüßig.

Denn auch in der christlichen Moral ist Vernunftgebrauch, oder ein Ausspruch des Gewissens unentbehrlich, um die Lücke auszufüllen, die von jedem allgemeinen Grundsatze, z. B. liebe den Nächsten wie dich; gieb dem, der von dir begehrt, bis zur individuellen Anwendung, gieb diesem nicht, gieb jenem so, gieb ihm anders, reichet. Diese Anwendung kann natürlicherweise nur durch Vernunftgebrauch, oder einen Ausspruch des Gewissens bestimmet werden.

Was ist Starkmuth?

1.

Physischstark ist der, der eine große Last heben kann, der bei der Arbeit nicht geschwinde ermüdet. Es heißt: er hat gute Kräfte.

2.

Die Ursache, warum Einer stärker ist, als der Andere, liegt in dem verschiedenen Bau der Körper, zuvörderst der Muskeln und Nerven, welches die Stricke bei der Maschine unsers Körpers sind, die über die festen Theile als Hebel gezogen sind.

* Warum Kinder, alte und auch fette Leute bald ermüden?

3.

Wer eine Last nicht heben kann, oder bei aller Anstrengung erliegt, hat dazu nicht hinlängliche Kräfte, jene zu tragen, und diese auszuhalten.

4.

Wenn Jemand auch physische Stärke hat, kann er doch furchtsam seyn, daß er die Last nicht angreift, oder faul, daß er sie nicht tragen mag, das heißt, er hat nicht moralische Stärke.

5.

Alles, was schwächt, ermüdet, zerstreuet, niederschlägt, kann eine Last genannt werden, z. B. körperliche Arbeit, Hitze, Kälte, Hunger, Durst, Abgang an Bequemlichkeit, Verlust derer, die man liebt, Feindeshaß und Feindesmacht, Verachtung, eigene Herzensbitterkeit, fehlgeschlagene Hoffnungen, Wünsche, Ahnungen, Furchten, Schrecken, Schmerzen, Todesangst u. s. f.

6.

Das, was ein Mittel ist, oder seyn kann, wodurch uns ein (sicheres oder eingebildetes) Gut geraubt, oder ein Uebel zugefügt wird, heißt Gefahr.

7.

Wessen Muth durch keine Lasten gebeugt, und durch keine Gefahren erschüttert wird, dessen Muth ist stark, der hat Starkmuth.

III.

ΓΝΩΘΙ ΣΕΑΥΤΟΝ.

Toujours une ligne.

Man muß festhalten an Grundsätzen, die die Erfahrung aller Zeiten als gut gestempelt hat.

Mäßigkeit.

Eine äußerst nothwendige Tugend für dich.

Der Unmäßige ist nie frei, nie zu seiner Pflicht aufgelegt, wie er seyn könnte, nie heiter, in Allem moros, unbehaglich und ungenießbar. Er eilet vom Essen und Trinken wieder zum Essen und Trinken, und will sein Mißvergnügen verbessern, und verschlimmert's.

Er verkürzt sich unverantwortlich das Leben, das ihm zu anderm Zwecke, als zur Begnügung des Geschmackes gegeben worden.

Also:

Außer den gewöhnlichen Zeiten nichts gegessen; bei der Mahlzeit nie zur völligen Sättigung; am wenigsten zu Nacht, um ruhig zu schlafen, und kräftig zum Rechtthun wieder aufzustehen.

Schlaf.

Diese Erquickung von Tagesarbeit und Tageshitze — aber auch dieses Bild vom Tode.

Sein Genuß giebt Erholung,
sein Uebermaß Erschlaffung der Kräfte.

Gewöhne dich nicht an das weichliche Lager,
dein Leib wird einst im Krankenbette,
oder gewiß im Grabe genug zu liegen bekommen.

Der

Der Aufschub des Guten.

Immer Morgen; aber wenn du immer verschiebest, wann wird die Vollziehung werden?

In einem Tage — oft in einer Woche scheint dir die Besserung so leicht, die Besserungs-Hindernisse verschwanden, und in der That verstärken sie sich mit jedem Tage.

Du hoffest auf die Veränderung äußerlicher Umstände, träumest dich in die Zukunft, bist mit dem Gegenwärtigen unzufrieden, glaubst es, deiner Vervollkommnung hinderlich, und brauchest nicht, was da ist.

Sey gehorsam der Vorsicht, und lebe für den Augenblick, der dir gegeben ist, und wirke nach der Beschränkung, welche sie um dich her geschaffen hat!

Lerne ein Mensch seyn, und mit der Lage dich begnügen, in die du gesetzt bist. Du bist eine unnütze Pflanze, wenn du in dem Erdreiche nicht gedeihest, in welches du gewiß nicht umsonst gepflanzet bist.

Aussicht in die Zukunft.

Ein Damm gegen die ausbrechende Leidenschaft.

Du mußt einst diese Erde, diesen Kreis der Gesellschaft verlassen, und dich jetzt schon fragen, wenn die Stunde schlägt: Wie willst du daraus weggehen? Soll dein Andenken ein Fluch oder Segen seyn?

Soll auch dein Feind froh seyn, daß er deiner los geworden?

Ist ein schöneres Scheiden, als welches uns die Sonne jeden heitern Tag zeiget? Nach vielen Wohlthaten an Gute und — an Böse, mit ruhigem, gemildertem, sanftem Strahle, daß die ganze Natur darüber dämmert und schweigt, und Alles den gemeinen Verlust fühlt — — scheidet sie von uns. Du bist keine Sonne, keines so weiten Kreises und Einflusses fähig, aber doch nach deinem Kreise und nach deiner Fähigkeit sey mild, sanft, wohlwollend und wohlthuend, gehe vorüber, wo du Böses thun könntest und — möchtest; laß dem Sturme das

Tosen, und dem Strome das Brausen, und dem Orkan das Stürmen, und dem Gewitter das Donnerschleudern, und dem Erdbeben das Verschlingen, und dem Vulkan das Verzehren und Einäschern. Du aber sieh hinauf zum kühlen, labenden Strahl des unermessen=entfernten Gestirns, und wünsche dich zu gesellen zu gütigen Naturen.

Stolz, Ruhmsucht.

Bei der Erinnerung an die vielen Fehler, die du begangen, und an die vielen Schwachheiten, die du noch an dir hast, und auf welche du nicht anders, als mit Scham sehen kannst, wirst du doch zum Stolze versucht.

Ist ein elendes Ding um den Stolz — will den kleinsten Keim davon nicht dulden in mir — will gut werden, und das Stolzseyn den Thoren überlassen.

Kindersinn.

Gott, gieb mir jene süße Empfindung meiner ersten Kinderjahre wieder! Wie ich da betete, wie ich die Welt ansah! Ich habe mich indessen viel bemüht, habe Menschen und Natur kennen lernen. O säh' ich wieder mit dem Auge, wie ich damals sah!

Meine jetzige Empfindung.

Keine Trübsal bleibt mir aus, jede kommt zur bestimmten Zeit, und allemal noch eine Suite von unerwarteter Gesellschaft mit.

Doch Hoffnungen, die sich prächtig melden ließen, sind alle ausgeblieben.

Keuschheit.

25. April 1779.

1.

Sie ist die Blüthe der Hoffnungen, die der Mensch im Frühlinge seines Alters zeigt. Wehe dem Menschen, dessen Blüthen ein Reif wegsengt! Wo die Früchte? Der ganze Baum steht ab.

2.

Sie ist der köstlichste Schatz im brechlichsten Gefäße. Die Neugierde locket; die Einbildung verführt in Zaubergärten; die Sinne kurzweilen mit der Vernunft; das Beispiel erschüttert; Verführung betrüget die Unerfahrenheit; nur ein sanftes Gefühl der Scham hält Wache — und o, wie bald ist dieses Gefühl übertäubt!

3.

Sie leuchtet in des Menschen Angesicht, verschönert den Leib, und beseelt die Seele des Menschen. Unverdorbenheit, du bist ein Spiegel, in dem Gottes Abglanz leuchtet.

4.

Ein unersetzlich Gut; die Buße, die so vieles Verlorne wieder gut machen kann, kann diesen Schatz, wenn er dahin ist, nie wieder gut machen.

5.

So will ich denn den Gefahren, denen ich entkommen kann, vorsichtig aus dem Wege gehen, und mich durch Gebet zum Widerstande stärken in denen Gefahren, welchen ich nicht aus dem Wege gehen kann.

10ten Februar 1782.

Wie gefallen und gesunken ist mein Muth?

Er war wie Bergstrom, der über alle Felsen wegrann.

Aber ach, versiegt ist der Wolkensegen, und wüst und öde trauert's umher!

1sten September 1783.

Unter allen Büchern, die ich gelesen habe, und noch immer lese, wirkt keines so zuverlässig auf mein Herz, als das Evangelium, und dann das Büchlein, wie man Christo nachfolgen solle.

Um diesen Eindruck auf mein Herz dauerhaft zu machen, will ich in's Künftige alle die Stellen, die mich am stärksten rühren, für mein Herz übersetzen.

(So fand ich unter seinen Papieren mehrere Hauptstücke aus dem Griechischen des N. T. und aus dem Lateinischen de imitatione Christi übersetzt. Zur Probe das)

2. Hauptstück,

aus dem dritten Buche der Nachahmung Christi.

Rede, Herr! denn dein Knecht höret. Ich bin dein Knecht, gieb mir Verstand, zu erkennen deine Zeugnisse!

Neige mein Herz zu den Worten deines Mundes! Deine Rede fließe wie Thau!

Einst sagten Israels Kinder zu Moses: Rede du zu uns, und wir werden darauf achten, aber der Herr rede nicht zu uns, daß wir nicht sterben.

Nicht so bete ich, Herr! nicht so, ich bete vielmehr mit Samuels Demuth und Begierde: Rede, Herr! denn dein Knecht höret;

Nicht Moses rede zu mir, oder der Propheten einer, rede du zu mir, Herr, Gott, Du aller Propheten Geist! Du kannst mich ohne sie alle vollkommen unterweisen, aber ohne dich vermögen sie nichts.

Worte mögen schallen; aber den Geist prägen sie nicht ein. Die Menschen mögen zierlich reden, aber wenn du schweigst, wird das Herz nicht angeflammt.

Sie mögen den Buchstaben lehren, aber den Sinn erklärst Du; sie mögen Geheimnisse aussprechen, aber den Schlüssel dazu giebst Du; sie mögen Gebete hersagen, aber dieselben erfüllen hilfst Du; sie mögen den Weg zeigen,

aber zum Gehen stärkest Du; sie wirken von außen, aber Du unterweisest und erleuchtest die Herzen; sie begießen von außen, Du segnest mit Fruchtbarkeit; sie geben Worte dem Ohr, Du lehrest das Gehörte verstehen.

Also nicht Moses rede zu mir, sondern Du, mein Herr, Gott, ewige Wahrheit! daß ich nicht sterbe, und verdorre ohne Frucht, wenn ich nur von außen ermahnet, und nicht inwendig wäre angefeuert worden; daß mir nicht das gehörte und nicht befolgte, das erkannte und nicht geliebte, das geglaubte und nicht erfüllte Wort zum Gericht werde.

Rede also, mein Herr! denn dein Knecht höret, Du hast Worte des ewigen Lebens. Rede mir zum Trost meiner Seele, zur Besserung meines Lebens, rede mir Dir zum Lob' und ewiger Ehre!

Der Abschied.

4te October 1782.

Liebe Vorsicht, hast du mir diesen Weg bestimmt: sieh, ich tret' ihn muthig an!

Ich verlasse liebe Menschen, die mit Thränen mich begleiten, und mit Sehnsucht nach mir sehen. Mein Herz wandelt mit fort — und bleibt zurück.

Auch ich weihe Thränen euch, ihr Freunde, die mein Auge vielleicht nimmer sieht!

Trübe ist der Himmel, ein Sturm saust über den Wald daher.

Traurig ist mein Herz, und die Ahnung läßt mich in die Zukunft mit dunkeln Schauern sehen.

Doch ich folge, liebe Vorsicht, deinem Winke, achte Sturm und Ahnung nicht!

Ueberall bist Du mit mir, bist mir Vaterland und Freund!

Bist mir Führer auf jedem Wege, der mich leitet durch die Sterblichkeit: getrost will ich hinwandeln bis in's Grab.

Will segnen, wo ich vorübergehe, und den Weg mit Fußstapfen der Menschlichkeit und der Bruderliebe bezeichnen.

Ist doch Alles so kurz! die Jahre, die ich gelebt, sind wie Augenblicke.

Was noch übrig, wird auch bald vorüber seyn, und dann keine Wolke mehr, und keine Bangigkeit — dann athme ich frei in Gottes bessern Welten!

IV.

Journal de mon âme, commençé

27. Mars 1783.

Optima virtuti proxima quaeque dies (sagt die Vernunft).

— — — ibo

Ad cultum, sed non nunc, aliquando tuum (sagt die Sinnlichkeit).

Täglich so viele Besserungsvorschläge, und keine Veränderung. Eine Epoche des Lebens verfließt nach der andern. Die Wünsche erfüllen oder vereiteln sich, die ehemaligen Tugendhindernisse verschwinden oder verstärken sich; und ich stehe noch immer da, entfernt von der Tugend, vielleicht mit jedem Tage weiter entfernt, und wenn ich's nicht anders anfange, so geht es so fort, und mein Leben erhält den Werth nicht, den ich mir selbst als den Zweck meines Strebens vorgesetzt habe. Möcht' ich aber so fortleben, und in dieser Lage, auf diesem Wege, auf dem ich wandle, mein Leben beschließen? Gewiß, nein! Und wie leicht hätte es geschehen können, daß ich's auf diesem Wege schon beschlossen hätte? Wie Viele sind gestorben, die ich für gesunder als mich gehalten? Und ein für allemal dreißig sind vorüber. Niedergeschlagenheit, Trübsinn, Arbeitscheue, Unthätigkeit, ihr seyd es, die ihr mir's wehren wollet, mein Leben Revüe passiren zu lassen. — Und ihr sollet es nicht!

Alea jacta est!

28sten März 1783.

Es ist eine gewisse Harmonie in der Körper- und in der Geisterwelt.

Ueberall z. B. ist die Saat vor der Ernte, und diese wie jene. Darum will ich Gutes säen, und reichlich säen, um Gutes, und um reichlich zu ernten.

29sten März 1783.

Ich las in Johannes Evangelium die letzten himmlisch gütigen Reden Jesu, und ich schritt in Einem Athem an das folgende Kapitel über: Et egressus est cum discipulis trans torrentem Cedron, ubi erat hortus.

Welche Empfindung! Diese himmlische Güte, voll Wohlthuns mit Hand und Mund, und so gelassen hingehend in die bängsten Schmerzen!

Wer so lehren kann, ist groß.
Wer so lehren und handeln kann, ist größer noch.
Wer so lehren, handeln, sterben kann — der Größte.

Den 2ten Mai 1783.

Du verbirgest uns dein Angesicht unter den Wolken, hohe Sonne! und wir beginnen freier zu athmen. Dein feuriger Strahl war uns zu gewaltig. Mit großen Tropfen löset sich die Wolke auf, und verbreitet Frische umher in der lechzenden Gegend. Verschwunden ist die Bangigkeit! Welch eine angenehme Empfindung bebet durch meine Natur! Ich athme freier, frischer. Mit hohem Getöse theilen die Wolken sich, die Berge hallen den weiten Donner zurück, und erschüttert antworten die Thäler ferne, und auf den Flügeln des Windes fährt der Blitz. Großes Schauspiel der Natur! Ein Symbolum des Guten, das ohne Geburtswehen nicht werden kann!

Ueber Verführung.

Den 26sten September 1783.

Die Verführung winkt mir schmeichelnd zu, zeiget mir die Lust mit Farben des Regenbogens gemalt. Leicht vergesse ich bei dem angenehmen Schimmer, was die Vernunft mir sagt, daß die Reue mit ihrem schrecklichen Bilde und Schlangenbissen dahinter steht. Du, o Freund! dessen Herz ganz der Tugend geweiht ist, o dein liebliches Bild,

voll unschuldiger Scham, stehe vor mir! Ich will nicht mit entehrender Begierde das Herz beflecken, das du liebtest.

Den 29sten September 1783.

An —

So viele Menschen mißkennen und verfeinden mich, neiden jeden Vorzug an mir. Aber du sahst mich lieblich an, und liebst mich! O, diese Empfindung deines Herzens ist mir lieber, als eine böse Welt!

Die Freuden der Gottesfurcht.

Die Freuden der Gottesfurcht sind also doch die reinsten aus allen, die du gekostet hast, mein Herz! Ihr Genuß ist ohne Bitterkeit, ohne Reue. Das hab' ich oft in Büchern gelesen, in Predigten gehöret, aber nie verstanden, bis ich's erfahren habe.

Es ist traurig, daß man die Worte nicht recht versteht, bis man die Sache erfahren! Dieß mag wohl Ursache seyn, warum auch gute Bücher nicht so viel Gutes und nicht so schnell stiften, als man von ihrer Kraft erwarten sollte. Sie können die Erfahrungen nicht ersetzen, und ohne Erfahrung ist gewöhnlich die Erkenntniß so unwirksam, als wenn sie gar nicht wäre. Aus Mangel an Erfahrung halten z. B. so viele Unglückliche das Leben der Frommen für ein freudenloses Leben. Sie sehen das Gesetz Gottes für die Fessel eines Despoten an, die den Genuß der Freude hemmte; und wissen nicht, daß außerhalb der Schranken des Gesetzes keine wahre Freude zu finden sey.

So lange die Menschen kein Vergnügen des Geistes gekostet haben, haben sie nur Geschmack an solchen, die sie mit den Thieren gemein haben. Und der Mensch ist doch mehr als Thier — seiner Bestimmung nach. Er soll also auch mehr seyn in seinen Handlungen und in seinen Vergnügungen. Wohl dem, der frühzeitig angeleitet

wird, höhere Vergnügungen zu suchen, als die das Thier genießen kann!

Wer der Menschheit diese Anleitung durch Lehre und Beispiel giebt, ist ihr großer Wohlthäter.

Wer ihr nebst Lehre und Beispiel auch Kraft dazu giebt, ist ihr größter Wohlthäter.

Wie heißt dieser?? *)

Am Festtage der Auffahrt Jesu.

Herr, ich freue deines Sieges mich! Glorreich, herrlich scheidest Du von uns: so verherrlicht Dich dein Vater, der Dich leiden hieß!

Die lichte Himmelswolke nimmt Dich auf! Wie so anders als die Finsterniß, die bei deinem Sterben die Erde deckte!

Keine Wunde schmerzet mehr, kein Blut fließt mehr aus der Seite — Zwar floß der letzte Tropfen, jede Nerve litt Schmerzen.

Doch vorüber ist aller Schmerz, aller Streit, nur zurückblieb Freude und Sieg.

Göttlicher, auch unsre Augen reichen nimmer hin, wo Du erhaben bist, und es fließet unsre Sehnungsthräne, und unser Wunsch flieget Dir nach!

Sey gesegnet, Liebster, der uns liebte! Vollendet ist der Sieg, vollbracht das Werk, nach dem Dich verlangte! In Leiden und Freuden warst Du bei uns, warst unser bester Freund in Lehre und That.

Nun, o herrsche und regiere an des Vaters Seite, der an Dir sein Gefallen hat!

Sey auch, und verbleibe ewig unser Freund an des Vaters Seite!!

Denn Du bist immer Derselbe.

---

*) Auf diese Frage kann wohl in der Hauptsache keine andere Antwort gegeben werden, als: Seinen Namen findest du Luk. II, 21.

Die Empfindung nach dem Falle.

Die Empfindung des Jonathas, nachdem er wider den Befehl seines Vaters vom Honigfladen gegessen hatte, ist die Empfindung aller Menschen nach dem Falle, so lange sie noch nicht um alle Empfindung gekommen: „Ein wenig Honig hab' ich gekostet, und sieh, ich sterbe!"

Wie eine Blume ist's verwelkt, wie ein Lüftlein ist's verweht, was mich reizte, und sieh! ich sterbe.

So reizend das Unrecht ist, ehe es begangen wird, so fürchterlich wird's, wann's begangen ist. Schön ist die Rose, aber indem du sie pflückest — fällt eine Schlange, die hinter der Rose verborgen war, auf dich her, und zerfrißt dir dein Herz — Dahin ist die Schöne der Rose, und du mit ihr!

Den 30sten September 1783.

Ist vielleicht der edlen Seelen Loos, daß sie müssen zu traurigen Tönen gestimmt werden, damit sie wiedertönen, wo sie leiden sehen?

Im Augenblicke,

wo der Geist sich mit dem vergoldeten Gitter seiner Wohnung eben nicht recht begnügen konnte.

Warum erschrecken wir so vor dir, Tod! da du unser besserer Freund, als selbst unser so geliebtes Leben bist? Es ist nicht Feigheit, nicht Vorurtheil, nicht Grillenfangerei, es ist Wahrheit, daß hier viel, viel, viel Elend ist.

Ich habe es erfahren, daß unter die Süßigkeiten des Lebens Bitterkeit gemischt ist. Und du, wer du immer bist, und im Taumel des Genusses noch nicht an eine Bitterkeit glaubst, die dir die Süßigkeit vergällen kann: du wirst es auch erfahren, und wenn dir deine Philosophie zuruft, daß diese Sprache mehr einsiedlerisch, als

wahr sey, so darfst du sicher seyn, daß es die rechte Philosophie nicht ist, die der Erfahrung des Herzens so dürre widerspricht.

Nach Lesung des Lebens des Columbus.

Sehet, ein Mensch! das sollte man unter das Bild solch eines Mannes mit unbesiegtem Muth, Entschlossenheit, Weisheit, Tugend, Erfindung schreiben. Sehet, ein Mensch! Die Blume blühet; die Frühlingsluft kühlet; die Blüthe duftet; die Sonne leuchtet; die Sterne blinken ... angenehme, sanfte, herrliche Erscheinungen! Aber Homo cum adversa fortuna colluctans, spectaculum Deo dignum. Sehet, ein Mensch! Das Vegetiren der Pflanzen, Essen, Trinken, Schlafen ist nicht das rechte Leben des Menschen.

Die Vorsicht muß den Menschen aus seinem Wunschkreise herausreißen, muß ihn in's Wasser werfen, damit er schwimmen lerne.

Sehet, ein Mensch!

Stoff für bessere Gesänge.

Statt Tändelei, Liebe, Wein und Wollust, die nur zu bald in das Herz des Jünglings Eingang finden, ohne ihm eingesungen zu werden, statt dieser müßte ein Gesang, voll erhabener Einfalt und Nachdruck, die Größe und Güte Gottes, die unaussprechliche Schönheit der Natur, die Göttlichkeit der Tugend, und die wahre Freiheit des Frommen dem Jünglinge fühlbar machen — —

Solche Gesänge wären ein Segen für die Menschheit, und des Dankes aller Jahrhunderte werth.

Strenge für mich: Billigkeit für Andere.

1.

So oft ich solche Geistliche sehe, die nämlich nicht fühlen die Größe ihres Berufes, fällt mir der stolze Gedanke ein: Nolo fieri sicut vos!

2.

Es scheint sehr demüthigend für Viele, daß sie in vierzehn Jahren, die sie dem Studiren gewidmet, nicht so viel gelernt haben, als sie wissen müssen, um taugliche Führer des Volkes werden zu können. Allein sie verantworten sich leichter, als ich geglaubt hätte.

3.

Sie sagen nur: Rubrikenkenntniß und Kasuistik machen die Sache einmal nicht aus. Wer weiß, wie er zu Tische sitzen, oder die Tafel decken soll, hat darum noch nicht Brodschnitten für Kinder, und feste Speise für Männer, und Arznei für Kranke — denn wo hätten wir's auch gelernet? Brod für Kinder, feste Speise für Männer, und Arznei für Kranke zuzubereiten?

4.

Liebe Brüder! dieß mildert vielleicht euer Gericht; aber vollkommen wird es euch wohl nicht rechtfertigen. Denn es scheint ja auch daran zu fehlen, daß ihr nicht einmal brauchet, was ihr habt.

5.

Doch ich will lieber mich richten, als meine Brüder; will lieber die Ränke der Eigenliebe in meinem Herzen ausspähen, als die Fehltritte Anderer auf fremden Boden zählen; will lieber in mir reformiren, wo ich kann, als außer mir, wo ich nicht kann — und eben darum nicht soll.

An den Schlaf.

Süßer Schlaf, wie sanft ist deine Gewalt! Welcher Balsam für die ermüdeten Glieder! Ach des schwülen Tages, wie wenig sah ich's am Morgen vor, da mir die Dämmerung des Tages so erquickend zulachte! O, ich segne dich, kühle Nacht, ich segne dich, Schlaf, wo ich von meiner Müde ausruhen kann! Zage nicht, meine Seele, der Uebel wegen, die dir im Tage deines Lebens so unerträglich scheinen; zage nicht, es kommt eine Nacht, wo du ausruhen kannst im kühlen Schooße der Erde!

Früchte der Einsamkeit.

Unter dieser Aufschrift kommen allerlei Gedanken vor, die er sich aus den Betrachtungen, die der Fürstbischof zu Bamberg im Seminarium gehalten hat, aufgeschrieben, und mit den Seinigen versetzet hat.

Selbsterkenntniß.

Herr, prüfe mich, und leite mein Herz!

I. Die Hindernisse der Selbsterkenntniß:

a) Immer auswärts gewandter Blick des Menschen, es mögen nun selbstgemachte, oder Berufsgeschäfte seyn, in denen er sich unnöthig verlieret.

b) Jugendlicher Leichtsinn, der das Wichtigste unwichtig findet, und den Blick nie in sich verweilen läßt, sondern immer außer sich hinausjaget, und außer sich wie im Strudel umhertreibt.

c) Schwierigkeit der Selbsterforschung: der Mensch ist sich selbst gewöhnlich das erste Räthsel. —

d) Eigenliebe, die die Auflösung dieses Räthsels künstlich zu hintertreiben, und ihre Absicht in nicht erkannten Falten zu verstecken weiß.

e) Leidenschaften, die das Wasser nie ruhig werden lassen, weil es ihnen daranliegt, im Trüben zu agiren.

II. Fragen zur Selbsterforschung:

Welche sind die wirklichen Anlagen deines Verstandes und deines Herzens?

Was ist die Bestimmung, der Beruf dieser Anlagen?

Welches ist deine bisherige Bildung, oder Verwahrlosung deiner Anlagen?

Oder deutlicher:

Was könntest du seyn nach deinen Talenten?

Was solltest du seyn nach ihrer Bestimmung?

Was bist du nach der wirklichen Bildung, oder Verwahrlosung derselben?

O Du, in dem keine Finsterniß, sende dein Licht, daß ich erkenne, was ich seyn könnte, und was ich seyn sollte, und was ich gewiß nicht bin — damit ich werde, und gewiß werde, was ich seyn kann und soll!

Beruf zum Lehramte.

Ich kam zu euch, nicht in hoher Rede ꝛc.

Unfähig zum Lehramte macht die Unwissenheit.

Es ist nicht gut, daß Blinde Führer der Blinden werden, und doch ist die Unwissenheit des Priesters nichts Geringeres, als eine blinde Führerin der Blinden.

Unfähig zum Lehramte macht uns die falsche Weisheit.

Falsche Weisheit ist's, wenn man die oberflächlichen Kenntnisse für gründliche Kenntnisse hält, und sich darauf viel zu Gute hält.

Falsche Weisheit ist's, wenn man sich mit bloßer Rubriken-, Rezensenten-, Katalogen-Gelehrsamkeit vollstopfet, und sich mit solchen äußerst unbrauchbaren Nachrichten aus dem Lande des Erkennens begnügen kann.

Falsche Weisheit ist's, wenn man sich durch reizende und herzverderbende Bilder der groben oder feinen Wollust den Sinn für lautere Wahrheit und evangelisch reine Sitte rauben läßt.

Falsche Weisheit ist's, wenn man sich Büchern anvertraut, die in Zweifellabyrinthe führen, und keinen wohlthätigen Faden darreichen, an dem wir uns wieder herausfinden können.

Falsche Weisheit ist's, die die Ordnung im Denken und Handeln umkehrt. Das eine Gesetz der Ordnung ist dieses:

das Nothwendige zuerst;
das Nützliche nach dem Nothwendigen;
das Bloßangenehme nach dem Nothwendigen und Nützlichen...

Auf diesem Gesetze beruht denn auch aller nüchterne Vernunftgebrauch; um seiner Wichtigkeit willen wiederhol' ich's:

das Nothwendige zu Allererst;
das Nützliche am zweiten Orte;
das Bloßangenehme zu Allerletzt — und nur alsdann, wenn die Sorge für das Erste und Zweite ein Zeitchen für das Dritte überläßt.

Eitelkeit.

Die Eitelkeit folgt uns nach bis in den Himmel guter Werke:

Da die übrigen Laster nur auf der Erde fortkriechen.

Freiheit.

Der Mensch ist immer geneigt, zu glauben, daß seine Freiheit einen Zuwachs gewinne, wenn er jene seines Nebenmenschen vermindert. Das ist Selbstbetrug.

Er will die seine nicht einschränken lassen, und will nur zu oft die fremde einschränken, will sich gegen Andere das erlauben, was er Andern gegen sich nicht erlaubet. Das ist Ungerechtigkeit.

Wo liegt die Wurzel jenes Selbstbetruges, und dieser Ungerechtigkeit?

Geht der zu weit hinauf, der sie in einem Verfalle der Menschennatur sucht?

Ich denke nicht:

Aber wohl dem, der sie in sich zu zerstören sucht — nach der Kraft, die ihm gegeben ist!

Neigung.

Deine Neigung, wenn sie überfließt, gießt sich vielleicht in ganz andere Kanäle aus, als du selbst jetzt noch nicht glaubest, da sie sich noch innerhalb ihrer Ufer hält. Der

bessere Mann läßt sie nicht so leicht zum Ueberfließen kommen — und peitscht sie, wenn sie über die Ufer herauf will, mächtig zurück.

Ueber Rousseau.

Die Wahrheit ist auf Erden kein so unbekanntes, kein so entferntes Ding: sie liegt in der Nähe. Ursache der Krankheit und Heilungsmittel sind allemal Nachbarn. Gesunder Menschensinn eines Tages ist mehr werth, als alle Raisonnements aller Jahrhunderte. — — Er hat sich von dem Wahrheitswege verirrt, ihr guten Menschen beklaget ihn! Er ist durch steile Gebirge, durch Sümpfe gewandelt; hat aber doch da mit starkem, weitem Blicke manches schöne Thal, manche Höhe von Ferne gemessen, die der beste Wanderer, der am nächsten vorbeigieng, nicht sah.

Aber, aber der Schwindel ergriff ihn auf dem Gebirge ... Ihr guten Menschen! lernet auch vom Schwindel eines Mannes, lernet festere Tritte thun, damit euch der Taumel im Thal nicht ergreife, wie ihn der Schwindel auf der Höhe!

V.

Ein paar Beweise seines Beobachtungsgeistes.

Gesetzgebung.

Der gesegnete Einfluß der Gesetzgebung auf den moralischen Zustand der Menschen wird auf mannigfaltige Weise gehemmet:

Durch die Menge der Gesetze, die den Staat nur noch kränker machen: prius vitiis, nunc legibus (et vitiis) laboramus.

Durch schlechte Handhung der weisen Gesetze, besonders wenn die Execution den Beamten nichts einträgt.

Durch die Gleichgültigkeit des Volkes gegen alle Gesetze, die entsteht aus der Gewohnheit, zu sehen, wie auch die besten Gesetze nicht beobachtet worden, und sohin ohne Frucht geblieben sind.

Durch eine willkürliche Besetzungsart der Aemter, die alle Nacheiferung der Fähigern erstickt, und allen Bestechungen und Empfehlungen Muth und gewonnen Spiel macht.

Durch die dem Volke anstößige Sitte derjenigen, von denen es bekannt ist, daß sie auf Gesetzgebung Einfluß haben. Wer das Volk leiten will, muß bei dem Volke Vertrauen haben.

Durch den allgemein werdenden Volksglauben, daß das Bonum Commune nur der Leib, nur das Kleid, nur Gesetzformel, und die Vermehrung der Abgaben der nächste Zweck, der Geist der Gesetzgebung sey.

Durch äußere Vermischung der Völker, ohne innere Harmonie.

Lectüre — — —

Etwas Charakteristisches von der hiesigen Lectüre ist die Liebe zu Brochüren, wenn sie auch noch so schlecht sind, oder zu sogenannten Batzenstücken, die auch dem hohen Pöbel Diversion machen.

Ein großer Theil der gesitteten Stände liest gar nichts. Französisch reden und Etiquette ist ihm allein Wissenschaft.

Ueberhaupt wird hier das Theologische wenig getrieben und geschätzet. Bei Akademisten und andern jungen Vielwissern, die philosophisch-schöne Geister und leicht berittene Historiker seyn wollen, ist Theologie ein Spottname.

So stehet das Zünglein auf der Wage der hiesigen Literatur.

Geistlichkeit.

1.

Die Oekonomiesorgen beschweren bei Vielen den Geist, daß er sich nicht zum Nachdenken, zum Umherschauen im Kreise seiner Pflichten erschwingen mag.

2.

Viele Landgeistliche haben kaum Geld genug, sich auch nur wenige Bücher anzuschaffen, oft auch wenig Zeit zum Lesen, und wollte Gott! nicht auch zu wenig Geschmack am Lesen.

3.

Die Geistlichen, die sich schwingen wollen, studiren und prakticiren die Rechte, und mehr als Einer rechnet sich's zu großer Ehre, wenn die Leute von ihm sagen: Der Herr versteht sich recht auf's punctum Juris.

4.

Die Weltgeistlichen sind, wenigstens in unsern Landen, sehr isolirt, haben keinen festen Nexus untereinander, und Jeder fällt und steht für sich allein: dieser Mangel am

gemeinschaftlichen Interesse schadet ihrem Ansehen und der Wirksamkeit ihres Eifers.

5.

Einige fangen die Verbesserung des Clerus damit an, daß sie die Verachtung desselben erleichtern und begünstigen: das heißt, den Strom von allen Seiten abzapfen, um ihn groß zu machen.

6.

Die Frage, die sich mir am öftesten aufdringt, ist diese: Haben wir Pflanzschulen der bessern Geistlichkeit, die das Maß dieses Namens ganz erfüllen?

7.

Bei meinen geringen Kenntnissen von Menschen hab' ich doch schon unschätzbar gute Landpfarrer kennen gelernt. Ein einziger solcher hat in meinen Augen einen größern Werth als alle Welteroberer, und dieß ist sehr wenig gesagt. Denn im Stillen Gutes thun, und ungedankt segnen, gilt mehr, als alle geräuschmachende Unternehmungen, bei denen das Beginnen Kühnheit, der Fortgang Glück und das Ende Gleichgewicht zwischen Fluch und Segen, und gewöhnlich Uebergewicht des erstern über den letztern ist.

Blutsverwandtschaft.

Freilich ist die Verwandtschaft der Geister Hauptsache im Reiche der Geister; aber auch die Verwandtschaft des Blutes ist im Reiche der Menschen eine Triebfeder zu vielem Guten, das ohne sie unterbliebe.

Sie unterhält z. B. das Band der allgemeinen Liebe. Durch sie wird eine Familie an die andere geknüpfet, und so reicht das Band von einem Pole bis zum andern hin.

Sie erhält unter Menschen einen Unterschied, der von großem Nutzen ist, da die Kinder in die Würde und Reichthümer der Eltern eintreten.

Sie erleichtert und versüßet die sonst unerträglichen Beschwerden der Bildung Anderer, da man seine Kinder wie sich selbst ansieht, und sich selbst in seinen Kindern liebt; ihr Lob für sein eigenes, ihr Glück für sein eigenes hält.

Für die Wahrheit des letzten Vortheiles geben die Stiefmütter die eben nicht angenehmsten Beweise; weil ihrer Liebe die Einheit des Blutes nicht zu Hülfe kommt, so wird sie schwach, oder vielmehr nie stark genug. Selbst die Unschuld der Kinder hat für sie keinen Reiz — denn es ist nicht ihr Blut!

Das alte Vaterland.

Man hat von der Politik der Staaten eine Politik für Privatmenschen abstrahirt, und es ist beinahe einer der schimpflichsten Namen geworden, wenn man Einen einfältig nennt.

Bei unsern Voreltern war Alles so gerade weg, und ohne Verstellung; kein Kompliment; kein Nein, das ein Ja bedeuten sollte; Betrügen und Lügen war etwas, das unehrlich machte; Worthalten war adelig, bis zum Uebermaß, da man's auch da nicht zurücknehmen wollte, wo Worthalten wider Pflicht war.

Jetzt ist's allmählig anders geworden, ein Mann ohne Komplimente, ohne Façon ist so lächerlich, als einer mit einer Knotenperrüque und Zwickelbart.

Es ist die Sitte feiner geworden, wenn sich nur mit den Plumpheiten nicht auch der deutsche, männliche, gerade Sinn durch das Poliren hätte wegwetzen lassen!

Lieber! sollst du dich etwa nach meinem Rathe wieder um eine Knotenperrüque und um einen Zwickelbart umsehen? Nicht doch, nur den männlichen, geraden Sinn des alten deutschen Vaterlandes sollen wir mit der Knotenperrüque und dem Zwickelbart nicht zugleich abthun lassen.

Ich will ein Deutscher seyn!

Eingang zur Recension einer bessern Lobpredigt.

So eine Predigt ist unter uns allemal eine glückliche Erscheinung. Wer es noch nicht vergessen hat (und leider werden wir noch oft daran erinnert), welch ein höchst verdorbener Geschmack in dieser Art Lob- und Gelegenheitsreden unter uns geherrschet hat, und zum Theil noch herrscht, dem muß es ein erfreulicher Anblick seyn, wenn er diese Rede in die Hand nimmt. Ein undeutlich verworrenes hieroglyphisches Zeug, ein Gemengsel von spitzfindigen Figuren, vom Afterwitz erfunden und zusammengeklebt, das eben so viel Nutzen stiftete, als wenn der Prediger eine Stunde lang Seifenkugeln geblasen hätte, und wodurch man die göttlichste der Künste zu dem tiefsten Grad ihrer Erniedrigung herabwürdigte, das hieße eine Ehren-, oder, wenn ich den eigenen Namen nennen soll, eine Kränzelpredigt. Der vernünftige Mann gieng mit Unwillen davon, und der Unwissende riß Augen und Mund auf, und hielt's für recht schön, weil er kein Wort verstand. — — —

VI.

Proben des praktischen Schriftbetrachtens.

Sie sagen:

Ist Sabbath heute, man darf das Bett nicht forttragen.

Lange sahen die Juden mit neidischen Augen das Außerordentliche an Jesus. In ihrer Mitte geboren, war Er nicht wie sie, handelte nicht wie sie. Seine Lehre war über ihr Lehrvermögen, seine Thaten über ihre Kraft. Zu gestehen, daß Er, wie sie ahnen konnten, höheren Ursprunges, und mit höheren Fähigkeiten zum höheren Ziele ausgerüstet, und gesendet sey, dazu waren ihre Herzen nicht geneigt — die Ursache, warum sie sich's nicht zu Sinne kommen lassen, nicht glauben wollten.

Dieß ist der Gang so vieler leidenschaftlichen Beurtheilungen, der Gang der hämischen Verachtung. Man will die Augen geschlossen haben, will nicht sehen, will unrecht sehen; das Gute wird also aus dem Gesichtspunkte gerückt, alle Wendungen werden gebraucht, um nur auf einer Seite etwas Böses, vermeintlich Böses auszuspüren, um der Leidenschaft Luft zu machen, und mit Billigung des Verstandes, den das Herz umgestimmt, das Gute böse zu nennen.

Die Hauptsache der Geschichte Jesu, die Nichtanerkennung des Großen, das aus Ihm leuchtete, und die Aufbürdung des Bösen, dessen Er nicht fähig war — ereignet sich im Kleinen unter uns alle Tage.

Liebet eure Feinde.

Süß ist die Rache dem beleidigten Menschen, und sie ist ihm verboten.

Denen, die ihm weh gethan, wohlthun, dagegen empört sich die ganze Natur des Menschen, und es ist ihm geboten. — Da entsteht denn der große Streit in einem Menschen, hier Reize der süßen Rache, da Pflicht der bittern Feindesliebe!

Evangelium, Evangelium! was bildest du für Helden aus den Menschen, wenn sie sich von dir bilden lassen — denn du entscheidest diesen Kampf für die bittere Pflicht gegen die süßen Reize. Du legest schwere Lasten auf die Menschenschulter: aber wenn's geringe wären, gehörte wohl Heldensinn dazu, sie zu tragen?

Du legest schwere Lasten auf: aber giebst Du auch Kraft, sie zu tragen? — Du giebst sie; groß ist das Beispiel, das Du aufzeigest: Der Vater im Himmel läßt die Sonne über Gute und Böse scheinen: seyd vollkommen wie euer Vater im Himmel. Dieß Beispiel weckt den Nachahmungstrieb in uns, zum Beweise, daß die Natur des Menschen Gottes Ebenbild ist, weil in ihr liegt ein Trieb, dem ähnlich zu werden, der sie schuf!

Groß ist das Beispiel, das du aufzeigest an dem Sohne des Vaters: Vater, Vater! verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Dieß Beispiel wirkt stark auf die Natur des Menschen, zum Beweise, daß wir Gewalt haben, Kinder Gottes zu werden, voll Milde, wie der Vater, voll Liebe, wie der Sohn.

Groß ist deine Verheißung, die du uns in's Herz legest: Wie du vergiebst, so wird dir vergeben. Wenn Eigennutz ein einzigmal am rechten Orte, so da: Ich will vergeben, damit auch mir vergeben werde. Wen die Großmuth der Tugend nicht zu ihr lockt, den treibe wenigstens der Eigennutz zu ihr.

Fürchterlich ist deine Drohung: Wer nicht vergiebt, dem wird nicht vergeben werden. Wenn der Eigennutz bei der Verheißung noch nicht rege geworden, so muß er's bei der Drohung gewiß werden.

Trostreich ist deine Lehre: Betet, und es wird euch gegeben werden; Gott giebt denen, die

ihn darum bitten, seinen guten Geist. Wenn ich also die Kraft brauche, die ich habe, und einer größern bedarf, so wird sie mir gegeben.

Habe Dank, habe Dank, Evangelium! Nicht nur legest du schwere Lasten auf die Schultern der Menschen, du giebst auch Kraft dazu.

Aus den Früchten werdet ihr sie erkennen.

Wenn ich mich von dem Sinne dieser Worte in meinen Betrachtungen leiten lasse, und den großen Haufen der Christen darnach richte, so bemerke ich dreierlei Gattungen, die des Namens nicht werth sind, den sie tragen.

Es giebt Christen, die von den Ungläubigen durch nichts, als durch den Namen unterschieden sind: sorglos in Sachen der Religion, bloß auf das Vergängliche hinschauend. Namenschristenthum!

Es giebt Christen, die sich selbst betrügen, und für gläubig halten, weil sie das Zeremonielle beobachten. Selbstbetrug!

Es giebt Christen, die auch Andere betrügen wollen dadurch, daß sie die Farbe der Religiosen tragen, um ihre großen Laster, die Früchte ihres Herzens, zu verbergen. Pharisäismus!

Die von der erstern Gattung zeichnen sich durch Gleichgültigkeit, die von der zweiten durch Anhänglichkeit an das Aeußere, die von der dritten durch Scheinheiligkeit aus.

Ich halte diese drei für die großen Feinde des praktischen Christenthums.

Luk. I, 26. — rc.

Eben der Herr, der vor sechs Monaten seinen Engel dem Zacharias gesandt hatte, sendet jetzt seinen Engel zu Maria, die still und ungekannt in Nazareth wohnte.

Dieses ist der Gang göttlicher Anstalten. Erst Wartung, und Harren — so lange Zeit Verheißungen, und

Vorherverkündigungen Jahrhunderte, und Jahrtausende durch — und wenn die Erfüllung kommen soll, da bricht Ein Siegel des Aufschlusses nach dem andern, Ein Bote nach dem andern, und mit Macht dränget sich die Erfüllung heran.

Dein Glaube hat dich gesund gemacht.

Wie muß denn unser Glaube beschaffen seyn, um uns gesund zu machen?

So viel ich einsehe:

Eifrig im Nachsuchen;
Demüthig im Untersuchen;
Gehorsam im Ausüben.

Aus Mangel des Eifers haben wir so viele Kalte, aus Mangel der Demuth so viele Zweifelnde, aus Mangel des Gehorsams so viele Lasterhafte in dem Christenvolke.

Martha! du ängstigest dich ꝛc.

Was hier Martha that, die in ihrem Eifer, dem geliebten Gaste Jesus aufzuwarten, ihre Schwester schalt, daß sie nicht eben auf die Art, wie sie, ihre Liebe und Hochachtung gegen Jesus äußerte: das geschieht so oft auch von guten, gottesfürchtigen Leuten, die den Dienst, den sie Gott erweisen wollen, für eigentlichen Gottesdienst, und alles Andere verloren achten, was nicht mit ihren Begriffen und mit ihren Werken übereinkommt.

Daraus entstehen so oft die ungerechtesten Urtheile, nach denen man den Wandel seines Mitchristen richtet. Wenn Einer mehrere Zeit in der Kirche mit Beten zubringet, der Andere mildthätig gegen die Armen ist, der Dritte allen öffentlichen Vergnügungen abgesagt, so urtheilet der Erste, daß sein Nächster, der nicht so viele Zeit dem Gebete widmet, ohne Frömmigkeit sey; der Zweite, daß sein Bruder, wenn er nicht so viel Almosen giebt, keine christliche Nächstenliebe habe; der Dritte, daß

sein Nachbar, der bei öffentlichen Lustbarkeiten erscheint, ein irdischer, ausgelassener Mensch sey. Und gleichwohl können alle diese Urtheile höchst falsch seyn. Es kann dem, den der Erste verdammt, nicht am innerlichen Gebete, dem, den der Zweite hart richtet, nicht an Bruderliebe, dem, den der Dritte verurtheilet, nicht an christlicher Mäßigung fehlen.

Der Fehler ist in dem schalkhaften oder wenigstens schiefsehenden Auge des Richters, der nicht Alles recht auf die Wage, der auf das Aeußerliche zuviel Gewicht legt. Und Christus, der Herr, sagt Jedem, was Er Martha gesagt, die sich bei Ihm beklagte, daß ihre Schwester müßig da bei dem Herrn stehen bliebe, und die Arbeit darüber in ihrem Hausdienste versäumte; der Herr, sage ich, sagte ihr: Eines ist nothwendig!

VII.

Ridicula und ein paar Mirabilia, mit kurzen Anmerkungen für mein Herz.

(Zu lesen in den Stunden der düstern Laune.)

Mit dieser Aufschrift fand sich ein Heft unter seinen Papieren, darin allerlei Unterhaltendes aufgezeichnet war. Weil auch daraus sein Geschmack erhellet, so habe ich Einiges davon, zur Unterhaltung, mittheilen wollen. Denn wer will nicht gerne unterhalten seyn?

Das Testament.

Da der Graf P—— auf dem Sterbebette war, fragte man ihn: ob er kein Testament machen wollte? Nein, sagte er: Es hat unser Herr zwei gemacht, und wird keines gehalten!

* * *

Keines? Ihr Christen! gilt das auch vom zweiten? Es heißt: Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, wenn ihr einander lieb habet, wie ich euch geliebet habe!

Beide Parteien haben Recht.

Zwei Ritter kamen bei einer Säule, die auf einer Seite ein goldenes, auf der andern ein silbernes Brustbild zeigte, zusammen. Sie standen gegenüber. Das ist eine schöne Arbeit von Silber, sagte einer; das ist eine schöne Arbeit von Gold, sagte der andere. Sie stritten so lange, bis sie die Standplätze wechselten. — Da schämten sie sich des Zankes, und fanden, daß sie beide Recht gehabt.

* * *

Die Geschichte unserer besten Disputationen! Nur Schade, daß wir nicht auch unsere Standplätze so leicht wechseln können, um unsere Thorheiten so bald zu fühlen, wie diese Ritter!

Der Dialog.

Der Bischof * * kam auf der Jagd zu einem jungen Hirten, der sprang und hüpfte. Da ergab sich folgendes Gespräch:

B. Warum so lustig?

H. Warum sollt' ich nicht lustig seyn? Ich hab' neue Schuhe, und das Jahr sechs Gulden Lohn, und bekomm' über's Jahr noch mehr!

B. Schau, ich bin auch ein Hirt!

H. Wo hütest du denn?

B. In der Stadt, ich hab' mehr Lohn, als du!

H. So, hast du mehr als ich? Wirst halt größere Sch.. haben!

* * *

So mißt jeder gewöhnliche Mensch jeden andern nach sich, nur nicht allemal so kaltblütig und naiv wie dieser Hirtenknabe.

Der Aderlaſs.

Wie der Ursachen viele sind, nun es ward gerathen und beschlossen: Nannettchen sollte ihr junges Blut lassen. Nach wohl und gründlich hergebrachter Gewohnheit ward der Kalender aufgeschlagen, und die Aderlaßtafel mit der Holzvignette, auf der ein Mann oder Frosch mit 7 Linienstrichen, wie mit sieben Seilen ausgestreckt, dahängt, um Rath gefragt. Nun hieß es am 12. schlimm, am 13. gut, macht gut Blut, am 14. gut, verspricht langes Leben, am 15. gut, frische schöne Farbe. — Ach Papa, am 15., sprach Nannettchen.

* * *

Ist nur von den Töchtern des vorigen Jahrzehnds zu verstehen: denn unsere Kalender sind ja verbessert, und haben sich bereits aufgekläret.

Der gute Rath.

Da die bleiernen Brunnenröhren wegen des Regenwetters, das im letzten Herbste etwas länger anhielt, verschlammet waren, und den Winter durch, wegen der geringen Bewegung, das Wasser in den Röhren einfror, ward Rath gehalten, wie dem Uebel abzuhelfen sey, und man rieth, daß man Queckſilber in die bleiernen Röhren gießen, und damit Luft machen sollte. Doch der Winter vergieng, bevor man die Vota zusammenbrachte, und so thauten die Röhren selbst wieder auf.

* * *

Da heißt es denn wohl auch: kommt Zeit, bringt Rath — und der kostbarste ist nicht immer der beste!

Der Geisfuſs.

Zu N. gieng die Fastnachtslustbarkeit bis gegen die Aschermittwoche zu. Da gerieth Einer auf den Einfall, gieng auch auf die Redoute, und nahm einen Geißfuß verdeckt mit sich. Nach ein paar Reihen ließ er den Geißfuß sehen, und machte sich unsichtbar. Nun lispelte Einer dem Andern in's Ohre. Der Schrecken verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Alles rannte zum Redoutensaale hinaus; Einige fielen in Winkeln vor Schrecken nieder, und der Ball endete sich damit, daß man den Pater kommen ließ.

* * *

So thut der Wahn, was die Vernunft nicht erzwingen konnte — machte einer Thorheit durch eine zweite ein Ende.

Die Verwechslung der Köpfe.

Ein Meßner hatte eine Krippe mit wächsernen Gesichtern. Weil dieses nun gebrechliche Figuren waren, so

waren sie so gerichtet, daß man den Kopf vom Rumpfe trennen konnte. Er stellte auf seiner Krippe, wie's gebräuchlich war, die Geschichten der Bibel vor.

Zum Unglücke konnte der Küster zur wichtigsten Zeit seines Amtes nicht gegenwärtig seyn; nun mußte der Krippenbau dem Kirchenjungen überlassen werden, der sich nicht darauf verstand, die rechten Köpfe auf ihre Rümpfe zu setzen.

Da kam denn der Kopf der himmlisch-sanften Mutter Jesu auf den Rumpf des höllisch-wilden Herodes, und der Kopf des Herodes auf den Rumpf Mariä zu stehen.

* * *

Diese Kopfverwechslung geschieht im Laufe der Dinge sehr oft: da der Mann mit großem Sinne den Pflug zieht, und der mit dem kleinen an dem Ruder sitzt.

Salus publica summa lex.

Als die Filzschuhe, sagt die Legende, aufkamen, wollten in einer großen Stadt die Bader mit den Hutmachern Prozesse anfangen; denn, sagte die gekränkte Partei, so werden die Beinbrüche selten.

* * *

So spricht und handwerkt jedes Handwerk, jede freie Kunst, jede Wissenschaft, sobald sie sich zum Ziele macht, und vergißt, daß sie nur Mittel ist.

Von den Vätern und Müttern unter dem Lesevolke.

Die Tochter, eine Gans, setzte sich eine schöne Haube auf, und kam zum Vater, um ihm Freude zu machen. „Die Haube wäre schon recht, mein Kind! nur sollte der Kopf anders seyn.“ Was Kopf! fiel die Mutter ein, die Leute sehen doch nur auf die Haube.

* * *

Darum finden schlechte Bücher großen Absatz. Denn es giebt unter den Lesern wenig Väter, die auf den Kopf, und viele Mütter, die auf die Haube sehen.

Der Arlequin.

Ein französischer Schauspieler klagte einem Nachbar sein freudenloses Leben. Ein Dritter, der ihn nicht kannte, sagte zu ihm: Geh' in die Komödie, da macht dir der Arlequin zu lachen genug! Ach, der bin ich selbst, sagte er, aber ich habe mich darüber noch nie gefreut!

* * *

Es muß also zweierlei Theater geben, eines, wo die Freuden und Leiden bloß nachgeahmt werden, ein anderes, wo sie in Natura zu Hause sind. Der Klügere sorgt zuerst, daß sein unsichtbares Theater wohl bestellt sey.

Mirabilia.

Die muntern Reisenden auf einem Postwagen speculirten, wie sie sich gegen Räuber schützen könnten. Ein junges Mädchen war naseweise und schwatzhaft; ich habe, sagte sie, meine Banknote von 200 Pfund in meinem Schuhabsatze, mir kommt gewiß Niemand darauf. Bald darauf kamen Räuber, forderten Geld, man schoß zusammen, und hatte nicht soviel, daß man die Räuber befriedigen konnte. Da stand ein alter Mann auf, und sagte, dieses Mädchen habe soviel in ihrem Schuhe; die Räuber fanden's und giengen fort. Da kam ein Platzregen von Fluchwörtern in Forma und extra Formam über den Alten: Mörder, Räuber, alter Schurke, eingefleischter Teufel, hieß es; das Mädchen weinte die ganze Nacht durch. Der Alte, sobald er ausgestiegen war, ließ sich nimmer sehen. Den andern Tag kam ein Brief an das Mädchen. „Hier haben Sie die 200 Pfund wieder, und zur Vergütung Ihres Kummers noch hundert dazu; ich hatte eben an Banknoten auf 2000 Pfund bei mir, und ich fürchtete, wenn's auf das Aussuchen ankäme, daß ich

ich meine Banknoten verlieren könnte: Sehen sie die Ursache meines Verhaltens!"

* * *

Also kommen alle disputationes, assertiones, demonstrationes analyticae, syntheticae, directae, indirectae, a priori, a posteriori, methodo scientifica, acroamatica, Wolfiana, anthropologica constructae gegen die Absicht des Mannes bei allem Scheine ihrer Unwiderleglichkeit zu kurz. Und den Plan Gottes wollet ihr meistern, ihr Menschen, denen die Absicht eures Mitgeschöpfes so oft zu fein ist!?

König Georg erzählte folgende Geschichte mit Freuden: In Niederland freite ein Edelmann um die Tochter eines gemeinen Mannes. Er machte den Antrag an den Vater, mußte aber zu seiner Befremdung vom Vater die Frage hören: ob er seine Tochter nähren könnte. Er lachte darüber; doch der Vater bestand nun einmal darauf, daß er selbst (nicht seine Güter) seine Tochter ernähren müßte. Nun, was kann die Liebe nicht? Er entschloß sich endlich, und lernte das Korbmachen. Bald darauf brach ein Krieg aus: Ludwigs Kriegsheer verheerte alle die weitschichtigen Güter des Edelmanns; er sah sich genöthiget, sich nach Holland zu flüchten, und da Körbchen zu flechten. Sein Handwerk gieng sehr gut, er erwarb viel Geld, und verstand erst, warum sein Schwiegervater so eigensinnig war.

* * *

Also giebt es einen eigenen Sinn, der auch, nach dem Fleische zu reden, köstlicher ist, als alle Rittergüter in der Welt?

VIII.

Numern,

oder

Mancherlei, wie's mir begegnete.

Angefangen im März 1779.

1.

Die Leiche des guten Pfarrers.

Ich war bei einer gegenwärtig, und es war für mich eine der rührendsten Scenen, die ich je gesehen habe. Es waren keine Blutsfreunde gegenwärtig, und man hätte glauben sollen, daß man den Vater von Allen, als von Einer Familie, begrübe. Ein benachbarter Pfarrer, der die Ceremonie der Beerdigung verrichten sollte, wurde in dem Gebete der Einsegnung von Schluchzen und Thränen unterbrochen, und kaum sah ich Jemand, der nicht weinte. — Ihr künftigen Seelsorger! was predigen euch diese Thränen?

2.

Der Adel unter Bettelkindern.

Es kam ein Weib zu mir, auf deren Gesichte sich tiefe Traurigkeit verrieth. Vom sympathetischen Triebe des Mitleidens geschmolzen, fragte ich um die Ursache ihres Grames. Mein Mann, sprach sie, hat mich verlassen; er sagte, er wolle nach Wien gehen, um dort gewisse Geschäfte zu schlichten, ich begleitete ihn vier Stunden weit, und wir beurlaubten uns unter gegenseitigen Umarmungen und Thränen. Es war gegen den Abend zu, ich gieng in Gedanken der Sehnsucht und Traurigkeit über die weite Entfernung nach Hause; aber ich wußte nicht, daß ich noch größere Ursache zu trauern hätte.

Noch dieselbige Nacht gieng er in ein Dorf, das eine Stunde von uns entfernt ist, zurück, nahm eine Weibsperson, von der ich nichts wußte, als daß sie ehemals nicht weit von uns gewohnet hatte, mit sich, und verließ mich arme, trostlose Mutter mit vier Kindern. Sie werden's erlauben, da ich sie jetzt nicht nähren kann, daß sie morgen zu Ihnen auf's Betteln kommen. Des andern Tages kamen zwei Mädchen von sehr guter Gesichtsbildung, und, was ihnen noch besser ließ, mit recht natürlicher Modestie. Sie wurden beschenkt, und es ward ihnen was zu essen gereicht, und ich sah ihnen mit größtem Vergnügen zu, wie sie das mit dem natürlichsten Appetite thaten. Da die Mahlzeit zu Ende ward, nahm die Jüngere das, was noch übrig war, und gab es voll Gutherzigkeit der Größern in den Mund; mir standen die Thränen in den Augen. Die Größere nahm's nicht an. Ich fragte sie, ob sie friedlich mit einander auskämen, da sprach die Aeltere: Wir haben mitander zu leiden genug. Ich fragte noch Verschiedenes, und ich lernte aus dem guten Unterrichte den Werth ihrer Mutter kennen. Auch konnte ich mich der Freude nicht erwehren, dießmal den wahren Adel unter Bettelkindern gefunden zu haben.

3.

Antwort eines Beleidigten.

„Es ist mir leid, daß ich Gelegenheit geben mußte, gegen mich unrechtschaffen zu handeln; das Uebrige ist mir gleichgüttig!"

Es ist in dieser Antwort etwas Großes und etwas Kleines — die Antwort ist überhaupt wie der Mensch — Groß und Klein in Einem.

4.

Ich gieng bei angenehmem Wetter in ein nicht weit entlegenes Dorf. Auf einmal änderte sich das Wetter, und ich sah mich gezwungen in einem Pfarrhause unterzustehen. Ich sah außer einer Stelle alter Folianten,

und etlicher braun gebundener Quartanten, das durchaus Handwerksbücher, und im vorigen Jahrhunderte oder wenigstens vor 1750 gedruckte Predigten und Christenlehren waren, nichts Merkwürdiges. Er erzählte mir, daß die österreichischen Kaiser von Bayern abstammen. — Ich ließ es gut seyn; denn der gewöhnliche Mensch ist doch nur das, was die Umstände aus ihm machen.

5.

Ein Schmied erzählte mir, daß, seitdem das Studiren so fortgieng, so würden die Zeiten immer böser, die Advocaten lernten immer mehr Schwänke, und der Ungerechtigkeit wegen würden die Länder von Gott gestraft. Er setzte noch dazu, wenn einer seine Handthierung recht verstände, und ein guter Schmiedknecht wäre, so wäre dem Lande mehr daran gelegen, und gehöre mehr dazu, als zum besten Professor. Wohl uns, wenn nur die Schmiede so dächten!

6.

Einen Affect recht zu erregen, ist der richtigste, schönste Gedanke nicht genug; das meiste liegt an der Vorbereitung. Wenn aber das Gemüth recht vorbereitet ist, und fällt dann ein Gedanke auf einmal ein, da zerspaltet sich das Herz. Es steigen zuvor Wolken auf, es donnert von weitem, dann näher, es blitzt, es schlägt ein. Ein Gleiches ist in der Musik. Daher kommt es, daß die nämlichen Töne, die nämlichen Gedanken, wenn sie von Verschiedenen gebraucht werden, so verschiedene Wirkungen hervorbringen. Es ist zwar für den Komponisten die eigene Empfindung die sicherste und einzige Führerin; doch könnte man sich dabei helfen, wenn man die verschiedenen Stufen, von denen der Affect zu andern auf- und absteigt, studiren möchte. Der Gedanke ist würdig, in Beispielen näher geprüfet zu werden.

7.

Wenn man in Gesellschaft einen guten Gedanken gesagt hat, so ist's unschicklich, denselben öfter zu wieder-

holen, es verräth Armuth am Geiste, oder Selbstvergessenheit.

8.

Ich freute mich einer Hoffnung wegen, die mich anschien, und konnte vor Freude nicht schlafen; meine Hoffnung betrog mich, und ich konnte aus Traurigkeit nicht schlafen. So sind es denn die Leidenschaften, die uns am öftesten — nicht schlafen lassen? Und wenn dieß nur das einzige Uebel wäre, das sie stifteten!

9.

Ich sah in meiner Jugend Rosen verblühen, und ich dachte an nichts, als daß im nächsten Jahre wieder andere wachsen würden; jetzt habe ich schon Menschen verblühen sehen; und bald werde ich mich selbst verblühen sehen müssen. Wenn ich so die Hinfälligkeit aller Dinge, die um mich her sind, betrachte, so dauern sie mich, ich wünschte, daß Alles in seinem besten Flore seyn möchte, und ich gefalle mir in dieser Empfindung meines Herzens. Und Gott, dieß ewige, gütige, Alles belebende Wesen, dessen Herz unendlich besser, als meines ist, — — o ja, er wird auch aus dem Bösen Gutes, und aus dem Tode Leben schaffen!

10.

Diese helle, himmlische Sonne muß sich in jeder Pfütze abspiegeln, abconterfeien lassen, wie die herrlichste Schrift in mancher schlammigten Recension.

11.

Jeder andere Preis, wenn es nicht der Rechtschaffenheit wegen geschieht, ist zu gering, sich einen Feind zu machen.

12.

Die Gaben der Natur rein und gediegen — fand ich noch an keinem Menschen: Kunst hat überall die Natur gemeistert. Wie lange werden die Kinder noch weiser seyn wollen, als der Vater, der sie gezeuget?

13.

Wie bald ist das Bildchen einer Neigung fertig, wenn man Farbe genug, und einen geschäftigen Maler zu Hause hat!

14.

Oft hörte ich sagen, daß man in Betrachtung der Geschöpfe die Allmacht Gottes schauen könne; aber empfunden — habe ich es nie so, als wenn ich bei stiller Nacht in der unermeßlichen Wölbung den kalten Mond betrachte.

15.

Herr B— — läßt nicht zu, daß es Friede werde, bloß seiner Theorie halber, weil die Nordscheine etwas zu bedeuten haben. So hat jeder kleine und große Philosoph sein Steckenpferd. Und der ist der beste, der es sich selbst gesteht.

16.

Jeder richtet seine Gesinnungen nach seinem Willen ein. Neigung und Abneigung sind die heimlichen Verführerinnen unsers Verstandes.

17.

Durch Disputiren überzeugt man nicht.

18.

Ich biete meine Hände der Vorsehung, und folge mit geschlossenem Auge, wenn sie mich auch in unabsehbaren Absturz hineinführen sollte: Denn sie führt doch nur in die Tiefe, um herrlicher heraufzuführen.

19.

„Der Himmel wartet mein, Gott ein ewiges Gut." Ich verstehe es nur halb. So viele tausend edle Seelen, die ich gekannt und nicht gekannt habe, alle Auserwählten, die Gottes Odem schuf, werden mit ihrem wohlthätigen Einflusse meine Seligkeit erhöhen. Da bitt' ich und seufze zu Gott, ach lasse meine Gesin-

nungen nicht unedel, nicht der Gesinnungen deiner Auserwählten unwürdig werden!

20.

Die Bäume sind in der Blüthe schöner, aber wenn sie mit Früchten beladen sind, sind sie nützlicher, wenn gleich das Laub schon fällt.

21.

Ich setzte mir allemal bei meinem Spaziergange ein gewisses Ziel über die angenehmen Felder und Wiesen hinaus, gieng einem Dorfe zu, und freute mich, hier den arbeitsamen Bauer, meinen und aller Menschen Gutthäter, in seiner Arbeit zu betrachten, und mich durch seinen Fleiß zum Fleiße in meinen Arbeiten aufzumuntern. Da traf ich einmal einen magern bleichen Mann an, dem die Armuth aus den Augen sah. Die Haare und der Bart waren ungeschoren, doch sah sein Gesicht nicht wild, und jede Miene sprach dem ansehenden Auge Mitleiden zu. Er hatte sein Angesicht gegen die Sonne gewendet, um vielleicht über der Betrachtung des unbewölkten Himmels seines Leides zu vergessen. — — Der bloße Anblick des Himmels ist schon für tausend Augen — Labsal.

22.

Ein — — fragte mich, ob ich den Gellert leiden könnte? Er könne nichts solches leiden, es stecke immer etwas Jansenistisches dahinter.

23.

Ich wollte dir die Hälfte meiner Seele geben, wenn mir nur so viel übrig bleibt, daß ich mit der andern Hälfte dich lieben kann, du freundlicher Mann!

24.

Man liebet und schätzet das am meisten, was einem am bekanntesten ist, und darauf beruht ein großer Theil dessen, was die Menschen *zeitliche* Glückseligkeit nennen. Die Neugierde treibt uns an, neue Dinge aufzu-

suchen, und so wallet unser Herz von Zeit zu Zeit zu andern Götzen.

25.

Wenn ich eine reiche Person wäre, ich kaufte mir Tabatiere, Ringe und Geschmeide, sagte der Hofzwerg. — Er kannte nichts Bessers, sonst hätte er sich's gewünscht.

26.

Man redet immer vom künftigen Glücke und Seligkeit: „Wenn ich nur immer so bliebe, wie ich bin, und nicht veraltete, ich wollte nicht an ein anderes Glück denken!" — sagte ein Mädchen, das die Weltfreuden zu schmecken angefangen, aber noch nicht bis zur Neige und dem Bodensatze ausgetrunken hatte.

27.

Mit Gott eine Elle, mit Gott zwei Ellen, sagte ein Weib, das Leinwand abmaß, da man's übermaß, giengen zwei Ellen ab.

28.

Pfarrer — erzählte mir, daß die Klosterfrauen gerne Controverspredigten lesen. Warum?

29.

Man lüstet nicht darnach, wo man keine Möglichkeit sieht; man ist aber auch geneigt, sich die Möglichkeit herbeizuphantasiren.

30.

Zwischen Liebenden wird durch Zurückhaltung, Schamhaftigkeit, oft durch Zorn, — Liebe und Achtung vermehrt.

31.

Aus Geldsucht und Interesse entspringt:

1. Unempfindlichkeit gegen Freundes Elend,
2. Verachtung alles dessen, was nicht Geld ist,
3. Wortgebet, weil es nichts kostet,
4. Klagen gegen alle öffentlichen Abgaben,

5. Abschneidung aller Gesellschaft mit Andern, aus Furcht, man müsse Andern etwas geben.

32.

Recept, ein Kind zu verderben: der Vater darf es nur gegen die Mutter, oder die Mutter gegen den Vater in Schutz nehmen, und es wird nichts daraus; probatum est.

33.

Ich fragte einen bescheidenen Gelehrten, und bat ihn, mir einen Zweifel aufzulösen. Ob ihm gleich das Ding so bekannt und leicht von der Welt war, als die Luft von sich wegzublasen, so that er doch, als wenn er sich selbst besinnen müßte, und erst dann erklärte er mir es mit aller Deutlichkeit. Er stellte sich schwach, um meiner Schwäche zu schonen. Eine seltene Erscheinung!

34.

Man richtet andere Menschen nach sich. Schlechte, niedrige Gemüther sind argwöhnisch; und wer, ohne bedeutende Gründe zu haben, so leicht etwas Böses von seinem Bruder argwöhnen kann, ist dieses Vergehens fähiger, als er.

35.

Ein Vornehmer fragte einen Gemeinen, seinen Bedienten: ob ihm wohl leid sey, daß sein einziger Sohn gestorben sey? Er glaubte, daß der Vater so unempfindlich dabei wäre, als er gleichgültig dabei geblieben, daß der Sohn eines Bedienten gestorben ist. Wie man aufhört Mensch zu seyn, sobald man vergißt, daß es Andere auch sind!

36.

Die größten Thorheiten begeht man, weil man sich nicht in die Lage und in den Standpunct setzt, aus dem uns Andere beurtheilen. Der Ehrsüchtige prahlt, er glaubt, Jeder werde ihn hochachten, und Jeder verachtet

ihn; der Zornige glaubt, Jeder werde ihn fürchten, und Jeder hasset ihn.

37.

Herr —— fragte allemal, wenn er zwei miteinander reden sah: reden's etwa gar von mir?

38.

Der Tod ist die zweite Stufe zu meiner Glückseligkeit, mein Werden war die erste. Dank dir, Jerusalem, für diesen Trostgedanken!

39.

—— glaubt, daß mehr dazu gehöre, die französische Sprache zu reden, als der größte Philosoph und Mathematiker zu seyn. Und wenn man ihre Verwunderung rege machen will, so muß man sagen: der Mensch redet viele Sprachen. Messen doch auch manche Gelehrte den Theologen nach der Philologie!

40.

Man sagte Ludwigen, daß die Leute über ihn bei gehäuften Ausgaben murrten und schmähten. Zahlen sie ihre Steuer? fragte er. Ja, war die Antwort. Nun, sprach er, wenn die Leute zahlen, so muß man sie um ihr Geld reden lassen.

41.

Charakter eines wilden Gemüthes. Ein Schüler wünschte, daß die Schule abgebrannt wäre, damit er ein paar Tage Vacanz bekommen hätte. Dießmal steckte ein junger Katilina im Academiker.

42.

Wenn ich zwei Menschen, einen, der sich in die Wuth der Fluthen hineinwagt, um das Kind eines Taglöhners zu retten, und den andern, der einer Nation nur Einen Hals wünscht, um ihn auf einmal durchhauen zu können: so habe ich das *A* und *Ω* der Menschheit gedacht.

43.

Ich will nichts Böses thun, damit ich nichts Böses fürchten darf.

44.

Es giebt Charaktere, die den Hühnern und Katzen schmeicheln, und die Dienstboten schinden.

45.

Der gewagteste Dieb läuft, wenn er den Büttel sieht.

46.

Man bewundert gern, was man nicht versteht. Ich hörte einen die Poesie loben, er bewunderte allemal das, wo sein Gesichtskreis sich in's Dunkle verlor, und er nichts mehr verstand.

47.

Joseph galt bei seinem Vater viel, er ließ ihm ein buntes Röckchen machen. Die übrigen Brüder beleidigte der Vorzug, sie hielten Rath, ihn sich vom Halse zu schaffen. — Solche Jakobs in diesem Stücke giebt es noch heute, und solche Lieblingskinder, die aber gemeiniglich keine Josephs werden. Der Herr ließ es zu, daß er seinem Vater entrissen ward, und im Gefängnisse leiden mußte. Vielleicht würde er unter den Liebkosungen seines Hauses jener Joseph nie geworden seyn, der er im Kerker ward.

48.

Die Irrthümer, die den Kindern Schrecken verursachen, und ihre Phantasie verderben, hasse ich wie Pest.

49.

Man muß den Kindern nie solche Sachen verächtlich machen, die mit Religionssachen in Verbindung stehen, oder auch nur zu stehen scheinen. Das Zufällige vom Wesentlichen zu scheiden ist eine Sache nicht für Kinder, sondern für verständige Leute. Die Kinder gewöhnen sich dann nach gehörtem Ausspruche, über Sachen ent-

scheidende Sprüche zu thun, deren Wesenheit sie nicht verstehen. Und wehe einem solchen Knaben! Da gebe ich die Hoffnung auf, daß er etwas Rechtes lernen werde.

50.

Die Disputirsucht und ihre Tochter oder ihre Mutter, die Allwisserei, hat sich noch nicht zum Ziele gelegt.

51.

Der Wahrheit nachgeben — ist noch heut zu Tage der größte Schimpf — bei Vielen.

52.

Es kann der geringste Mensch etwas wissen, was der gelehrteste nicht weiß; und ein Boerhave erkundigt sich bei Werbern und Matrosen um die Kennzeichen der dauerhaften Leibescomplexion.

53.

Nicht ohne Ursache haben die Alten der Venus einen Sohn und keine Tochter gegeben; denn die Söhne gelten bei Müttern mehr als die Töchter.

54.

Die Urtheile der Menschen, wenn sich eine Bilderbude öffnet, die Frage nach Kupfern, das Wählen gewisser Stücke sind vielleicht physiognomischer als die redendste Physiognomie.

55.

Man kann die Herrschaft gar leicht aus der Art, wie sie mit ihren Bedienten und Untergebenen umgeht, kennen lernen. R.

56.

Was hilft es, predigen, daß man Völker über dem Meere lieben soll, und deinem Landsmanne, der dein Nächster ist, Fußangeln legen? Wie viel leichter ist's, Menschen lieben, die jenseits der Alpen sind, als die in deiner Sphäre?

57.

Wenn eine Partei die andere zu despotisch drückt, und ihr den Kelch bis auf die Hefe zu trinken gegeben hat, so kann man vermuthen, daß der Leidenskelch nun bald zur drückenden Partei übergehen wird.

58.

Es giebt junge Bilderaffen, die auf jede Nase und jedes Profil schauen, und daraus delphische Orakel sagen: Mit diesen Bänkelsehern mache nie gemeine Sache.

59.

Es giebt Menschen, die glauben, daß in der Natur ein A. B. C. sey, wie in unsern Namenbüchleins. Das A. B. C. bleibt in unsern Namenbüchleins, wenn gleich nicht alle Menschen lesen können, und bleibt, so viel ich weiß, unbestritten: es wird also wohl auch das A. B. C. in der Natur, und besonders im Gesichte der Menschen bleiben, und wo nicht unbestritten, doch unbesieglich darin bleiben, wenn gleich nicht alle Menschen darin lesen können, und wenn gleich einige läugnen, daß es ein solches Alphabet gebe. (Der Schlüssel zu dieser Stelle liegt in einer schönen Recension eines sehr ungleich beurtheilten Buches.) — Mit denen, die dieser Meinung sind, würde man nicht übel fahren.



IX.
Proben seiner Dichtergabe.

A.
Reifere Stücke.

Mein Leben.

Wie so rein und helle
Rieselt diese Quelle
Durch des Thales Grün!
Süße Blumendüfte
Weh'n wie Edenslüfte
Ueber ihr dahin.

Zwar der Strom entschwillet,
Brauset, schäumet, wühlet
Groß und fürchterlich;
Bricht die Schleußen alle,
Wälzt im wilden Schwalle
Felsen fort mit sich.

Möcht' ich wohl auf Erden
Gleich dem Strome werden,
Groß und furchtbar? — Rinn,
Leben, rein und helle,
So wie diese Quelle,
Und so sanft dahin!

Als Ihn ein ausländischer * * * lästerte.

Du Friedensengel sieh'! ich fühle
Empörungen gereizter Wuth,
Besänftige mein Herz, und kühle
Das kochend aufgeschäumte Blut!

Stets wandelt' ich an deiner Seite
Die Lebensreise willig her,
Entfernt von allem Zank und Streite,
Und nicht umgürtet mit Gewehr.

Der Wunsch, den Edeln zu gefallen,
Von Wenigen geliebt zu seyn,
War mir der süßeste von allen
In meinen Wünscheträumerei'n.

Doch lauert auf mich die Schikane,
In Finsterniß und Nacht versteckt
Hat sie die bunt gemalte Fahne
Zum Spottsignal mir aufgesteckt.

Der Mann, der oft mit Schrift und Thaten
Zum Schemel der Journale kroch,
Und bei dem Opfer der Dukaten
Nach Rezensentenweihrauch roch:

Der geizt auch nach des Pöbels Ruhme,
Lüg' und Verläumdung auszustreu'n,
Und mit vielzüngigem Gesumme,
Das, was er schrie, stets nachzuschrei'n.

Wie, wenn er, was er seyn will, wäre,
Wär' er mit Neid und List vertraut?
Hätt' er auf Schutte fremder Ehre
Sich Säulen — ohne Grund — gebaut?

Und müßt' in ihm nicht Freude glühen,
Wenn er umher im Lande sieht,
Wie Jünglinge gleich Zedern blühen,
Indeß daß seine Kron' verblüht?

Der Mann — er müßt' im Streit' erliegen,
Noch lebet in mir Jünglings Kraft;
Und längst ist seine schon durch's Siegen
Im weichen Wollustschooß erschlafft.

Doch möcht' ich wohl der Ehre wegen,
Zu schlagen meinen schwachen Feind,
Dich, Haß, in meinem Busen hegen,
Dich wählen, bitt'rer Gram, zum Freund?

Und möcht' ich auch die Zahl vermehren
Der finstern Menschenhasser, die
Am eignen Eingeweide zehren,
Wie vielmal, o, bedaurt' ich sie!

D'rum, lieber Friedensengel, reiche
Die Hand zur fernern Reise mir;
Ich sehe mich nicht um, und weiche,
So lang' ich lebe, nicht von Dir!

Auf Voltairs Lobrede,

die ihn geradezu vergötterte. *)

Mit viel Geschmack und Phantasie,
Mit gottlos witzigen Satyren
Begier'ge Leser amüsiren,
Mit Irrlicht von Philosophie
Viel' Millionen Leut' verführen,

Und

*) Dieses Sinngedicht hat schon einer seiner Freunde im christlichen Magazin abdrucken lassen.

Und uns, uns Menschen bis zum Vieh
Herunter raisonniren —
Das ist sein Ruhm, und Menschen! ihr
Vergöttert ihn dafür. —

Der Menschenfreund.

Groß ist mir des Menschen Bild,
Dessen Seele sanft und mild,
Bei des Bruders Freud' und Leid'
Sich harmonisch härmt und freut.

Der, wenn Zwist und Irrungen
Zu der Menschheit Weh' entsteh'n,
Mitten steht und offen spricht:
„Hasse deinen Bruder nicht:

„Mag's Türk' oder Heide seyn,
„Er ist Mensch, und über ihn
„Läßt Gott täglich Sonnenschein
„Hin von Ost bis Westen zieh'n;

„Läßt ihm blühen Reb' und Au,
„Tränkt sein Feld mit Segenthau,
„Thut ihm alles Gutes — nun
„Solltest du ihm Böses thun?"

Erinnerung an meinen Freund**
im Mai 1779.

Schon bricht von West die Dämm'rung ein! —
Wohlthätig ist dein letzter Schein,
O liebe Sonne! — Aehnlich dir
Schied einst mein Freund von mir.

Zwar kommst nach wen'ger Stunden Lauf
Du wieder aus dem Meer' herauf
Mit tausend Strömen Lichts; doch Er,
Er kommt mir nimmermehr!

Wie soll ich's klagen! Welch ein Schmerz
Beklemmet mein empfindend Herz!
Wie wird mir der Gedanke schwer:
Er kommt mir nimmermehr!

Er, der mit Weisheit und Verstand
Gefälligkeit und Witz verband,
Des Stolzes und der Falschheit Feind,
Empfindsam und — mein Freund.

Der von der ersten Stunde an,
Als ich Ihn sah, mein Herz gewann,
Und dessen freundlich Angesicht
Mir war, wie Morgenlicht.

Noch seh' ich Ihn, doch nur im Bild',
Ganz ist davon mein Herz erfüllt.
O säh' ich Ihn nur noch einmal
Selbst im Original!

Selbstkenntniss.

Daß Jungfer Toiletchen fein
Von ihrem frühen Morgen an
Bis in die späte Nacht hinein
Bei'm Spiegel sitzt, Grimassen macht;
Bald gen sich zürnt, bald gen sich lacht:
Darüber freilich höret man
Da spotten und dort schmäh'n:
Doch ich — laß 's gern gescheh'n.
Es ist doch unsre theure Pflicht,
Beständig auf sich selbst zu seh'n,
Und thut man das bei'm Spiegel nicht,
Wo sollt's noch sonst gescheh'n?

Ein Räthsel:
Wie heisst diese Göttin?

1.

Du Göttin! auf die Mancher schielt,
Der dich zu seh'n noch nicht getraut,
Auf die der Frechere starrblickend schaut,
Wenn Wollust ihm im Aug' und Herze wühlt.

2.

Entflammt, geblendet durch dein Licht,
Weiß er nicht, was mit ihm geschieht:
Indeß Vernunft und Seelenruh' entflieht,
Er gafft auf dich, und ahnt dein Wesen nicht.

3.

Der Philosoph, der die Natur
Stets kalt erforscht, spürt auch nach dir,
Nimmt Fernrohr und Vergröß'rungsglas herfür,
Und sieht dich doch mit freiem Auge nur.

4.

Du zeigest dich bald nah', bald fern,
Der sieht dich da und jener dort,
Und wenn du auch wo bist, fliehst du bald wieder fort,
Fliehst vom Genuß, verweilst bei Sehnsucht gern.

B.

Angefangene Stücke.

Am Geburtstage 1784.

Dort in beblümten Frühlingswiesen
An einem neu begrünten Hain,
Als die Zephyre leise bliesen,
Haucht' ich mein erstes Leben ein!

Ein silberfärbig Brünnchen rollte
Mit sanften Fluthen nah vorbei,
Das mir vielleicht bedeuten sollte,
Wie flüchtig dieß mein Leben sey.

Seyd mir gesegnet erste Stunden,
An denen ich dieß Licht ersah,
Schon zwanzigmal seyd ihr verschwunden,
Und jetzo seyd ihr wieder da!

Was ist indeß mit mir geschehen?
Vor meinen Augen seh' ich hier
Die Reihe meines Lebens stehen,
Und Freud' und Trauer zeigt sich mir.

So wie in den vergangnen Jahren,
Die ich nun überlebet hab',
Bald trüb', bald heit're Tage waren,
So wechselt auch mein Schicksal ab.

Bald lachte mir mit holden Mienen
Das Glück, und Wonne war um mich;
Es zürnte, und sogleich erschienen
Der Leiden Schwärm', die Freude wich.

— — — —
— — — —
— — — —

Fragment meiner Vernunftlehre.

Vernunft, ein Fünkelein,
Zwar flimmert's himmlisch rein
In unsrer Seel', doch ach,
Wie flimmert es so schwach!

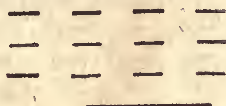
Wenn wildes Feu'r von Lust
Sich regt in unsrer Brust,
Wenn finsters Zweifeln Nacht
In unsrer Seele macht —

— — — —
— — — —
— — — —

Meinem Namensfreunde.

Verrauscht war Moldaus Sturm umher —
Und des Tyrannen Wort.
Still, wie die Nacht, wälzt sich in's Meer
Der Strom tieftrauernd fort.

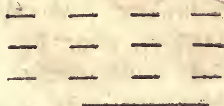
Sanft ob den Fluthen schwebet hin
Der Leichnam von Johann,
Die Sterne leuchten über ihn,
Der Geist flog himmelan.



An das Grab.

Hier, wo dein Schatten weht, Vergessenheit,
In deinem Schooß — bei dir,
Verwesung, wird einst Ruhezeit,
Und Trosterholung mir.

Besänftigt ist dann dieses Herzens Blut,
Verrauscht ist bis zum fernsten Hall
Die immer aufgethürmte Fluth
Der Schmerzen ohne Zahl.



Der vierte October 1782.

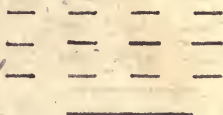
Alle Freuden sind dahin,
Sind wie welkes Gras verdorben,
Kommen nimmer — und ich bin
Schon vor meinem Tod — gestorben.



Auch ein Impetus philosophicus.

Wenn ich auf der Andacht Flügeln
Ueber dieser Erde Hügeln,
Ueber Welten zu Dir hin,
Ewiger, entschwungen bin!

Wenn mein Geist den Finsternissen
Dieser Wolkenerd' entrissen,
Und mit Himmelslust getränkt,
In dich tiefer sich versenkt.



Der Krieg 1778.

Die Ruhe flieht, und Mars erwacht,
Und bricht mit aller Kriegesmacht,
Wie düsteres Gewölk, auf uns herein;
Der Landmann und der Bürger bebt,
Weil ihm, was kommende Gewitter dräu'n,
Schon Alles jetzt vor Augen schwebt.

Schon sieht er Menschenheer', als wär' es Vieh,
Zum Schlachten hingeführt, wenn sie
Mit Bomben, Stücken, Streitgewehr
Und anderm Todeswerkzeug mehr
Wild rasend sich entgegen geh'n;
Indeß die Mutter und die Braut
Von Schmerz gegrämt und weinend laut,
Zum Himmel um des Kriegers Leben fleh'n.

Er sieht Verheerung, wo das Feu'r
Des Krieges hinfrißt, sieht des Lasters Ungeheu'r,
Das in der tiefsten Hölle sonst bewacht,
Und stark gefesselt lag, auf einmal losgemacht,

Nun mit unsel'gem Flug' von einem Reich
Sich hin in's and're schwingt,
Und Seuche-schwangern Lüften gleich,
Mit sich Tod und Verderben bringt.

— — — —

Der zweite November 1781.

Von einem Pol zum andern hin
Hat Gottes Vaterhand
Gewebt der Liebe zartes Band,
Und wo das Band zerreißt,
Da bluten Herzen.

— — — —

Meine Leiden.

Wie wenn ein ganzer Ocean
Die Fluthen alle thürmt,
Zu stürzen einen schwachen Kahn,
So wird mein Geist bestürmt.

— — — —

Der Tod des vollendeten Gerechten.

Hier kommt zu Dir, o Ewiger!
Mein Geist, dein Bild, zurück: so klar
Und ungetrübet rein, wie er
Aus deiner Hand gekommen war.

C.
Ein Paar unausgearbeitete Erzählungen.

Das Eden der Psyche.
Ein Ideal.

Liebliche Gestalt! wohin
Ach! verfolgst du mich?
Wo ich immer, immer bin,
Schwebest du um mich.

Wenn in stiller Mitternacht,
Tief in Schlaf gelegt,
Niemand mehr auf Erden wacht,
Nichts um mich sich regt,

Wach' ich einsam noch und matt,
Und wenn Alles sich
Längst im Schlaf vergessen hat,
Denk' ich noch an dich.

Und mein Auge decket kaum
Sanfte Schlummersruh',
O so führt ein süßer Traum
Mir dein Bildniß zu.

Freude strömt mir dann durch's Herz,
Hin ist aller Schlaf, und ach!
Auch dein süßes Bild — und Schmerz
Wird dann mit mir wach.

Der neue Gesang.

Ein Gänslein voll Genie ersann,
Vielleicht auf einer Reise,
Zu schnattern neue Weise.
Zu schnattern? Was liegt da daran,
So oder anders? Doch gefiel
Den alten Gänsen ungemein
Das neue Schnattern, Alle schrei'n:
„Das Bürschchen weiß gewaltig viel!“

Das Gänslein blähte sich darob,
Und dachte schon darauf, mehr Lob
Sich zu verdienen in der Welt,
Und geht hinaus in's weite Feld,
Wo eben sich kein Lüftchen regt,
Und nicht ein Laut den Echo weckt.

Der Umstand scheint dem Gänslein gut,
Und machet ihm noch neuen Muth
Zu schnattern, wie nun (dem Geschicke
Sey es gedankt!) durch ihn
Es jetzt der Erde glücke,
Zu lernen neue Melodien.
Das Vögelchor versammelt sich,
Das Gänslein hoffet sicherlich
Noch weit mehr Ehre, als zu Haus —
Man pfeift den dummen Schnatt'rer aus.

* * *

Sie fragen, wo's geschnattert hat,
Dieß Gänslein? — Herr, zu ***dt.

Der Sternseher 1774.

Ein berühmter Sternenseher,
Der oft ganzen Tag und Nacht
Als getreuer Himmelsspäher
Unverdrossen durchgewacht,
Kam nach langer Müh' darauf,
Was in dem gezirkten Lauf
Die Gestirn' auf künft'ge Zeiten
Unsrer Erde vorbedeuten.
Er beschloß auch alsogleich
Freudenvoll und hoffnungsreich
Diese neu entdeckte Sachen
Im Kalender kund zu machen.
Und wie trifft nicht Alles ein?
Regenguß nach seiner Sage —
Schneegestöber zwanzig Tage —
Jetzt der heit're Sonnenschein.

Tags d'rauf sah man in Gewittern
Berg und Thal und Felsen zittern,
Und der Schau'r schlug in's Getreid,
Wie er Alles prophezei't.
Nun ward Lärm im ganzen Lande,
Ach, wir sind im schlimmsten Stande,
Hieß es, und der Teufelsmann
Hat dieß Unheil uns gethan.
Ihm gehorchet die Natur,
Hätt' er im Kalender nur
Schönes Wetter angeschrieben,
Wär' es sicher schön geblieben.
Und ohn' alles Untersuchen,
Unter Schimpfen, Schmäh'n und Fluchen
Mußt er aus dem Lande, hin
In das Elend trostlos zieh'n.
„Ach, rief dann der Astrolog,
„Da er aus dem Lande zog,
„Um der Sterne Lauf zu wissen,
„Hab' ich mich allein beflissen:
„Menschen kennen sucht' ich nie,
„Und ach! nützen, schaden sie
„In der Nähe oder Ferne
„Nicht weit mehr, als alle Sterne?"

Die Elster 1774.

Schon lange hörte man der Elster Schwatzen nicht:
Warum? Wir dürfen nicht viel fragen,
Sie wird es uns in Bälde selber sagen;
Denn Elstern ist's nicht eigen,
Daß sie zu lange was verschweigen,
Sie hielten's wider ihre Pflicht.
Und seht, schon kommt sie schnell geflogen,
Und setzet sich auf eine Tanne hin:
O, schreit sie aus, o wie beglückt ich bin,
Sechs Kinder hab' ich aufgezogen!
Wie schön sie sind! sie seh'n mir gleich,
So schwatzig und so bunt; am nächsten Teich

Auf der bejahrten Linden,
Ihr Nachbarn! könnet ihr sie finden;
Besuchet nur das Nest, ich lad' euch freundlich ein,
Es soll der Weg euch nimmer reu'n;
Ich habe sicher nicht gelogen,
Sechs schöne Kinder hab' ich aufgezogen.

Kaum hat sie ausgeschwatzt, so flog sie weiter fort,
Um eben dieß auch Andern anzukünden;
Ein Sperber hört' es auch, er merket sich den Ort,
Fliegt hin, und nimmt die Jungen aus,
Und frißt sie gleich auf Einem Schmaus.

* * *

Nun schweige nur ein Bischen still,
Und höre, was ich sagen will:
Du Schwätzer, rede nicht zu viel!

D.

Phantasien, zur poetischen Ausarbeitung bestimmt.

Der Morgen.

Himmlisch schön brichst du ein,
Dämmerndes Morgenroth!
Und beseelest mein Auge mit Licht,
Und mit Freude mein Herz!

Seh' ich wieder den Tag,
Und die Sonne, die niedersank
Tief in Ozeans Fluthen,
Ist für mich nicht erlöscht!

Indeß Tausenden der Tod
Das Aug' mit ewiger Nacht schloß.
Ach umsonst! leuchten und wärmen deine
Feuerströme, sie seh'n nicht mehr.

Nicht mehr schlägt und fühlt ihr Herz
Dein sanft erwärmend Feu'r,
Wie ich dich seh' und fühl'!

Ach! Empfindung des ewigen Dank's,
Schwinge dich hoch
Zu dem Throne des Höchsten hin,
Daß ich noch bin!

Noch die Werke der schaffenden Macht,
Noch den Ausguß ewiger Güte,
Noch den Abglanz
Unendlicher Schöne seh'!

An einen alten Baum.

Den 14. Mai 1782.

Du lieber kahler Rumpf,
Sieh! der Frühling kommt wieder,
Und die jungen Bäume
Steh'n im vollen Safte da.

Ausgetrocknet ist dein Stamm,
Abgedorrt die Aeste;
Nur wenig Laub
Belebt dich noch.

Du stehst da,
Das Bild des alten Mannes —
Hast viele Frühlinge
Und Westwinde geseh'n,
Und im Duft der Mailüfte dein Haupt gewiegt,
Hast viele Winter geseh'n
Und Stürme,
Hast den Müden oft mit Schatten gelabt,
Oft mit süßer Frucht.

Vorüber ist nun deine Zierde,
Vorüber deine Schönheit;
Demüthig stehst du da,
Und neidest, überschattest nicht
Die jungen, um dich herstehenden Bäume.

An einen Schmetterling.

Nur wenige Stunden
Sind dir zu deinem Flug gegönnt;
Der kühle Abendthau
Verderbet dir deinen Flug.

Doch fliegest du fröhlich
Die wenigen Stunden,
Die dir zum Leben
Gegeben sind.

Sind auch nur wenig Augenblicke
Von meinem Leben da,
Ohne Furcht will ich sie verleben,
Und mich freuen, daß ich bin.

Das Sehnen nach Freundschaft.

Hier in dieser Harmonie sollte nicht Eine Seele seyn, die sich nach mir sehnte; nicht Eine Saite, die mit mir harmonisch klänge?

Mein Herz, zu schwach, mitzutönen in die Liebe Aller, verlangt nur Eine Saite, die mit ihm harmonisch tönt.

Es ist wie ein Magnet, der angebunden ist, und sich doch nach ungekanntem Zuge reget.

O, daß dieß Lied der Abklang meines Herzens wäre, und daß es käme an ein Herz, nach dem ich mich sehne!

Den 6ten Februar 1780.

Stille Freundin, Mitternacht!
Hüll' in dich mich ein;
Nur dich sieht mein Auge
Durch der Zähre trüben Schein.

Dunkler Glanz der Sterne
Leuchtet dir von ferne,
Aber meine Seele
Trauert ohne Licht,
Und ein Strahl des Trostes
Dämmert nicht!

Süßer Schlummer breitet sich
Durch den Erdball hin,
Und Verzweiflung selbst
Schläft im Kerker ein.

Aber meine Seele
Aengstet ohne Ruhe sich,
Doch, o Schmerz! du lehrest mich,
Wie das Herz der Menschen fühlt,
Lehrest mich durch meine Pein
Menschlich und empfindsam seyn.

An Herrn Candidus L——

Unsre Absichten werden nicht erkannt;
Darum denke nicht der edle Mann:
„Man wird edel mich nennen.“

Wer durch Rechtschaffenheit
Säulen hier sich bauen will,
O wie selten wird sein Wunsch gekrönt!

Die Bosheit, die des Nachts lauert,
Zerstört das Monument,
Und läßt gräßlichen Schutt zurück.

D'rum willst groß und edel handeln,
Hoffe keinen Lohn, als deines Gewissens
Und des Herrn, der Herzen sieht;

Dessen Augen, nicht trübe von Leidenschaft,
An dem Himmels-Schauspiel sich weiden,
Edlen Menschen in's Herz zu sehn.

27sten November 178 —

An — —

Alle Pfeile deiner Feinde sind auf dich nun abgedrückt, und ihr Wunsch, dir zu schaden, ist begnügt.

Doch da sie dir Alles nahmen, hast du noch den Muth gerettet. — Er war an kein vergänglich Gut gekettet. Und was ist doch alles Gut gegen eines Mannes Muth?

Groß ist der, der entbehren kann, der in sich Ruhe findet, und wenn er zum Himmel schaut, mit Zuversicht spricht:

„Sieh! du schenktest mir Leben und stillen festen Sinn: wie leicht entbehre ich das Uebrige! Liegt gleich der Verfolgung Druck auf mir: bin ich nur auf deiner Seite: ich fürchte kein Geschöpf.

X.

Fragmente aus seinen Briefen an Freunde.

A. — 4ten Jänner 1779.

Sie nennen mich einen Poeten, bald werd' ich mich selbst für einen halten. Es war allemal eine hungrige Profession darum, und es trifft der Lieblingsgesang unsers Kellers zu:

Geht wohl ein Schulregent in einem Dörfchen ab,
Mein Gott! wie wimmeln nicht die Dichter um sein Grab!

Mangel leide ich, Gottlob! nicht, doch trifft's bei mir so weit zu, daß man mich auf dem großen weiten Erdboden zu nichts brauchen kann. Gleichwohl ertrag' ich dieses Geschick mit einer sehr erbauenden, einem Poeten geziemenden Gleichgültigkeit, der Similis demittit asello auriculas, und getröste mich damit, daß etwa einmal eine Hofpoetenstelle vacant werden möchte, und gaudire indeß die poetische Freiheit, oder besser zu reden, Allmacht, mit oberherrschaftlicher Gewalt über die Reichthümer und Güter dieser Erde, sie mögen mobilia oder immobilia seyn, und ob das Geld in Silber- oder Goldsorten ist, verschlägt auch nichts, auch inclusive der Edelsteine ꝛc., nach Belieben zu walten, auszutheilen und wieder zurückzunehmen, wenn man gleich nicht einen Dreier in der Chatulle, und eine warme Suppe in der Küche hat.

Daß Sie allemal eine sehr vortheilhafte Meinung von mir hatten, dafür dank' ich Ihrer Nachsicht, aber das Urtheil von mir, das Sie in Ihrem Briefe äußern, ist zu günstig für mich, als daß ich aus Liebe zur Wahrheit, die ich jetzt auch mehr als jemals zu schätzen anfange, mit Ihnen einstimmig werden könnte. Ich bin ein lahmer Schurke, und habe keine Schnellkraft. Sp —, dessen

dessen Bild mir oft die Seele durchfliegt, und eine Herzenssaite bewegt, könnte mir was leihen. Sie werden in etlichen Wochen Autor? Hören Sie, da ich Ihren Brief bekam, las ich daraus den Leuten, die damals eben um mich waren, vor, daß mir ein Herr geschrieben habe, daß er in wenig Wochen ein Buch herausgeben werde, das von der Gottesgelehrtheit handelt; Sie glauben nicht, wie diese Leute, die außer ihrem Gebetbüchlein kaum ein Buch gesehen haben, so eine hohe Meinung von einem Autor in ihren confusis ideis, wie die Schulen reden, haben; sie wurden mit Verwunderung über Sie absolute saturirt, und selbst auf mich kam noch ein Ausguß der Hochachtung, daß ich mit einem Autor in Correspondenz stehe.

Noch hätt' ich Vieles zu fragen, aber ich will lieber meinen Vorwitz unterdrücken, als mit Ihrer Unbequemlichkeit unterhalten. — — —

B — g den 2ten Juli 1779.

Sie fragen mich, was, wo ich bin, wie ich lebe? Ich bin auf Gottes Erdboden nichts. Bis den 23. Juni 1779 war ich bei meinen Eltern, und hatte kein anderes Geschäft, als mein physisches Wohl zu besorgen, und jetzt bin ich in B — g, und bin wieder nichts, es müßte denn seyn, daß man eine Komödie spielte, und ich auf solche Art auf Eine Stunde ein Monarch würde. Nun das ist eben meine Sorge nicht, ich trachte nicht nach Größe, und ich suche mich zu überzeugen, daß es nicht unsre Pflicht ist, eine ansehnliche vielbedeutende Rolle als vielmehr die seinige wohl zu spielen. Gleichwohl so sehr ich mich als Mann in Alles resignire, die romantische Welt mir aus dem Kopfe banne, so bin ich doch nicht im Stande, allerdings den Wunsch zu unterdrücken, mich in andern Umständen zu wissen, und mich wieder mit den lieben Freunden vereinigt zu sehen, von denen ich nunmehr auf beständig getrennet bin.

Sie schreiben, daß uns zuweilen Mißverständniß getrennt, und unsern Umgang unterbrochen habe, und daß ich es wissen werde, warum Sie dieses schreiben. Ich weiß es wahrhaftig nicht. — Gewiß sehen Sie diese Sache von einer ganz andern Seite an, als ich; denn ich bin überzeugt, daß die Schuld davon nur auf meiner Seite war. Dieß muß ich aus Liebe zur Wahrheit und gegen Sie bezeugen: und die Ursache? O, man weiß ein gegenwärtiges Gut nie genug zu schätzen. Es ist unerträglich schwüle, sagt der Wanderer; wenn er aber die Sonne untergehen, und die Nacht hereinbrechen sieht, anstatt dieses himmlischen Lichtes, das uns leuchtet und wärmt, und ohne das wir Maulwürfe wären, da trauert und jammert er.

Nun seyn Sie so gut, und schreiben Sie mir bald wieder. Sie glauben nicht, wie viel ich mir auf Ihre Gewogenheit einbilde, und es soll allemal mit jeder Nachricht die Bestätigung davon mir erfreulich seyn. Ich will auch künftig darauf bedacht seyn, besser als dießmal zu schreiben. Ich kann meine Entschuldigung nicht unterdrücken. Ich bin schon lange sehr krank gewesen. Jede heftigere Empfindung wird mir zum Schmerz, und ich habe wirklich zwei Monate keinen Buchstaben geschrieben; meine Gesundheitszustände scheinen mir nicht ein langes Leben zu versprechen. Ich betrübe mich nicht darüber; ich übergebe Alles in die Hände meines Schöpfers. Ich habe Gutes genug genossen, genossen die Liebe meiner Freunde, meiner Eltern; ich war so viel nicht würdig, gewiß nicht würdig, aber desto mehr Dank dafür!

Wenn Sie mir schreiben, so thun Sie ein geistliches Werk der Barmherzigkeit, wenn Sie mir literarische Nachrichten ertheilen von einem recht guten schönen Buche.

M. — — 6ten Jänner 1788.

Sie verlangen Briefe von mir; so schmeichelhaft mir das ist, seyn muß, so kränkend ist mir's wieder, weil ich das nicht schreiben kann, was ich wünschte und schreiben möchte.

Das verwünschte Trösten und Mitleiden! Lieber freuen, glückwünschen, empfehlen, wohlthun, und wohlthun helfen — doch das ist noch nicht Ihre Sphäre, und meine wird's wohl nie werden. — Fort mit dem melancholischen Gedanken, hinaus mit dem Hunde aus der Stube.

Besser ein niedriger, unbekannter, gedrückter Mensch, als ein großer, leuchtender Schurke mit stinkendem, pestilenzischem Ausflusse. Hinüber mit der Freude jenseits des Grabes — o, das war es, auf das Sie mir in Ihrem lieben Briefe deuteten, und das ich oft — oft, ohne phantastische Ueberspannung, ohne Schwermuth, mit ernster Ueberlegung, mit Beruhigung gedacht und gewünscht habe! Auch fort mit diesem mir sonst so lieben Gedanken!

Nun wie leben Sie? Ist schön Wetter zu Ingolstadt? Hier ist immer so unfreundlich Wetter, bald regnet's, bald schneit's, neulich ist gar eine Mondsfinsterniß gewesen. Da haben wir's, das ist ein locus communis, von dem ich oft erzählen höre, und mit allem Geschmacke mit erzähle, von dem ich aber mit meinem lieben Freunde nicht reden möchte. Ach! wenn ich das Ding wieder auskratzen könnte. Fort, fort!

Nun wie leben Sie? (das bleibt, das Andere ist Alles in den Bann gethan.) Sind Sie gesund? Genießen Sie manche innige Freude mit guten Menschen? Hundert solche, wie — — — machen ein irdisch Sanssouci! Aber, wo kriegen Sie hundert, hundert solche? Kostet's doch so viele Mühe, einen hübschen Postzug zusammenzubringen, und wo bekäme man hundert edle Menschen in einem engen Kreise? Dieses Hundert ist ein Werk einer fruchtbaren Imagination, das aber nicht zur besten Welt gehört — weil's nicht da ist.

Ich wollte so geizig nicht seyn, wenn's nur Wenige, Einer wäre; aber bei mir ist's entfernt, was ich schätzen und lieben kann, und Sie wissen's besser als ich, daß die vires in ratione inversa quadrata distantiarum sind und agiren. — Alles ist mir gehässig, als daß ich mit Menschen zu thun habe, bei denen ich noch dazu in einigem

Ansehen stehe. Nun aber, ich bitte Sie, haben Sie kein Mitleiden mit mir. Ich kann's noch immer leiden, und gefällt's mir nimmer, so hat's ein Ende. Sagen Sie das Niemand; wer mir wohl will, dem wär's nicht recht, und wer mir nicht wohl will, den freut' es. Ich will mich schon d'rein fügen, und denke mir, es könnte schlimmer seyn, freilich besser. Fort, fort rc. rc.

Sie werden die kritischen Wälder erhalten haben, aber glaublich das nicht finden, was Sie suchen. Ich weiß nicht, ob Sie den Laokoon oder Winkelmanns Briefe haben, die sind unumgänglich; doch, fort mit dem Hofmeisterton, ich wollte nur sagen, daß ich diese gern zuvor gelesen hätte, und daß ich aus Abgang derer nichts verstanden habe. Der 2. und 3. Theil ist bloß wider Klozen, fordert viel Bücher und Rezensionen voraus, die ich auch nicht kenne. Ich schwätze von Herzen gern mit Ihnen, das Sie sehen. Könnte ich lieber mit Ihnen reden, und über H.. Satyren lachen. Ich habe seither nimmer so gelacht; doch heute hab' ich auch mit St.. gelacht über Ihren Lenze, *) von Herzen ich und er gelacht, Alles in ganzen Noten.

Sonst lese ich bisweilen etwas, machen kann ich nichts. Herr P.. hat mir die Geschichte der Israeliten gebracht, und freundschaftlich geliehen. Es befremdete mich anfangs, daß der vortreffliche Verfasser gar so viel Bedenken nimmt, etwas anders als natürliche Ursachen anzunehmen, wie z. B. mit der Schlange, mit den Thieren, wie sie in die Arche kommen. Ich schreibe nur, um zu schreiben, damit Schwarz auf Weiß stehet.

Zum Beschluß muß ich Ihnen noch mein Leid klagen, ich empfinde an mir die Geschichte des Sünders, es war mir so reizend, und nur ein wenig Mißfälliges hatte es, eh' es geschah, und nun hat's nichts Reizendes und viel Mißfälliges, da es geschehen ist; und das Ihretwegen. O, daß ich's ändern könnte! Ich habe unrechtschaffen gehandelt, und Sie beleidigt (so wenig Ihre Empfindung davon weiß). Daß es nicht geschehen wäre! Lange

*) Einen moralisch-komischen Aufsatz, der nicht gedruckt ist.

Wahl, und schlecht gewählt!! Schwebt doch aller Unstern über mich, und wird mir keine Ruhe! O mein Freund, o nur Sie gönnen mir noch lange, immer Ihre Liebe, und das soll mir immer Trostgedanke seyn, daran will ich mir wohlgefallen! — — Mein Freund, o sähen Sie die Bewegungen meines Herzens! Leben Sie tausendmal wohl!

M — — 13ten Jänner 1780.

Wann das Sittenblatt *) herauskommen soll? Anfangs Februar soll's angekündet werden, und zu Ende des November soll das erste Stück geliefert werden. Das Gebiet, worauf es sich erstreckt, oder wenigstens Anspruch macht, ist nicht eingeschränkter als das große Reich, das Sire Willen und Königin Sitte unterworfen ist. Hab' ich in meinem Briefe an Dich das Gebiet kleiner angegeben, so soll's hiemit widerrufen seyn, und Du siehst es wohl, daß es kaum möglich sey, die Scheibe zu verfehlen. Nur ist man besorgt, daß man gleich anfangs einen ziemlichen Vorrath an Materien bekomme, um sie nach einem gewissen Gesichtspunkte zu stellen, der Ordnung heißen kann.

Ich habe im Spiele selbst gar keine Rolle; nur interessirt sich mein Herz dafür, weil ich die elende Sitte um mich her sehe, die in unserm lieben Vaterlande die herrschende ist — und mir der Mann willkommen seyn muß, der Muth und Gefühl genug hat, die Edeln des Landes zu dem großen Geschäfte zu ermuntern — dem reißenden Strome einen Damm entgegenzusetzen.

Auch Dich meint die Stimme: Brüder, helft, ehe uns das Verderben überfällt, wie die Pestilenz! — Also Beiträge; alle Ausflüchte, die Du aufbringen kannst, erkläre ich für null.

---

*) Einige wollten durch eine periodische Schrift dem Verfall der Sittlichkeit entgegen arbeiten — es kamen aber Hindernisse, die den Plan zerschlugen.

* — — ließ mich seine Rede lesen, die er zu Ende des Jahres gehalten, darin ich freilich nichts, als ein paar Leinweberspässe habe finden können.

Vetter — — ist noch immer der hartschnaubende, polterische Geist, und ein ungemeiner Polyhistor. Er hat sich jetzt auf die Mathes verlegt, und die bläst er jetzt wie die Luft von sich weg.

— — —

Lieber Bruder!

Es ist gewiß eines der bittersten Leiden für den fühlenden Menschen, Augen zu haben, und so viel Elend um sich her allenthalben anzusehen. Wie viele Seufzer hat mir wohl manche solche Betrachtung ausgepreßt, und wie oft hab' ich in dem Wunsche meine Seligkeit empfunden, daß ich bei meinem kurzen Daseyn auf dieser Erde durch mein Bestreben die Masse dieser Uebel nur um ein Quentchen mindern könnte!

Ich habe aus diesem Beweggrunde alle Stände durchgesehen, und wie viel Einer dem Andern hinderlich ist; und wie in Jedem eine Bildung gegeben wird, dadurch die Menschen vorbereitet und angewöhnet werden, in Grundsätzen und Handlungen einander im Lichte zu stehen. Denn darin wird wohl eine Ursache liegen, warum es so oder anders ist.

Daß an der Erziehung Alles gelegen ist, haben die Pädagogen unsrer Zeit wohl eingesehen, und unsäglichen Fleiß darauf verwandt, es anders zu machen; doch zum Unglücke ist die Art ihrer Auferziehung größtentheils für diese sublunarische Welt noch nicht recht passend. So lange man nicht auf einmal die wirklichen Auferzieher aus der Welt schaffen, und andere (vom Monde) dafür herstellen kann, wird man auf dieser Heerstraße nicht viel weiter kommen.

Den 1sten Jänner 1780.

'Εμῷ κεχαρισμένε θυμόῳ.

Da bin ich, sehe die Morgenröthe des kommenden Jahres, und danke Gott für die ruhige Stunde, die ich genieße, um zu empfinden, und es Ihnen zu sagen, wie sehr ich Sie liebe und werthschätze, und wie ich's im süßen Wonnegefühle an mir erfahre, daß unser Herz, wenn's vor Liebe und Wohlwollen aufsiedet, mit Wünschen überfließe. Sie kommen alle über Sie, meine Wünsche. Gott segne Sie damit, und gebe Ihnen Tage von den meinigen, und lasse keine von Ihren Hoffnungen unerfüllt! — —

Um Sie von meinem guten und bereiten Willen zu überzeugen, verläugne ich meine Scham, und schicke hier ein paar Seiten aus meinen Notaten, die ich nun freilich besser wünschte. O wenn ich nur könnte, gerne möchte ich beitragen zum Wochenblatt, gerne verwendete ich meine Kräfte zu Hand- und Spanndiensten! Aber das ist eben, als wenn ein Bettler zum Kirchenbau opfern will.

Was macht denn der vortreffliche M —? Mit was beschäftigt er sich? O es wäre ewig Schade, wenn er seine feine Empfindungen in Rathsacten und Rechtsdeductionen vergrübe!

Aergern Sie sich nicht über den griechischen Titel: ich kann weiter nicht mehr, und wußt' es auch nicht besser zu sagen. Sie wissen anbei, daß ich in die Gedankensteuer gern meinen Tribut zahle.

Ihr Freund J. N.

Den 24sten Mai 1780.

Freund!

Sie spotten meiner, daß ich jetzt Professor, Repetitor, Hofmeister, und Alles bin; da thun Sie recht, ich mach' es manchmal selbst so, und lache über mich! — Armer Neumiller, das hast du dir auch nicht gedacht, daß du dir mit Logik, Metaphysik, Mathematik dein Stück Brod verdienen solltest.

Ich hatte neulich Herzenslust, Ihren würdigen Zögling — zu sehen. Was das eine Freude auf Erden ist, brave Leute zu sehen, und bei ihnen was zu gelten. Ich sehe Sie doch bald wieder! Auf die Herbstferien, wenn's Gottes Wille ist, komm' ich mit meinen jungen Herren nach Indersdorf auf 8 Tage beiläufig, da hab' ich mir in meinen Gedanken schon die Freude gemacht, daß auch Sie um dieselbe Zeit da eintreffen werden. Ich kann über solche Projecte des Schlafens vergessen.

Wie ich lebe? Ganz getrost. Ich habe das Glück, unter recht guten Menschen herumzuwandeln. Meine Eleven tragen viele Hoffnungen des Vaterlandes mit sich herum, vielleicht mehr als eine Schule von dreißig Akademikern. Schade, daß sie keinem Andern, als mir anvertraut sind!

— —

Innerhalb 2 Stunden reise ich nach Bamberg; es muß mir wohl ein wichtiges Geschäft seyn, an Sie zu schreiben, ich würde sonst hinausgehen, und nochmal mit starrem Auge jene Hügel beschauen, auf denen ich in meiner Kindheit die Sonne auf- und niedergehen sah, und auf den Nachhall jener Empfindungen und jener Seligkeit zu horchen, die mich damals beglückten, als ich mich nach künftigem Glück und Wissen sehnte, und in kindlicher Einfalt mit jedem Tage glücklicher zu werden hoffte. Ach, wie betrog ich mich! —

Zum Schlusse:
Eine Probe von seiner Art
mit den Kindern auf dem Lande umzugehen.

Erstes Gespräch,
an einem Frühlingsmorgen unter der Linde.

Ich, Georg, Steffel, Michael.

Ich. Kinder! schon so früh aus dem Bette?

Georg. Wenn ich zu Herrn Johann*) darf, dann kann ich nimmer schlafen.

Steffel. Und ich auch nicht.

Michel. Und ich lasse mich allemal von der Mutter aufwecken, daß ich der Erste daseyn kann.

Ich. Steffel, was kommt dort herauf?

Steffel. O schön! schön! So roth und gelb, und dunkel, und weiß.

Georg. Es wird wohl die Sonne seyn.

Michel. Die steht doch auch früh auf —

Ich. Und, Michel! braucht nicht geweckt zu werden.

Michel. Das hat mir gegolten, ich werde auch bald aufstehen lernen, ohne geweckt zu werden.

Steffel. Wenn nur mein Schwesterchen auch da wäre, daß sie's mit uns sehen könnte; immer heller, immer schöner .... Sieh! nun ist sie halb herauf.

Michel. Herr Johann! wo war sie denn diese Nacht?

Ich. Unter uns giebt es auch Leute, und diese müssen auch Licht haben, und diesen brachte die Sonne Licht, damit sie auch sehen und arbeiten können.

*) In einigen Gegenden nennt das Landvolk die Geistlichen bei ihren Taufnamen.

Michel. Unter uns Leute? Das kann ich nicht glauben.

Steffel. Wie können sie denn stehen? Sie müssen den Schwindel bekommen und fallen.

Ich. Nicht doch, lieber Steffel! sie stehen fest, wie wir stehen. — Das will ich euch ein andermal erklären, jetzt müssen wir dem Aufgang der Sonne noch zusehen.

Georg. Ich will Sie schon an ihr Wort erinnern —

Steffel. Jetzt ist sie schon ganz herauf, die Sonne — so schön! und die Vögel singen drein, und die Sterne sind alle davon geflohen, und überall ist Licht.

Georg. Hr. Johann! ich habe mein Morgengebet noch nicht verrichtet, und der Herr Pfarrer hat uns ein gar schönes Gebet gelehret, wenn wir die Sonne aufgehen sehen; darf ich's nicht gleich da verrichten?

Ich. Mein Kind! das Beten ist nirgends verboten, am allerwenigsten da, beim Aufgange der Sonne.

Georg (knieet nieder, faltet die Hände und betet): Liebe Sonne! der dich gemacht hat, hat auch mich und alle Menschen erschaffen. Der dich heute zu uns heraufgeführet, der hat auch mich diese Nacht durch Schlaf erquicket, und vom Schlafe wieder zum Leben auferwecket. Liebe Sonne! du stehst früh auf, um dein Tagewerk zu verrichten, und unsere Erde zu erleuchten. Ich will auch früh aufstehen, und mein Tagewerk fleißig verrichten. O du lieber Gott! denn du lässest die Sonne über uns aufgehen, gieb mir deinen väterlichen Segen, daß ich ein gutes, frommes, fleißiges Kind bleibe, und immer besser, frömmer, fleißiger werde! Amen.

Ich ward durch die Unschuld der Kinder, denn die zwei kleinern knieten auch nieder, und stammelten nach ihrer Art mit, sehr gerührt, und mußte mich umwenden, um das Auge zu trocknen.

Steffel. Herr Johann! ist so ein schöner Morgen, und Sie weinen ja gar?

Ich. Ich bin nicht traurig, liebe Kinder! ich konnte nur die Freude nicht recht ertragen, die ich empfinde, wenn ich euch ansehe —

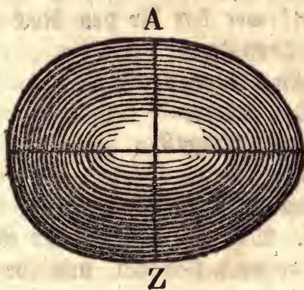
Michel. Herr Johann, Sie müssen mich auch so schön beten lehren!

Steffel. Und mich auch; denn ich kann nichts beten, als: Vater unser, der du bist in dem Himmel — geheiliget werde dein Name!

Ich. Genug, wenn du dieß verstündest, und empfändest, was du sagest.

Steffel. Sie müssen es uns eben lehren, wie wir es verstehen und empfinden können, denn Sie sind ja so gut, und meine Mutter sagt immer: Kinder, folget nur dem Herrn Johann, und thut, was er saget, und fraget ihn, wenn ihr etwas nicht recht verstehet!

Ich. So setzet euch um mich her.... Georg neben mir zur Linken, und Michel zur Rechten, und du Steffel vor mich her, daß ich dich im Gesichte habe! Ich habe euch vorher gesagt, daß die Sonne, wenn es bei uns Nacht ist, unter uns Tag mache. Das könnet ihr euch so vorstellen. Da will ich mit dem Bleistifte eine Figur machen —



Steffel. Das ist ein Hennenei —

Ich. Dieses Ei stellt uns unsere Erde vor. — Wenn nun die Sonne den Menschen in Z leuchtet, so müssen die Menschen in A Nacht haben, und wenn die Sonne den Menschen in A leuchtet, so werden sie Tag haben — u. s. f.

Georg. Das ist's klar, ich setze mich in A, und das Licht in Z ist nicht mehr für mich, denn die Erde ist groß.

Ich. Nun hat es der liebe Gott wirklich so eingerichtet, daß das ganze Ei nach und nach beleuchtet wird, damit alle Menschen, sie mögen seyn, wo sie wollen, Tag bekommen.

Georg. Das hat Er wohl gemacht.

Ich. Und das hat Er deßwegen so gemacht, weil Er alle Menschen lieb hat, und alle das Licht wohl brauchen können.

Georg. Deßwegen hat Er gewiß auch allen Menschen Augen gegeben, damit sie sehen können.

Ich. Und Verstand, daß sie über die Güte Gottes nachdenken können.

Georg. Und was noch?

Ich. Und ein Herz, daß wir uns seiner Güte freuen können — und allerlei Kräfte, daß wir seinen Willen thun können.

Steffel und Michel. Herr Johann! nochmal, daß wir zwei es auch recht verstehen und behalten mögen.

Ich. Ihr drei seyd Brüder, nicht wahr?

Alle drei. Ja!

Ich. Steffel! wer hat dir den Rock machen lassen!

Steffel. Der Vater.

Ich. Und dir, Georg?

Georg. Der Vater.

Ich. Und dir, Michel?

Michel. Der Vater.

Ich. Warum denn der Vater?

Alle drei. Weil er unser Vater ist —

Ich. Weil er euch lieb hat, und für euch sorget.

Alle drei. Ja.

Ich. Nun hat Gott allen Menschen das Leben gegeben, wie euch der Vater die Kleidung.

Alle drei. Allen Menschen.

Ich. Der nämliche Gott hat allen Menschen die fünf Sinne, und einen Verstand, und ein Herz, und allerlei Kräfte gegeben.

Alle drei. Allen Menschen.

Ich. Der nämliche Gott thut allen Menschen täglich viel Gutes, daß wir es nicht beschreiben können.

Alle drei. Allen Menschen.

Ich. Gott muß also alle Menschen lieb haben?

Alle drei. Alle Menschen —

Georg allein. Weil er für Alle sorget.

Ich. Und Gott muß alle Menschen lieb haben, wie euer Vater euch drei lieb hat!

Alle drei. Alle Menschen, wie unser Vater uns drei lieb hat.

Ich. Wenn nun Gott alle Menschen lieb hat, und wenn Er väterlich für alle Menschen sorget, wie sollen wir denn diesen Gott nennen?

Steffel. Einen guten Gott.

Michel. Einen alle Menschen liebenden Gott.

Georg. Vater.

Ich. Vater dürfen wir Ihn nennen, weil Er väterlich sorget für uns.

Georg. Und was für einen Vater? Etwa nur des Steffels seinen Vater?

Steffel. Nein, denn Er liebt meine Brüder auch.

Ich. Also des Georgs, und des Steffels, und des Michels Vater?

Georg. Nein, denn Er liebt alle Menschen.

Ich. Die Leute auch, die unter uns wohnen?

Georg. Alle Menschen.

Ich. Die Armen und die Reichen?

Georg. Alle Menschen.

Ich. Die Kinder und Greise?

Georg. Alle Menschen.

Ich. Die Gesunden und Kranken?

Georg. Alle Menschen.

Ich. Also dürfen wir Ihn unsern Vater nennen?

Alle drei. Unsern Vatern —

Ich. Und aller Menschen Vater?

Alle drei. Aller Menschen Vater.

Ich. Sieh, Steffel! jetzt verstehst du gewiß die ersten zwei Worte deines Gebetes: Vater unser?

Steffel. Ja, es heißt so viel, als: Gott, der du mich und alle Menschen lieb hast, wie ein Vater seine Kinder.

Michel. Warum heißt es aber: Vater unser, und nicht unser Vater?

Ich. Es gilt Eines so viel als das Andere; wie wenn du sagest: Lieber Vater! mein — oder mein lieber Vater!

Georg. Aber der Schullehrer sagte, es wäre deutscher, wenn wir beteten: unser Vater.

Ich. Der Schulmeister hat recht. — Aber sieh, wenn nun der Pfarrer auf einmal betete: unser Vater?

Georg. Da würden die Unwissenden dareinsehen, und nicht wissen, was geschehen wäre.

Ich. Sie würden glauben, der Pfarrer hätte das Vaterunser verfälschet. Wären sie aber recht daran, wenn sie es glaubten?

Georg. Nein, denn ob beim Beten ein Wort vor oder nach steht, darauf sieht unser Vater nicht.

Ich. Worauf sieht Er denn?

Georg. Die Mutter sagt es uns alle Abende: Kinder! beim Beten kommt es darauf an, ob ihr aufmerket auf das, was ihr saget, und ob es euch so um's Herz ist, wie ihr saget.

Ich. Das versteh ich nicht.

Georg. Unsere Mutter versteht es so: Wenn wir an Gott denken, und an Ihm Freude haben, und Ihm unser innerliches Anliegen klagen, und versprechen, seinen Willen zu thun, so kommt es auf die Worte nicht an, sondern nur darauf, daß wir wirklich Wort halten, und thun, was recht ist, und auf Ihn vertrauen.

Dieß ist in diesem Büchlein (zieht eines aus der Tasche) gar schön erkläret, und ich kann mich nicht satt darin lesen, und was ich eben gesagt, und was uns die Mutter immer einprägt, das steht Alles darin.

Ich. So ist's, braver Georg... Aber, wenn Gott unser Vater ist, was folgt daraus? — Daß wir Ihn etwa lieben sollten?

Alle drei. Lieben vom ganzen Herzen.

Ich. Und Ihn dankbar preisen?

Alle drei. Dankbar preisen.

Ich. Und auf Ihn vertrauen?

Alle drei. Auf Ihn vertrauen.

Ich. Und all seinen Willen thun?

Alle drei. Seinen Willen thun.

Ich. Was ist denn sein Wille?

George. Daß wir Sie jetzt allein lassen, denn Sie sagten gestern, eine halbe Stunde könnten Sie uns schenken, und Ihnen von Herzen danken, und nach Hause gehen, und unsern Eltern und Geschwistern erzählen, was wir gelernt haben, und thun, was diese uns befehlen.

Ich. Bleibt immer so gut, liebe Kinder! und kommet morgen wieder.

Alle drei. Gottlob! Morgen wieder!

Zweites Gespräch.

Martin, ein Knabe von zehn Jahren, und Ich.

Ich. Was weinest du, Martin?

Martin. Mein Vater will mich nicht studiren lassen, und die Mutter sagte: ich solle studiren.

Ich. Möchtest du denn studiren?

Martin. Der vorige Kaplan hat mich das Musa, und sum, es, est schon gelehret, und die Mutter sagt: ich soll fortstudiren.

Ich. Warum möchtest du denn studiren?

Martin. Des Zimmermeisters Sohn, Sebaste, studirt auch in Amberg, und wenn er nach Hause kommt, da trägt er ein feineres Tuch am Leibe, als wir andere Knaben, und einen langen Degen an der Seite, und der Herr Pfarrer ladet ihn ein paarmal zu Tische, und meine Base sagt immer: ich müßte ein Herr werden, und sie möchte mich einmal predigen hören; und meine Mutter hat mir erzählt, sie hätte einen Traum gehabt, und mich primiziren sehen, und der Traum sollte wahr werden, und der Franziskaner, wenn er in unserm

Hause sammelt, sagt immer zu mir: Du mußt ein Student werden, und hat mir den guten Freund geschenket.

Ich. Was sagt der Vater dazu?

Martin. Ich müsse ein Bauer werden; mein Bruder sey kränklich, und könne nicht recht arbeiten; ich sey stark, und zur Arbeit geboren; er wolle mir den guten Freund verbrennen, und ich müsse in acht Tagen zum Pfluge hin.

Ich. Magst du denn kein Bauer werden?

Martin. Die Bauern, sagt die Mutter, müssen hart arbeiten, daß ihnen das Blut zu den Nägeln herausspritzt; die Geistlichen dürfen nichts als im Meßbuche lesen, und alle Sonntage predigen — und hätten obendrein bessere Kost, und man müsse den Hut vor ihnen abziehen.

Ich. Du bist sehr aufrichtig, lieber Martin! deine Mutter meint es gut mit dir, und dein Vater gewiß auch. Sie haben dich beide lieb. . . . Aber sage mir, wenn du deinen Vater so hart arbeiten sähest, daß ihm das Blut zu den Nägeln herausspritzte, möchtest du ihm nicht gerne aushelfen, und die Arbeit erleichtern? — Sieh, dein Vater hat dich lieb, und arbeitet, um dir Brod und Kleidung schaffen zu können; möchtest du ihm denn nicht diesen Gefallen thun?

Martin. Ja, ich habe den Vater sehr lieb!

Ich. Und dein Bruder kann ihm nicht aushelfen, weil er viele Wochen zu Bette liegt, und, wenn er vom Bette wegkann, doch noch schwächlich ist.

Martin. Mein Vater sagt das Nämliche.

Ich. Und deine Mutter kann die Feldarbeit nicht für den Vater thun, sie hat im Hause und Stalle zu schaffen.

Martin. Das sagt der Vater auch.

Ich. Und wenn man die Bauernarbeit versteht, so spritzt einem das Blut nicht gleich aus den Nägeln heraus.

Martin. Die Mutter sagt nur so.

Ich. Und dem Vater schmeckt der Bissen Brod süße, den er sich mit dem Schweiße seines Angesichtes erarbeitet hat.

Martin. Er sagt's, und man könnte es ihm ansehen, wenn er's auch nicht sagte.

Ich. Und dem Vater würde es viele Freude machen, wenn du an seiner Seite arbeiten lerntest.

Martin. Das hat er schon oft gesagt.

Ich. Und der Sohn soll doch seinem Vater Freude machen.

Martin. Der Herr Pfarrer sagte es auch, wie er das vierte Gebot erklärte.

Ich. Und der gute Gott belohnt es den guten Kindern auch, wenn sie ihre lieben Eltern unterstützen.

Martin. Weil er's geboten hat, sagt der Herr Pfarrer.

Ich. Möchtest du also dem Vater nicht diese Freude machen, daß du die Bauernarbeit dem traurigen Musa, und sum, es, est vorzögest.

Martin. Von Herzen gerne, wenn sich nur die Mutter nicht darüber betrübte — ich kann sie doch nicht weinen sehen.

Ich. Schön, mein lieber Martin! aber wenn ich dich lehrte, wie du es machen könntest, daß deine Mutter auch so dächte, wie dein Vater?

Martin. O, lehren Sie mich das!

Ich. Das sollst du gleich gelernet haben. Sieh, lieber Martin! geh' nur zur Mutter, und sage ihr:

„Liebe Mutter! es thut mir von Herzen leid, wenn ich meinen Vater muß allein arbeiten sehen. Mein Bruder kann ihm nicht arbeiten helfen, und ich habe gesunde Hände, und mein Gewissen sagt mir oft: Sieh, wie hart der Vater das Brod verdienen muß, und du willst die Zeit mit dem Musa, und sum, es, est verderben? Das Studiren ist ein langwieriges und ungewisses Handwerk; viele Studenten wollten Herren werden, und sind Straßenbettler und Tagdiebe geworden; der Kaplan meint auch, ich sey zum Bauernstande berufen. . . . Liebe

Mutter! ich bitte, erlaube es mir nur, daß ich an der Seite meines Vaters arbeiten darf." Dieß sage zu deiner Mutter, und werde ein braver Bauer!

Martin. Das kann ich nicht Alles behalten.

Ich. Sage, was du behalten kannst, und gehe nicht von der Mutter weg, bis sie dir sagt: Thu, was du willst! — Sey ohne Sorgen, lieber Martin! ich will selbst mit ihr reden. — Werde nur ein braver Bauersmann, wie dein Vater!

II.

Benedict Stattlers

kurzgefaſste Biographie.

1798.

Lasset uns gerecht seyn, denn die Wahrheit ist es auch!

Einer der berühmten Professoren und Schriftsteller dieses Jahrhunderts in der deutschen katholischen Kirche, Benedict Stattler, hat sich sowohl unter seinen Glaubens-Genossen, als unter den Protestanten so namhaft gemacht, daß unparteiische Männer aus allen Ständen, die sich in der Geschichte ihrer Zeit umzusehen gewohnt sind, sie mögen übrigens mit ihm gleich oder ungleich denken, einer ausführlichen Anzeige von seinem Leben, seinen Arbeiten und Schicksalen entgegen sehen werden. Diesem billigen Verlangen zu entsprechen, hat ein ungenannter Kenner des merkwürdigen Mannes folgende richtige Data gesammelt, und hiemit dem Publicum mittheilen wollen, ohne dem Urtheile seiner Leser vorzugreifen, und gewiß ohne die Gesetze der Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit zu übertreten.

Zuerst eine chronologische Skizze seines Lebens, hernach eine Anzeige seiner Schriften, darnach ein Wort über seinen Charakter, und am Ende ein Wörtchen von seinen Schicksalen.

Benedict Stattler war zu Kötzting im bayerschen Walde, des Regensburgischen Bisthumes, im Jahre 1728 den 30. Jänner geboren; lernte in dem bayerschen Benedictiner-Kloster Niederalteich die Anfangsgründe der lateinischen Sprache; studirte die niedern Schulen in dem Gymnasium zu München als Alumnus des Seminariums zum heil. Georg, in das er aufgenommen ward, obgleich seine ganze Musikkunst nur im Paukenschlagen bestand; trat im Jahre 1745 den 13. September zu Landsberg in den Jesuitenorden; hörte zu Ingolstadt drei Jahre die philosophischen Vorlesungen, ein Jahr die mathematischen, vier Jahre die theologischen; lehrte als Magister drei Jahre die Grammatik zu Straubing und Landshut, ein Jahr die Poesie in Neuburg an der Donau; ward im Jahre 1759 zum Priester geweihet; legte die letzten Gelübde seines Ordens im Jahre 1763 den 2. Hornung ab; lehrte die Philosophie sechs Jahre, und die Theologie zu Solothurn in der Schweiz, zu Innsbruck in Tyrol,

und zu Ingolstadt in Bayern, siebenzehn Jahre nach einander, auch noch nach Aufhebung seines Ordens im Jahre 1773; erhielt im J. 1776 die untere Stadtpfarrei zu St. Moritz in Ingolstadt, und behielt das Lehramt und und Prokanzelariat der Universität bei, bis die Religiosen die Schulen in ganz Bayern, der Oberpfalz und Neuburg, bei Errichtung der bayerisch-englischen Zunge des hohen Maltheser-Ritter-Ordens, übernahmen; ward im J. 1782 Stadtpfarrer zu Kemnath in der Oberpfalz; resignirte sie nach etlichen Jahren freiwillig; zog nach München, ward daselbst churfürstl. wirklich frequentirender geistlicher und Censur-Rath; bat im J. 1794 um seine Entlassung aus diesen beiden Rathsstuben, und erhielt sie; lebte darnach noch über ein paar Jahre bei kränklichem Körper, ohne Amt, in freier Muße, sich und seinen Freunden, und starb 1797 den 21. August an einem Schlagflusse.

Seine Schriften, haben den Charakter eines selbstdenkenden und consequenten Mannes, auch im Auge derer, die ganz andere Meinungen hegen. Er wußte das Pflugeisen seiner Vernunft ganz sonderlich zu schärfen, um den ganzen Acker der scholastischen Philosophie und Theologie, wie er ihn von seinen Vorfahrern übernahm, getreulich umzuackern, und wieder frisch zu besäen; ich sage den ganzen Acker: denn er schrieb einen ganzen Cursus der Philosophie, Logica, Ontologia, Psychologia, Theologia naturalis, Physica generalis, particularis, in scientifischer Methode; hieher gehören auch seine principia metallurgiae, die ihm eine Denkmünze von der unvergeßlichen Maria Theresia eintrugen, und eine andere Preisschrift, die von der bayerschen Akademie der Wissenschaften gekrönet ward; er schrieb den ganzen Cursus der dogmatischen Theologie in scientifischer Methode, nachdem er die demonstratio Evangelica, Catholica, locos theologicos schon vorher herausgegeben hatte; schrieb einen ganzen Cursus der allgemeinen katholischen Moral, das ist in seiner Sprache: Ethica universalis, und Ethica communis in scientifischer Methode; sogar von der Ethica specialis, über den Familienstand nämlich,

gab er noch zwei Bände in deutscher Sprache heraus; schrieb eine ganze Dogmatik und Moral für die bayrischen Schulen, und Auszüge derselben; schrieb einen Katechismus; und in allen diesen Arbeiten war es sein gewissenhaftestes Bemühen, der strengsten Orthodoxie getreu zu bleiben; ob ihn gleich einige für heterodox gehalten, und auch als heterodox, nicht ohne allen Erfolg, angeklaget haben.

Dabei vergaß er nicht, an den Gährungen seiner Zeit großen Antheil zu nehmen; er schrieb eine lesenswerthe amica defensio Societatis Jesu; eine Schrift wider den Doctor Bahrdt, der nachher das Evangelium in einen Roman travestirt hatte; eine wider den Illuminatismus; eine wider Moses Mendelsons Jerusalem; eine wider die französische Revolution; eine für die Vereinigung zwischen den Katholischen und den Protestanten, und endlich drei Octav-Bände sammt einigen Bogenschriften wider die kantische und kantianische Philosophie. Der denkende scientifische Kopf, der strenge Katholik, der thätige Mann, der consequente Stattler ist in seinen literarischen Arbeiten nicht zu verkennen, und es mußte in seinen Werken denn doch etwas Salz und viel Salz gelegen haben, weil sie von einer Seite so großen Widerstand fanden, und auf der andern keine oberflächlichen Wirkungen auf seine Zeitgenossen machten, und in seinen bessern Lesern den Trieb zur *Ordnung* im Denken, die *Liebe zur Wahrheit*, und auch die edlere *Freimüthigkeit* wecken halfen.

Natürlich war er Manchem zu dunkel, Vielen zu orthodox, einigen Wenigen nicht orthodox genug, Vielen zu lang, Andern zu kurz, Einigen zu tief, Andern zu breit. Darin kommen Freunde und Feinde überein, daß seine *Schreibart* offenbar etwas Schwerfälliges hatte, und durch die Anhäufung der Participien, und durch die Bemühung, allen Einwürfen bevorzukommen, eine *unangenehme* Gedrängtheit bekam. Die kantischen Schriftsteller beklagten sich *besonders*, daß er sie durchaus mißverstanden hätte. Nun habe ich mir vorgenommen, nur Data zu liefern, und alle *Urtheile*, deren Richtigkeit nicht von selbst in's Auge springt, zurückzuhalten; die

Nachwelt soll also entscheiden, und wird auch entscheiden, nachdem sich die Leidenschaften werden abgekühlet, und das Aequilibrium der Kräfte wieder hergestellet haben.

Von Kant erzählt ein zuverlässiger Mann, er hätte gesagt, der Doctor Stattler wäre einer seiner consequentern liebern Gegner, bliebe sich von Anfang bis Ende gleich, und hätte sich selbst verstanden. Was seine Methode betrifft, so kann es nicht geläugnet werden: bei ihm war sie Verdienst. Denn es ist dadurch eine Kette von Gedankengliedern in seine Schriften gekommen, die zu seiner Zeit unter uns etwas Neues und offenbar das Werk eines kühnen, geübten Kopfes war.

Sein unter Christen fast allgemein geschätzteres Werk ist die demonstratio evangelica, die an dem Berliner-Recensenten einen billigen Mann fand; sein brauchbareres ist den katholischen Seelsorgern die Ethica communis; sein tiefgedachtestes ist seinen Freunden die Ethica universalis; für sein vornehmstes im demonstrativen Fache halten die Liebhaber dieser Lehrart die Psychologia und Theologia naturalis.

Seine dissertatio de valore sensus communis naturae (die nebst einer Gelegenheitsschrift an einen baccalaureus Moguntinus noch in den Catalogus seiner Schriften hineingesetzt werden muß) ist den Kennern der Vernunftlehre als eine Ergänzung derselben merkwürdig. Sein Antikant hat wenigstens (etwas, das bei allen Parteien anerkannt ist) das Gute, daß Stattlers System darin selbst in ein neues Licht gesetzt, von zwei Seiten neu gestützt, und in einem kurzen Auszuge faßlicher dargestellt ward, und vielleicht möchte denn doch wieder einmal eine Zeit kommen, wo hie und da sein Urtheil über einige Stücke der kantischen Philosophie hervorgezogen, und mit mehr Kälte auf die philosophische Kapelle gelegt würde. Jetzt ist an so etwas gar nicht zu denken: denn, wenn die Baulustigen nur immer weiter aufbauen wollen, so nehmen sie sich nicht mehr Zeit, nach der Grundfeste umzusehen. Das werden sie aber thun, wenn die Zeit mächtigere Stöße an ihrem Neubaue wird gethan und neue Gestalten der Dinge hervorgebracht haben.

Sein sittlicher Charakter waren Ordnung und Gerechtigkeit: zwei Probestriche der Seelengröße. Stattler konnte irren, mag, besonders auch in seiner politischen, ihm etwas fremden Laufbahn, manchmal geirret haben; aber wenn es einmal in seiner Seele geschrieben stand: Das ist gerecht, so hielt ihn keine Menschenfurcht, keine Menschengunst, kein Großer und kein Kleiner, nichts hielt ihn zurück: Es mußte durchgesetzt werden, es mochte noch so unklug scheinen, es mochte ihm noch so viele Verdrüßlichkeiten zuziehen. Dieß ist groß, das ist edel, wenn es auch den Schein des Eigensinnes, der Unklugheit und den des Mangels an Weltkenntniß hätte, und bliebe groß und edel, wenn es auch mehr als den Schein von diesem Allem hätte.

Diese innere Festigkeit des Charakters gab auch seinem Aeußern den Ton des gesetzten Wesens, prägte die Züge des Ernstes, der nicht gar zu oft zum Lächeln kommt, und zum Lachen kein Organ zu haben scheint, in sein Gesicht, und wenn man Alles zusammenfaßt, so darf man sagen, er habe auf Ordnung im Denken, auf Ordnung in Gesinnung, auf Ordnung im Handeln strenge gehalten, und davon sey die Seele auch in seine Schriften, und in sein Aeußeres übergegangen. Seine Feinde konnte er lieben, und sah es als ein Gesetz der Gerechtigkeit an, ihnen die Liebe nicht zu entziehen. Arbeiten (die Stunden der Leibespflege, des Gebetes, der Erholung abgerechnet) konnte er vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Spiele verwarf er nicht; Schach und Tarock waren ihm zur Abspannung der gespannten Nerven, auf eine kurze Zeit, nicht unwillkommen.

Was seine Schicksale betrifft, so lagen viele Dornen auf seiner Laufbahn; gelehrte Streitigkeiten, politische und Geschäfts-Streitigkeiten, auch Streitigkeiten der Orthodoxie halber, waren ihm mancherlei beschieden, und wenn man seine ungedruckten Schutz- und Vertheidigungsschriften in Einem Schranke beisammen sähe; so gäben sie ein hübsches Bibliothekchen ab.

Dabei verlor er gewöhnlich die Seelenruhe nicht, und pflegte lächelnd zu sagen: „Ich hoffe, ich werde meinen Prozeß bei Gott besser ausfechten, als auf Erden."

Zinsmeister, Kanonicus zu Spalt, war einer seiner stillen, aber heftigern Gegner, der übrigens das Pulver nicht erfunden haben mag, ob er gleich in Verbindung mit seinen Correspondenten, wider Stattler eine große Explosion bewirken half; ist ihm aber schon vorausgegangen in die Ewigkeit; die übrigen wenigen Gegner werden ihm zu seiner Zeit auch noch nachfolgen, und können ihm jetzt nicht mehr schaden. Molliter ossa cubent!

In den letztern Jahren, da Stattler sich so schwach und die Wirkungen des Alters allmählich fühlte, sagte er oft: Nun, ich wäre fertig, wenn nun der liebe Gott mich wegnähme, ich gienge gerne, und warte nur auf das Zeichen zum Abmarsch: denn religiös und zwar von ganzem Herzen war er gewiß. Er schrieb, wie er dachte, und lebte, wie er schrieb.

Oft bat er auch, Gott möchte ihn nicht lange krank liegen lassen, und der Tod seine Sache, die er an ihm zu machen hätte, kurz machen. Das geschah denn auch. Er hatte an seinem Sterbetage in der Frühe an seinem Hausaltar noch Messe gelesen; hatte noch eine Dame beichten gehöret; hatte noch zu Mittage mit Appetit gegessen, und nach Tische in seinem Lehnsessel noch eine horam romanam versucht; da fühlt er aber auf einmal Beklemmung, und war in einer halben Stunde eine Leiche. Nochmal: molliter ossa cubent! Sein Testament allein machte ihn schon unvergeßlich, denn er setzte die Armen zum Haupterben ein, und vergaß seine Pfarrkinder in Ingolstadt und Kemnath nicht.

Vielleicht steht die Grabschrift, die einer seiner Verehrer auf ihn machte, hier nicht am unrechten Orte.

An die Fama.

Hör' einmal auf, Sein Lob auszuposaunen,
Im nahen und im fernen Land!
Die beſſ're Nachwelt wird mit Wehmuth staunen,
Daß unsre Zeit den Mann verkannt.
Statt deiner spricht ja jedes seiner Werke,
Geschrieben mit Vernunft und Geistesstärke;
Und mehr als Bücher spricht sein edler Sinn,
Sein Leben und sein Testament für ihn:
Und löscht sein Tod des Neides Fackel aus: o, so
Brennt seines Namens Ruhm hell auf und lichterloh!

III.

Rede
zum Andenken
an
Vitus Anton Winter,
Professor und Stadtpfarrer zu St. Jodok in Landshut ꝛc.,

gehalten

in der Universitätskirche zu Landshut
am 23sten März 1814.

An den Leser.

Wenn dem Menschen jedes Menschenleben, das sich neben ihm in dem Strome der Zeit beweget, *theuer* seyn soll, weil es das Leben eines Menschen ist: so wird ihm dasselbe Menschenleben, sobald es den Wogen der Vergänglichkejt entrückt, in dem Freihafen der Unvergänglichkeit angelangt ist, *heilig* seyn müssen; denn es nimmt in dem Momente, in welchem es unsern Blicken auf immer entschwindet, einen höhern Charakter der *Unverletzlichkeit* an, weil es, allem Gerichte der Welt entzogen, von dem Auge der Wahrheit allein gerichtet seyn will.

Diese Unverletzlichkeit eines *entschwundenen* Menschenlebens hat sich in dem Spruche der Vorwelt ausgedrückt: *man solle nicht in Gräbern stören.*

Diese Unverletzlichkeit eines *entschwundenen* Menscheulebens erklärt jede Behandlung desselben, die nicht das Gepräge einer gewissen *Zartheit* und *Ehrerbietung* gegen den Dagewesenen trägt, als *profan.*

Mit dieser zarten, ehrerbietigen Behandlung läßt sich aber wohl vereinigen das: magis amica veritas. Denn gerade der entscheidende Sinn für Wahrheit ist es, was dem Menschenleben einen Werth giebt, den es als Geistesleben mit in die Ewigkeit nimmt. — — Das Uebrige sagt dem Leser die Rede selbst.

Landshut, den 25. März 1814.

Eure Magnifizenz,

Hochwohlgeborner Herr Rector,

Wohlgeborne Hof- und geistliche Räthe, sämmtliche Mitbürger der Universität, und alle nach Stand und Würde hochzuverehrende Zuhörer!

Berufen und gewohnt, an dieser Stätte sonst nur das Wort von Gott und dem ewigen Leben auszusprechen, rede ich heute von einem Sterblichen, dessen Verlust die Universität, die Pfarrei zu St. Jodok, und die ganze Stadt mit Einem Gefühle beklagen.

Der Mann, dessen Tod wir betrauern, war:

Vitus Anton Winter,

Königlich Bayrischer und Regensburgisch Erzbischöflicher wirklicher geistlicher Rath, Domherr zu Eichstädt, Professor an der Ludwigs-Maximilians-Universität zu Landshut, Pfarrer zu St. Jodok allda, der Bayrischen Akademie der Wissenschaften correspondirendes Mitglied.

Seine erste und in jedem Sinne beste Trauerrede, die noch lange nicht verstummen wird, hielten ihm die dankbaren Thränen der Dürftigen, die sein wohlthätiges Leben erquickt hatte; eine Trauerrede, welche die Theilnahme der ganzen Stadt an seinem ausgezeichneten Leichenbegängnisse bestätiget hat.

Der Ruf zur zweiten, die jetzt in Ihren Ohren ertönt, ward mir durch ein besonderes Loos beschieden, dem zu gehorchen ich für eine unabweisliche Pflicht erkannte.

Da ich als Trauerredner, wie als Prediger des Evangeliums in dem Einen Dienste der Wahrheit stehe: so fange ich unter ihren Augen an:

Vitus Anton Winter war am 22sten Mai 1754 in der Pfarrei Hoheneggelkofen, unweit Landshut, geboren.

Den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben ꝛc. erhielt er in der Schule des genannten Pfarrdorfes.

Da aber der Einödhof, auf dem er zur Welt kam, der benachbarten Pfarrei Adelkofen näher lag als der seinen, so gieng der Knabe in die Kirche und zum christlichen Unterrichte nach Günzkofen, einer Filial von Adelkofen, und dieser Umstand, der so unbedeutend schien, daß er ohne die Folgen, die er veranlaßte, nicht einmal bemerkt worden wäre — dieser Umstand entschied für sein ganzes Leben.

Johann Michael Kopp, Cooperator in Adelkofen, dem es gegeben ward, die aufsprühenden Funken in der zarten Menschheit wahrzunehmen, konnte nicht unbemerkt lassen, daß treffliche Talente in der rohen Hülle des Knaben verborgen liegen müßten, gab also, von seinem wohlwollenden Herzen aufgefordert, dem jungen Winter Unterricht in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache.

Da der Cooperator in dem Pfarrhause zu Adelkofen wohnte, so mußte Winter, um zu seinem Lehrer zu kommen, täglich von Zeilbach, so heißt der kleine Bezirk, in dem sein Geburtsort liegt, eine kleine halbe Stunde nach Günzkofen, und von da eine gute halbe Stunde nach Adelkofen, also eine ganze Stunde weit gehen. Aber diese Beschwerden waren für seine Lernbegierde nichts. Damals, und später hat er sich oft, und mit einer Art von Ungestüm ausgedrückt: Ich muß ein Herr werden, d. i. ein Geistlicher.

Der Cooperator, von dem Fleiße des Knaben begeistert, setzte den Unterricht mit der Beharrlichkeit und mit dem Fleiße fort, daß sein Zögling im Jahre 1769 an dem Gymnasium zu Landshut in die erste Schule (Rudiment) eintreten konnte.

Ohne eigentliches Vermögen von seinen Eltern, fand er seinen Unterhalt in dem Hause des Baron von Guggomos auf Adelzhausen und Hecking, bei dessen einzigem Sohne er die Stelle eines Famulus vertrat, und zugleich die Wohlthat der Hausinstruction mit genoß.

Sein

Sein großer Fleiß konnte nur mit seinem großen Ehrtriebe, der sein ganzes Wesen in Bewegung setzte, verglichen werden: Winter wollte stets der erste unter seines Gleichen seyn. Und dieß Wollen, neben dem, daß es That, und er der Erste, oder dem Ersten so viel als gleich geworden in allen Klassen des Gymnasiums *) unter sechzig bis siebenzig Mitschülern, bewahrte sein Gemüth in der Gottesfurcht, die ihm seine Eltern als das beste Erbgut, und sein erster Bildner, der genannte Cooperator, als das höchste Gut empfohlen hatten.

Es leben noch mehrere Menschen in Landshut, die sich mit Freude erinnern, daß sie den Knaben in Kirchen mit besonderer Inbrunst beten sahen.

Da man zu seiner Zeit auch in den Schulen der Jesuiten anfieng, der deutschen Sprache mehr Aufmerksamkeit zu widmen, als ehedem geschah: so zeichnete Winter sich auch hierin aus. In den höhern zwei Klassen des Gymnasiums, Poesie und Rhetorik (seine Lehrer waren Münsterer und Gebhart), versuchte er sich (damals eine seltene Erscheinung) sogar in deutschen Gedichten, die in vaterländischen Blättern aufgenommen wurden.

Jetzt sollte er die in Landshut angefangene Bildung an der Landes-Universität zu Ingolstadt fortsetzen können.

Dazu mangelte ihm mit dem Vermögen — alle Aussicht.

Es mußte ihm also der unsichtbare Führer seines Lebens auf andere Weise Bahn machen. Und er machte sie durch den ehrwürdigen Greis, den kräftigen Pfarrer von Hoheneggelkofen, Joseph Simon Thaurer.

Dieser sein Wohlthäter war es vorzüglich dadurch, daß er ihm die Aufnahme in das Institut der gemeinsam lebenden Geistlichen zu Ingolstadt zu verschaffen wußte.

---

*) Herr Subrector Forster schrieb mir alle Noten von dem Talente, Fleiße und Fortgange des seligen Winter aus den hinterlegten Jahrbüchern des Gymnasiums heraus.

Dieses, von Bartholomäus Holzhauser, dem Stifter der gemeinsamen Lebensweise der Weltpriester, sogenannte Bartholomäerseminarium ist mir nicht bloß deßhalb werth, weil viele treffliche Männer aus seinem Schooße hervorgegangen sind; sondern auch, weil es uns die Idee der regulären Bildung des Weltpriesterstandes näher gerückt und aufbewahrt hat.

Denn da die Weltgeistlichen, wie sie im Gegensatze gegen die Ordensgeistlichen (nicht ganz schicklich) genannt werden, in der Welt leben müssen, um die Menschen über diese Welt zu erheben und für die ewige zu erziehen: so werden sie wohl selbst einer regulären Bildung bedürfen, und in praktischer Hinsicht weit mehr, als die Clerici regulares in Klöstern.

Da nun dem Weltgeistlichen diese reguläre Bildung in den öffentlichen Schulen selten zu Theil wird, und durch den kurzen Aufenthalt in den Priesterseminarien kaum verschafft werden kann: so war es wohl ein himmlischer Gedanke, eine Anstalt zu gründen, in welcher die künftigen Weltpriester gemeinsam erzogen, und wenn sie nachher in dem Dienste der Seelensorge durch das ganze Land umher zerstreut waren, denn doch noch durch ein gemeinsames Band der Liebe, der Theilnahme, der Ordnung rc. zusammengehalten wurden.

In diesem Institute fand nun Winter unter einer milden Aufsicht, die Wissenschaft und Tugend zu vereinen suchte, und neben vollständiger Verpflegung, die ihm alle Bedürfnisse des Lebens darreichte, Anlaß und Antrieb genug, sich in den Hörsälen der Philosophie und Theologie nicht bloß umzusehen, sondern gründliche Kenntnisse in den bedeutendsten Zweigen des menschlichen Wissens zu verschaffen.

Seine Fortschritte waren so entschieden, daß das Seminarium ihn mit dem (jetzigen Direktor) Streber von Reisbach aus dem ganzen Gebiete der Philosophie öffentlich, sine praeside, und wie es damals noch Sitte war, zwei Stunden Vor- und zwei Stunden Nachmittag defendiren, und den gradus Magisterii nehmen ließ, und alle Kosten bezahlte.

Sein Promotor, wie sein Lehrer in der Physik war Gabler, dessen Verdienste noch im gesegneten Andenken sind, und dessen ich mich mit besonderem Dankgefühl erinnere, weil er mein Lehrer, mein Wohlthäter, mein Freund, und dann auch mein College an der Universität zu Ingolstadt war. In dem Diplom ward dem neuen Magister der Philosophie die erste Note zuerkannt.*)

Sein Fleiß und Fortgang blieb sich in der theologischen Laufbahn gleich. Die Nebenstunden wurden aber alle auf Erlernung lebendiger Sprachen verwendet, etwas, das ihm zu seiner Zeit wohl zu statten kam.

Am 13ten Junius 1778 erhielt er die Priesterweihe, am 7ten Januar 1779 die cura animarum.

Seine erste Messe las er in der Pfarrkirche seiner Heimath, unter einem unbeschreiblichen Zusammenlaufe des Volkes; die Primitzrede hielt der von ganz Landshut verehrte P. Stein.

Wie er die Universität verließ, gieng er nach München, um die Stelle eines Hofmeisters in dem Hause des damaligen Hofkammerdirektors von Plank zu übernehmen, die er bald darauf mit einer andern bei dem Präsidenten Grafen von Spretti vertauschte.

Es lag aber im Entwurf seines Lebens (den nicht er, den ein höherer Verstand gemacht hatte), Winter sollte auch die Welt außer seinem Vaterlande sehen; dazu bot sich in Kurzem ein schöner Anlaß:

Nigg, damals geistlicher Rath und Siegelträger des Bischofs, später Domherr und Generalvikar in Augsburg,

---

*) In dem Verzeichnisse der Graduanten, das bei der philosophischen Fakultät hinterlegt ist, stehen folgende Worte:

Gradum Magisterii obtinuerunt

R. D. Christian. Widemann, ord. s. Bernardi Rel. in Kaysersheim,

D. Franc. Xav. Streber, Reisp. } Cler. sec. in commune viv. Alumn.
D. Vitus Anton Winter, Hoheneggelkofen, } Cler. sec. in commune viv. Alumn.

Tres isti singularis et prope eminentis progressus laudem in publica et solenni disputatione etiam sunt meriti.

bekam von Rom aus den Auftrag, einen tüchtigen Katecheten in das deutsche Kollegium nach Rom zu senden. Kaum hatte Winter davon Nachricht erhalten, als ihm die rege Begierde, Italien zu sehen, keine Ruhe mehr ließ, bis er sich als Kandidaten zu dieser Stelle meldete. Er konnte für einige Zeit auf die Aussichten in seinem Vaterlande verzichten, und ward — Katechet im deutschen Kollegium zu Rom.

Vielleicht datirt sich von diesen katechetischen Vorübungen her — sein Hang zum Studium der Katechetik und der Liturgie.

Von Rom, wo er sich bei zwei Jahre aufgehalten haben mochte, war ihm, anderer Ausflüge nicht zu gedenken, der Weg nach Neapel nicht zu weit, und der auf den Vesuv nicht zu mühsam.

Der italienischen Sprache mächtig, und überdem mit mancherlei schätzbaren Beiträgen zur Menschen- und Weltkunde bereichert, kehrte er in sein Vaterland zurück, und ließ sich, nicht lange nach seiner Ankunft, einer ihm schon vor der Reise nach Rom gegebenen Versicherung gemäß, als Präceptor der Edelknaben anstellen; ein Posten, dem er vorzüglich durch seine Sprachkenntnisse gewachsen war, und der nach einigen Jahren fast immer mit einer einträglichen Pfarrei belohnet ward.

Mit Karl Theodor sprach er allemal englisch, welches der Churfürst von dem Präceptor seiner Edelknaben nicht ungerne hörte.

So sehr aber Winter für diese Stelle passen mochte, so trat doch bald eine Begebenheit ein, die ihm die Stelle entzog.

Der Churfürst wollte seine Residenz am Ende des Jahres 1788 wieder nach Mannheim verlegen, und die Pagerie war bereits dahin vorangegangen.

Da nun der dortige Präceptor noch am Leben war: so mußte Winter in München zurückbleiben. Dafür erhielt er die Pfarrei Tännesberg in der Oberpfalz, die er aber, aus mir unbekannten Gründen, nicht annahm.

Die erste Pfarrei, die Winter bezog, war die Dorfpfarrei Laichling bei Eggmühl; die zweite die Markt-

pfarrei Kösching, unweit Ingolstadt, die dritte die Stadtpfarrei Ingolstadt selbst.

Als Pfarrer zu Laichling und Kösching hatte er den Sohn des alten Grafen Lösch bei sich, und ward sein Erzieher. Dieser junge Graf Lösch war es auch, mit dem Winter eine große Reise in Deutschland und nach Ungarn machte; er sah Wien, Preßburg, Ofen, Berlin, Erfurt, Dresden, und versäumte nicht, die berühmten Gelehrten zu besuchen, und die Denkmale der Kunst zu schauen.

Die Beschreibung dieser Reise wird sich unter den Handschriften des Seligen noch vorfinden lassen.

Nachdem er Italien, Deutschland und Ungarn gesehen: so hätte er wohl auch gerne, wie mich einer seiner Vertrauten versicherte, Paris und London gesehen, um seine Welt- und Menschenkenntniß zu vervollkommnen. Allein die Unruhen des Krieges ließen den Wunsch nie That werden.

Als Pfarrer zur heiligen Jungfrau *) in Ingolstadt ward er zugleich Professor der Kirchengeschichte und Domherr in Eichstädt. Als Lehrer der Kirchengeschichte hielt er am 22sten Jänner 1795 sein Principium solenne, an welchem Tage er auch vor dem akademischen Senate den gewöhnlichen Professors-Eid ablegte.

Bei der neuen Organisation der Universität 1799, die dem Regierungs-Antritte unsers geliebtesten Königs gleichzeitig war, wurden unserm Winter statt der Kirchengeschichte, die der selige Professor Anton Michl sammt dem Kirchenrechte zu lehren übernahm — die Fächer der Katechetik, der Liturgie und der angewandten Moral (der Kasuistik) übertragen.

Als die Universität im nächsten Jahre 1800 in der Pfingstwoche nach Landshut übersetzt ward, verpflanzte Winter die Domherrnpräbende und das theologische Lehramt in seiner Person hieher, und ward im Jahre 1801

*) Die Vorsteher der obern Stadtpfarrkirche nannten sich Parochi ad aedem divae Virginis speciosae.

statt des verdienten Baron von Staader, dem das Dekanat in dem hiesigen Collegialstifte zugetheilt worden, Stadtpfarrer zu St. Jodok.

In Laichling, Kösching, Ingolstadt und Landshut beseelte den Pfarrer Winter Ein und derselbe Geist.

Ueberall theilte er sein Vermögen mit den Schulen, mit den Armen, mit den Kranken.

Was er in Landshut als Gelehrter und als Mensch geleistet habe, soll jetzt ausführlicher angegeben werden.

Zuerst von der Thätigkeit des Gelehrten.

Diese erweiset sich selbst aus seinen Schriften, die in Meusels gelehrtem Deutschlande, das ausübende Ritual*) abgerechnet, vollständig angezeigt sind.

Seine Schriften theilen sich:

in historische,
in theologische,
in Gelegenheitsschriften.

Ueber den Werth der historischen Schriften bescheide ich mich gerne, keine Stimme zu haben.

Da aber Winter sich gerade in dem Fache den meisten Ruhm errungen hat: so ließ ich es mir angelegen seyn, von zweien parteilosen Geschichtforschern und Geschichtschreibern, die die gelehrte Welt dafür erkennt, mir ein bestimmtes Urtheil über den Werth von Winters historischen Schriften zu verschaffen.

Die edlen Männer ließen mich keine Fehlbitte thun.

Man wird es diesen Urtheilen leicht ansehen, nicht nur, daß sie so reif als nüchtern, und so gründlich als freimüthig sind, sondern auch, von welchen Verfassern sie herrühren.

Das Urtheil des Einen lautet wörtlich so:

„Winters historische Schriften, wenn gleich nicht ganz frei von Mängeln — und welches menschliche Produkt

---

*) Deutsches, katholisches, ausübendes Ritual, 2 Theile. Frankfurt am Main, in der Andräischen Buchhandlung 1813.

möchte sich wohl dessen rühmen können! — haben doch gewiß einen entschiedenen Werth, und werden ihn stets behalten. Man wird, um sie richtig zu würdigen, zweierlei Gattungen unterscheiden müssen: Die Schriften, worin er sich als Geschichtforscher allein zeigte, und diejenigen, worin er zugleich als Geschichtschreiber auftrat. Zu den ersten gehören vorzüglich seine Vorarbeiten zur Beleuchtung der österreichischen und bayerschen Kirchengeschichte überhaupt, und der Voragilolfingischen Periode insbesondere, München 1805. in 8., und: Vorarbeiten zur Beleuchtung der bayerschen und österreichischen Kirchengeschichte überhaupt, und der Agilolfingischen Periode insbesondere. II. Bandes I. — V. Abhandlung. München 1809 und 1810. in 8. Ferner seine drei Abhandlungen über die großen Synoden Bojoariens zu Aschheim, Dingolfing und Neuching aus der Agilolfingischen Periode, welche in dem von der königl. Akademie der Wissenschaften zu München herausgegebenen Bande der historischen Abhandlungen vom Jahre 1807 in 4. abgedruckt sind. Werke, die sich zur zweiten Gattung eignen, sind: Geschichte der bayerschen Wiedertäufer im sechzehnten Jahrhundert, München 1809 in 8., dann: Geschichte der Schicksale der evangelischen Lehre in und durch Bayern, bewirkt in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, oder Kirchen- und Staatsgeschichte von Bayern vor dem Ausbruche der Kirchenreformation bis zu Wilhelms IV. Tode, aus den Urquellen bearbeitet, sammt einem diplomatischen Kodex. Erster und zweiter Band. München 1809 und 1810 in 8.; endlich: Aelteste Kirchengeschichte von Altbayern, Oesterreich und Tyrol. Erster Theil. Landshut 1813 in gr. 8.

„Seine Schriften von der ersten Gattung hoben ihn allerdings in den Rang eines gründlichen Geschichtforschers empor. Ein Beweis von seinem echt historischen Sinne

ist wohl schon der Umstand, daß er nicht blindlings glaubte, was man allgemein als ausgemacht annahm, sondern auf den Gedanken gerieth, veraltete und hartnäckig als reine historische Wahrheit vertheidigte Vorurtheile, z. B. von dem apostolischen Ursprunge der Kirche zu Lorch, von dem Apostelamte des Lucius in Vindelicien, Rhätien und Noricum, von dem Bisthum des heil. Maximilian zu Lorch rc., in Zweifel zu ziehen, und den Werth oder Unwerth jener alten Documente, auf denen die Glaubwürdigkeit dieser oder jener Thatsache beruhte, zu untersuchen. Zwar ist nicht jede seiner Untersuchungen in Hinsicht auf den Gegenstand, dem sie gewidmet ist, gleich wichtig, nicht jede in Hinsicht auf die Gründe, wodurch er irgend eine Meinung zu befestigen oder zu widerlegen suchte, gleich überzeugend. Zuweilen ließ er sich verleiten, irgend einen Satz, dessen Behauptung er eben zu seinem Zwecke nöthig fand, auch wohl durch Scheingründe zu unterstützen. Aber in der Hauptsache und in den meisten Fällen bekämpfte er die Vertheidiger der entgegengesetzten Meinung, geraden Wegs ihnen entgegengehend, mit den Waffen echt historischer Kritik. Und dadurch hat ihm die Kirchengeschichte von Bayern und Oesterreich unstreitig viel zu danken. Er stürzte das Ansehen vieler unechten Documente, auf welche bisher die Geschichtschreiber ihre Aussagen gebaut hatten; er reinigte die Geschichte der Voragilolfingischen und der Agilolfingischen Periode von den unerwiesenen Sagen und Mährchen, womit die Leichtgläubigkeit sie entstellt hatte; er brachte Licht in die Finsterniß. Im Gegentheile wurde das Ansehen manches echten und brauchbaren, aber mißkannten und vernachlässigten, oder wohl gar angefochtenen Documents durch ihn gerettet, desselben geschichtlicher Werth begründet, und daraus manche zuvor bestrittene Thatsache bestätigt. Vor allen Winter'schen Arbeiten dieser Art sind seine drei Abhandlungen über die drei großen Synoden Bojoariens aus der Agilolfingischen Periode schätzbar, worin er nicht nur das ehemalige, von Wurzer und Stiegenberger geläugnete Daseyn der Synode zu Neuching bewies, sondern auch mit seltenem Scharfsinne auseinander setzte, welche Stücke von den vorhandenen, durch die

Unwissenheit der Abschreiber in Eins zusammen geschmolzenen Akten dieser, und welche jener angehören. Nun Entdeckungen solcher Art sind bekanntlich das Höchste, was die historische Kritik hervorzubringen vermag.

„Seine Producte, die er als Geschichtschreiber lieferte, haben den Vorzug, daß sie nicht nur gleichfalls die Resultate gründlicher, durch Kritik geleiteter Geschichtsforschung, sondern auch strenger Unparteilichkeit sind.

„Der Verfasser rechtfertigte sowohl die Protestanten, als die bayerschen Herzoge, wo sie zu rechtfertigen sind, und er tadelte beide, wo sie Tadel verdienen. Wenn auch seine Anordnung und Manier, worin er die Geschichte vortrug, hie und da das Gepräge einer gewissen scholastischen Steifheit hat: so bleibt ihm doch außer den eben erwähnten Vorzügen auch der Ruhm, daß er die Thatsachen klar und ordentlich vortrug, und daß er aus dem Vorrathe seiner mit rastlosem Eifer gesammelten Materialien das Wesentliche und Wichtige mit richtiger Beurtheilung auszuwählen wußte. Der Gebrauch vieler bisher ungedruckten und unbenützten Urkunden und Aktenstücke aus den königlichen und andern Archiven führte ihn öfters zu neuen Entdeckungen, und machte ihm möglich, dem lesenden Publikum viele bisher unbekannte Thatsachen vorzulegen. Dieß ist ein Hauptverdienst, welches er sich durch die Herausgabe dieser Art Schriften erwarb. Ohne seine Geschichte der Wiedertäufer in Bayern würden wir von dem Daseyn und den Schicksalen dieser Religionspartei in unserm Vaterlande beinahe nichts wissen. Sein bestes Product von dieser Gattung ist unstreitig seine Geschichte von den Schicksalen der evangelischen Lehre in Bayern.*) Sie zeichnet sich durch Mittheilung mehrerer, bisher nicht bekannten Thatsachen, und durch alle bisher gerühmten Eigenschaften sehr aus. Aber das schönste Kleinod in dem Ehrenkranz, den er sich als Geschicht-

*) Deßhalb nannte ihn auch ein berühmter Staatsmann, der selbst Freund und Kenner der Geschichte ist, vorzugsweise den Geschichtschreiber der Reformation.

schichtschreiber flocht, ist, daß er, ganz in die damalige Lage der Dinge, von denen er schrieb, sich versetzend, durch glückliche Combination der Umstände Resultate aufstellte, die durch ihre Wahrheit eben so sehr anziehen, als durch ihre Neuheit, und durch den scharfen pragmatischen Blick, wodurch er zu denselben gelangt war."

Nicht minder gründlich und gerecht, obgleich strenger, ist das andere Urtheil mit dem Motto:

de Mortuis nil, nisi bene, puta, vere.

„Unter andern Fächern scheint unser Winter entschlossen gewesen zu seyn, sich auch des Geschichtsfaches zu bemächtigen, und darin auf eine Art und mit einer Inständigkeit zu weben und zu wirken, als wäre dieses Fach das einzige, dem er sich widmete. Im Jahre 1804 wurde er von der königl. Akademie der Wissenschaften zu München zum correspondirenden Mitglied der historischen Klasse gewählt, nachdem er jener Akademie bereits einige historische Arbeiten als gültige Belege desjenigen Grades historischer Kenntnisse, welche man von einem Mitgliede zu fordern pflegt, vorgelegt hatte. Einige dieser Arbeiten wurden von der königl. Akademie in dem (i. J. 1807 an's Licht getretenen) Band historischer Abhandlungen aufgenommen; ich meine jene Arbeit, welche den Titel führt: „Die drei großen Synoden der Agilolfingischen Periode zu Aschheim, Dingolfing und Neuching, kritisch bearbeitet." Die Synode zu Aschheim hat bekanntlich der sel. Fürstabt Frobenius von St. Emmeram zum ersten Male dem Publiko mitgetheilt und mit Bemerkungen beleuchtet, welche nichts übrig zu lassen schienen, um auch einen sehr erfahrnen Kenner zu befriedigen; allein unser Hr. Winter wußte noch gar Vieles zu bemerken, was einem berühmten Geschichtsforscher entgangen zu seyn schien; er behauptete: Daß die Synoden zu Aschheim eine Kirchen- und Staatsversammlung zugleich war; daß ihre Epoche nicht auf das Jahr 763, wie Frobenius wollte, sondern auf 754 anzusetzen sey; dann zeigte Hr. Winter die Echtheit der Verhandlungen dieser Synoden (welche Frobenius nicht berührte, ein Neuerer

bekämpfte) aus innern und äußern kritischen Merkmalen; endlich hieng er einige Winke über den Einfluß dieser Akten auf die Kirchen- oder Profangeschichte unsers Vaterlandes an. Eben so verfährt Hr. Winter auch mit den übrigen Synoden, und was er vorbrachte, und wie er's vorbrachte, schien wie inductum alio ore. Er zog auf in einen erstaunlichen Vorrath von rascher Belesenheit eingehüllt, und mit einer Zuversicht, bei der ihm das Dunkle klar, und das historisch Klare unwidersprechlich bewiesen, und vollendet geschienen haben mochte. Nicht ohne Bangen zwar hörten und sahen ihn die historischen Veteranen in das feierlich ruhige, stille Gebiet der Geschichte mächtig einherdringen und sogleich nach Lorbeeren sich umsehen; allein die kühne Kraft des ungewöhnlich auftretenden Mannes erfüllte sie für ihn zu gleicher Zeit mit einer besondern Achtung, und sie sahen auf ihn, wie auf eine Erscheinung, welche beobachtet zu werden verdient. Sie betrachteten ihn, nicht ohne Zufriedenheit, als einen Gesellschafter, der ihre Thätigkeit in einer steten Bewegung erhalten, und der, wenn er auch mehr mit seiner heißen Einbildungskraft, als mit gereifter Ueberlegung zu Werk gehen, und etwas nur halb Ueberdachtes, nur halb Ausgezeitigtes zu Markt bringen sollte, ihnen dadurch nützlich werden würde, daß er sie nöthigte, ihre eigene Denkkraft und Thätigkeit anzustrengen, um die mit schimmernden Lampen verhüllte historische Richtigkeit der Sachen wieder zu enthüllen, und überhaupt in ihren historischen Bemühungen eine recht lebhafte Geschäftigkeit zu unterhalten. Nachdem Hr. Winter im historischen Fach während der kurzen Jahre, da er jenes Fach ergriff, ungewöhnlich viel schrieb, so dürfte er vielleicht zu Vieles, und Vieles zu eilig geschrieben haben. Es giebt kein wissenschaftliches Fach, wo man weniger eilen, und des Druckenlassens sich länger enthalten sollte, als das Fach der Geschichte. Was ein junger, feuriger Mann heute für richtig ansieht, das sieht er in zehn Jahren, wenn er fortfährt, zu denken und zu lesen, ganz anders, und es fällt dann Manchem schwer, sich selbst zurechtweisen zu sollen. Auch hat unsere schlimme modische Unart, rauschende

und schimmernde Dinge, als solche, öffentlich in Zeitschriften zu loben, und gewagte Dinge als scharfgedachte zu preisen, nicht wenige sehr schlimme Folgen, und nicht wenigen jungen Schriftstellern wurden darüber ihre (noch nicht gereiften) Köpfe verdreht. Schon fängt Hr. Winter, nachdem das erste Journallob verhallt ist, an, hier und dort Erinnerer zu bekommen; wie ihn dann der gelehrte Placidus Braun zu Augsburg in dem ersten und zweiten Band seiner Geschichte der Bischöfe von Augsburg häufig zurecht gewiesen, und von ihm überhaupt (im 1sten Band S. 8 u. f.) das Urtheil gefällt hat: „Des Herrn Professors Feile der Kritik greift zu scharf an, und feilt mit dem Roste (hie und da) auch das Gold weg.“

Auch Herr Karl Theodor Gemeiner, k. Landesdirectionsrath und Archivar zu Regensburg, bezeigt in seiner Geschichte der altbayerschen Länder, ihrer Regenten und Landeseinwohner, Regensburg 1810, in 4., unserm Winter öffentlich seinen Beifall, indem er S. 88 Anmerkung 204 sagte: „Bei den Akten des Dingolfinger Synods befinden sich einige Verordnungen unter der Aufschrift: de popularibus legibus, welche der königl. bayer. geistl. Rath und Professor Winter in einer trefflichen Abhandlung über die drei großen bayerschen Synoden der agilolfingischen Periode mit überzeugenden Gründen zu den Neuchinger Synodalakten gehörig zu seyn behauptet.“

Die Urtheile der gelehrten Tagesblätter über Winters historische Arbeiten berühre ich nicht, nicht als wenn sie ihm nicht günstig wären, denn sie sind es, sondern weil die meisten angefangen haben, das, was das Wort, Blatt des Tages, sagt, auch zu seyn: leicht wie ein Blatt, und flüchtig wie die Tagesstunden.

Unter seinen Gelegenheitsschriften haben sich besonders zwei seiner Reden, die er als Rektor gehalten hat, namhaft gemacht.

Die Gabe der Beredtsamkeit fehlte ihm nicht, er hatte Anlagen des Geistes, des Gemüthes und des Körpers dazu.

Die erste Rede,*) die er als Rektor gesprochen hat, war die bei der Promulgation der akademischen Gesetze, die zweite bei einem außerordentlichen Anlasse der Aufstellung der Büste des Ministers.**)

In beiden trat seine Vorliebe zur bayerschen Geschichte hervor. Denn in der ersten liefert er, wie er sich ausdrückt, ein Fragment von der Geschichte der bayerschen Legislatur.

Das Meer der Sagen vorbeischiffend, belehrte er mich, und mit mir sicherlich Viele, daß bei den ersten Bewohnern unsers Bodens Gesetze wie die Regenten wechselten, zuerst römische, dann gothische, nachher fränkische Gesetze herrschten, daß die letztern mit Garibald I. in unserm Vaterlande ihre Herrschaft begannen, und den einheimischen Gebräuchen ungleich mehr sich anschmiegten, und eben deßwegen eine willigere Aufnahme fanden, als die römischen und gothischen; daß die eigentliche Morgenröthe für Bajoariens Gesetzgebung erst unter Dagobert I. anbrach, der diesem Lande das Köstlichste gab, das bojoarische Gesetzbuch, dessen älteste Handschrift in der hiesigen Universitätsbibliothek aufbewahrt wird; daß, nach Pallhausen, Chadoindus, königlicher Referendär, Agilulf, Bischof von Valence, Claudius, königlicher Kammerherr, und der rechtsgelehrte Graf Magno die Arbeit an dem Gesetzbuche theilten, und dann auch die Ehre an der Vollendung; daß dieß älteste Gesetzbuch noch in der Periode der Agilolfinger vorzugsweise an den Landtagen, Synoden, besonders an dem zu Dingolfing, Aschheim und Neuching mehrere Zusätze erhalten habe; daß in der Periode der Carolinger, Karl der Große, bei Allem, was er in der Verfassung unsers Vaterlandes änderte, doch das Gesetzbuch Bajuvariens im vollen Werthe gelassen,

---

*) Ueber die ältesten Gesetze Bajuvariens. Landshut, in der Weberschen Buchhandlung, 1812.

**) Rede bei der Aufstellung der Büste Sr. Excellenz des Herrn Grafen von Montgelas, dirigirenden Ministers rc. Landshut, in der Weberschen Buchhandlung, 1812.

und nur einige Zusätze, in Kapiteln abgetheilt (Kapitularien), gemacht habe.

Von den bajuvarischen Gesetzen, unter deren Herrschaft dichte Wälder gelichtet, wilde Thiere vertrieben, und Menschen an deren Stelle gesetzt, die unermeßlichen Wüsteneien in lachende Fluren umgeschaffen, und die Bajuvarier selbst aus dem Stande der Verwilderung in jenen der Cultur übersetzt worden sind, geht Winter (seinem fruchtbaren Kopfe konnte es nicht schwer werden, überall einen schicklichen Mittelbegriff zum Uebergange zu finden) zu den akademischen Gesetzen über, deren schöneres Wirken die Cultur der Geister seyn soll, und schließt seine Rede mit rührenden Ermahnungen an die jüngern Bürger der Universität.

Ganz eine neue Sprache spricht Winter in seiner zweiten Rede bei Aufstellung der Büste des Ministers, ein Beweis, daß er hellere und tiefere Kenntnisse da, wo er sie immer fand, sich anzueignen wußte. Er statuirt, nach der geistreichen Entwickelung im deutschen Musäum, März 1812, drei Functionen der bildenden Künste, eine gesellige, zur Verschönerung des Lebens, eine patriotische, zur Verewigung der Verdienste großer Namen, wodurch die reine Vaterlandsliebe geweckt werden soll, und eine religiöse, zur Offenbarung und Belebung des Gefühles für Gott und Ewigkeit.

Von der letzten, die er, und zwar von Rechtswegen, obenan setzt, drückt er sich so aus:

„Eine Function der bildenden Künste hat sich das „Höchste, das Ewige zum Augenmerk gemacht; sie geht „auf nichts Geringeres aus, als die Religion von dem „Himmel auf die Erde zu verpflanzen, ihre Vorschriften „aus dem Reiche der Vernunft in jenes der Empfindung, „aus der intelligiblen Welt in die Welt der Sinne zu „versetzen, ihren Geist durch Bilder und Symbole zu ver„körpern, und so das Uebersinnliche in den Kreis des „sinnlichen Menschen herab, oder diesen zu jenem hinauf „zu ziehen.“

„Und dieß that sie, nach den Bemerkungen eines gro-
„ßen Kunstkenners, in den glänzendsten Epochen ihres
„Ruhmes in der alten und neuen Welt unter Perikles
„und unter Raphael."

Bei dieser Stelle nehme ich mir die Freiheit, zu ver-
weilen.

Wäre Winter schon im Jahre 1809, wo er seine Theorie der öffentlichen Gottesverehrung *) herausgab, oder noch besser, schon 1804, wo seine Versuche zur **) Verbesserung der Liturgie erschienen, und ganz besonders 1810, wo sein erstes deutsches kritisches Meßbuch ***) an's Licht trat, von dieser schönen Idee der heiligen Kunst ergriffen gewesen, gewiß, seine Schriften über Liturgie, Ritual 2c. würden einen weit höhern Geist geathmet haben. Denn es würde ihm eingeleuchtet haben: wenn die bildende Kunst da, wo sie in ihrer höchsten Würde erscheint, kein höheres Augenmerk und keinen höhern Beruf haben kann, als das Heilige in Bildern, in Symbolen darzustellen, und durch die Darstellung des Heiligen, die wirkliche Anerkennung desselben, die eigentliche Religion theils zu offenbaren, theils zu beleben: so wird wohl auch die Liturgie, als die heilige Kunst selbst, keine geringere Aufgabe haben können, als eben dieses Heilige in Bildern und Symbolen darzustellen, und dadurch die Anerkennung desselben zu offenbaren und zu beleben. Der Schluß hat eine auffallende Festigkeit: Wenn jede schöne Kunst, in ihrer höchsten Würde betrachtet, im Dienste der Religion steht, und in diesem Dienste sie, die Religion, selber offenbart und belebet: soll denn sie, die heilige Kunst selber, die Liturgie, in einem andern Dienste stehen können, als in eben dem Dienste der Religion?

*) Liturgie, was sie seyn soll, unter Hinblick, was sie im Christenthum ist, oder Theorie der öffentlichen Gottesverehrung. München bei Lindauer 1809.

**) Versuche zur Verbesserung der katholischen Liturgie, erster Versuch. München, bei Joseph Lindauer 1804.

***) München, bei Joseph Lindauer, 1810.

An diese einleuchtende Idee der heiligen Kunst knüpfet sich wohl am besten an, was ich über Winters liturgische Produkte sagen werde mit jener Aufrichtigkeit und Mäßigkeit, die er selber, wenn er mit verklärten Sinnen hier zugegen seyn, und mein Urtheil hören könnte, billigen müßte.

Ich unterscheide in seinen liturgischen Schriften (Liturgie im weitern Sinne faßt auch Rituale in sich) erstens die Absicht, die den Schriftsteller seiner bestimmten Erklärung zufolge beseelte; zweitens die Werke, die an's Licht traten, und endlich drittens den Geist, der aus den Werken spricht.

Die Absicht, die er selbst angiebt, wollen wir auch als die wahre anerkennen, denn dem Schriftsteller eine fremde Absicht unterlegen, wäre nicht nur eine Ungerechtigkeit gegen den Menschen, sondern auch ein freventlicher Eingriff in das Regale des Höchsten, der die Gedanken sieht, die Herzen forscht, die Absichten richtet.

Die Absicht, die Winter selbst angiebt, ist edel und groß:
„Er wollte die Entlaufenen aus unsern Kirchen wie„der zu den verlassenen Altären zurückführen, und den „Gegenwärtigen gesunde, kräftige Speise bereiten, indem „er dem öffentlichen Gottesdienste Einfalt, Würde und „Leben zurückgab.“

Dieß Wollen heißt Großes wollen, und: in magnis conari pulchrum.

Was die Werke betrifft, so sind sie vorerst so oder anders angesehen, wenigstens ein bleibendes Denkmal seines schönen Fleißes und seines kräftigen Ringens. Sie sind zweitens mehr als bloßes Denkmal des schönen Fleißes und des kräftigen Ringens, denn sie bringen auch da, wo man im Ganzen nicht wohl Eines Sinnes mit ihm seyn kann, manches auf die Bahn, das einer ernsten Betrachtung und Beherzigung wohl werth ist.

Ueber den Geist seiner Werke wird wohl Niemand von mir eine heuchelnde Aeußerung erwarten. Denn, da ich mir zu gut bin, einem Höhern zu schmeicheln, wie käm' ich dazu, es vor meines Gleichen zu thun? Da ich mir

mir zu gut bin, mich vor einem Lebenden niederträchtig zu beugen, was soll mich vermögen können, es vor einem Todten zu thun? Dann könnt' ich es, wenn ich auch niedrig wäre, es zu wollen, nicht mehr versuchen, ohne mir selbst zu widersprechen, denn mein Urtheil über das Wesen der Liturgie *) liegt klar und bestimmt genug vor den Augen der Welt da.

Dessen ungeachtet kann mein freimüthiges Urtheil nie hart seyn, denn ich habe es wohl in die Rechnung gebracht, daß seine frühern liturgischen Arbeiten in jene Epoche fielen, in welcher so viele Köpfe Deutschlands im Ernste glaubten, die Quelle durch ihre abgeleiteten Bächchen rectificiren, das Fundament durch das Gebäude fundiren, das heißt: die Eine ewige Religion durch Sittlichkeit verbessern oder wenigstens begründen zu müssen.

Darin hatten sie allerdings recht, daß sie die Thaten der Sittlichkeit, die in der Welt erscheinen, in dem guten, reinen, kräftigen Willen, der im Unsichtbaren lebet, aufsuchten; aber die Wurzel des guten, reinen, kräftigen Willens im Geiste der Religion da, wo er allein wurzeln kann, zu suchen und zu finden — dazu waren ihre Augen zu blöde.

Da nun dieß die herrschende Denkart des Zeitalters zu werden schien, da es für jedes aufstrebende Talent am schwersten ist, sich über seine Zeit zu erheben, da zwar Viele berufen, aber Wenige auserwählt sind, dem Zeitgeiste Gesetze zu geben, und keine zu nehmen: so konnte es nicht fehlen, der herrschende Gesichtspunkt der Sittlichkeit ward auch in den liturgischen Schriften unsers Winters vorherrschend. Da nun sowohl die Tiefersehenden, als die Flachblickenden in liturgischen Schriften den Gesichtspunkt der Religion ungern vermißten: so erregten seine Arbeiten mancherlei widrige Urtheile, und auch hie und da einen leichten Widerstand.

Aber nicht nur ist das freimüthige Urtheil, das ich ausgesprochen habe, kein hartes, es ist in dem, was ich

*) Neue Beiträge zur Bildung der Geistlichen.

noch beizusetzen mich von der Wahrheit gedrungen fühle, sogar ehrend für ihn. Denn ich bitte alle Leser seiner Schriften, nicht zu übersehen, daß Winter in diesem Fache durch Lehren wohl selbst am meisten gelernt habe.

Wenn er z. B. noch in seinem Meßbuche S. 24 den wahren Gottesdienst in der Erfüllung der Pflichten des Menschen gegen Menschen unter achtendem Aufblick zur Gottheit setzet: so finden wir schon in seiner Katechetik, die 1811 (also ein Jahr später) herauskam, die ominöse Aufschrift: religiös-sittliche (religiös vorangesetzt) Katechetik; und in dem ausübenden Rituale (1813) kommen bedeutende Spuren, und wenn man seine Formulare, und besonders die Gebete, genau durchforscht, geltende Proben genug vor, daß der Verfasser den Uebergang von dem Gesichtspunkte der Sittlichkeit zu jenem der Religiosität versucht, und wirklich gemacht habe, wenn es ihm gleich manchmal schwer wird, sich darauf zu erhalten.

Ich wenigstens bin überzeugt, daß, wenn der Tod dessen reifenderes Denken über die heiligsten Angelegenheiten der Menschheit nicht in der Mitte des Laufes durchschnitten hätte, er sicherlich noch in allen seinen weitern theologischen Arbeiten bis zur Wurzel aller Weisheit, Sittlichkeit und Seligkeit, zur Religiosität vorgedrungen seyn würde.

Dieses merkwürdigen Ueberganges von dem Grundsatze der Sittlichkeit zu jenem der Religiosität hat sich Winter gar nicht zu schämen.

Denn ich wüßte wohl wenige Schriftsteller, die nicht mit Augustinus Ursache hätten, am Ende ihrer Laufbahn libros retractationum zu schreiben, wenige Gelehrte, die nicht Gründe finden könnten, mit demselben Augustinus libros confessionum herauszugeben.

Die besten aus ihnen geben uns ihre Retractationes und Confessiones durch die That selber.

So viel von seiner theoretischen Liturgie, und nur von der theoretischen; denn in der wirklichen Ausübung der Liturgie kam ihm sein Gefühl wohl zu statten.

Ich sah ihn, als er einst im Hause eines seiner Kollegen ein Kind taufte, den heiligen Actus mit so viel Würde und Rührung vornehmen, daß er, bis zu Thränen gerührt, wohl auch die Zeugen alle gerührt haben mußte.

Seine letzte Rede war die Todtenfeier,*) gehalten in der Stadtpfarrkirche zu St. Jodok den 2. Februar 1813, und der Heldenasche des Grafen von Deroy, Generals der Infanterie, des Generalmajors von Siebein, des Obersten Friedrich Grafen von Preysing, und ihrer bei Polozk gebliebenen Waffenbrüder geweiht.

Als er diese Rede drucken, und seinen Collegen austheilen ließ: dachte er wohl nicht daran, daß er selbst der nächste Text zur akademischen Todesfeier werden würde.

Uebrigens hat auch diese Rede die Gewandtheit seines, nichts unbeachtet lassenden Blickes bewiesen; denn, nachdem er Alles, was uns das Andenken der Tapfern theuer machen konnte, zusammengedrängt hatte: so sprach er an die Herzen seiner Pfarrkinder ein kräftiges Wort für die jüngst verwundeten bayerschen Krieger, für die er auch eine Sammlung halten ließ, und am Schlusse vergaß er nicht, die Neulinge im Militärdienste anzufeuern, dem Ruf des Vaterlandes unverweilt zu folgen.

Lehrbücher, zu akademischen Vorlesungen bestimmt, schrieb er eigentlich zwei: religiös-sittliche Katechetik**) und Patrologie,***) oder, wie er sie sehr richtig und schön umschrieb, kritische Geschichte der ältesten Zeugen und Lehrer des Christenthums nach den Aposteln.

Ob er gleich in der Patrologie die reichsten Vorarbeiten und das Ganze gleichsam schon als gegeben vorfand, und ihm wenig zu thun übrig blieb: so suchte er sich doch auch hierin auszuzeichnen, indem er sich zum Zwecke setzte, ein Prinzip der Kritik aufzufinden und darzustellen.

„Wenn wir, heißt es S. 11, aus einem schriftlichen Zeugnisse (und immer solche haben wir von den Vätern)

---

*) Landshut, in der Weberschen Buchhandlung 1813.

**) Landshut, in der Weberschen Buchhandlung 1811.

***) München, bei Joseph Lindauer 1814.

etwas beweisen wollen: so müssen wir zuvörderst untersuchen, ob dieses Zeugniß echt sey; dann, ob derjenige, der es ausstellte, wirklich Glauben verdiene, und endlich, welches der echte Sinn davon sey.

„Nun mit der Prüfung des Zeugnisses beschäftigt sich der erste Theil der allgemeinen Patrologie, der geschichtliche; mit der Prüfung des Zeugen der zweite, der dogmatische; mit der Auslegung endlich, oder dem Gebrauche des von ihm gegebenen Zeugnisses der dritte Theil, der hermeneutische.

„Was das Mannigfaltige, fährt er S. 12 fort, zu einem schönen Ganzen verwebt, ist die Grundidee, die durch alle Theile durchgeführt wird, ist das Prinzip. Dieß Prinzip heißt selbst Einheit, und zerfällt nach den gegebenen drei Haupttheilen der Patrologie in drei Zweige: Einheit der Schrift mit dem Schriftsteller — leitendes Prinzip für den geschichtlichen Theil; Einheit der bezeugten Thatsache mit dem Zeugen — leitendes Prinzip für den dogmatischen Theil; endlich Einheit des Sinnes des Lesers mit dem des Verfassers — leitendes Prinzip für den hermeneutischen Theil der Patrologie."

Ehe ich von dem Gelehrten zum Menschen übergehe, muß ich noch Einiges bemerken:

a) Sein Streben nach Originalität und nach dem Prädikate des Ersten ist unverkennbar: Original wollte er besonders in seinen historischen Produkten, und wie als Lehrling der Erste in der Klasse, so auch als Schriftsteller der Erste in der Liturgie seyn.

Daher kam wohl auch das Wort: erste — in den Titeln seiner Schriften zu stehen; erstes deutsches, kritisches Meßbuch; erstes deutsches, kritisches, katholisches Ritual.

b) Seine literarische Thätigkeit übersteigt, wir mögen seine Vorbereitung zur Composition oder seine wirkliche Ausarbeitung betrachten, die gewöhnlichen Begriffe auch gelehrter Männer weit.

Zwei seiner Hrn. Kapläne mußten ihm abwechselnd vorlesen, davon einer die Correctur übernahm von dem, was in Landshut gedruckt wurde.

Winter selbst bezeugt bei einem besondern Anlasse,*) unter dem 6. September 1811, daß er bis zu diesem Zeitpunkte in Allem eilf, und in den letzten drei Jahren neun Bände an's Licht habe treten lassen, denen noch in demselben Jahre 1811 der zwölfte Band folgen würde.

Die Größe seiner schriftstellerischen Thätigkeit wird noch einleuchtender, wenn man bedenkt, daß alle seine Schriften (nur wenige kleinere fielen in frühere Jahre) in dem kurzen Zeitraume von 1804 bis 1813 erschienen sind.

c) Die literärische Thätigkeit gab er, selbst in seinen kranken Tagen, auch da sein körperliches Leiden schon einen ernsten Charakter angenommen hatte, nicht auf. Ja, kurz, ehe er sein Testament machte, und die heilige Communion empfieng, revidirte er noch einige katechetische Abhandlungen für das Feldersche Magazin, und ließ sie durch einen hiesigen Buchhändler versenden.

So hat er auch seinen Collegen, die ihn in seiner Krankheit besuchten, die Aeußerung wiederholet: Das Abtreten von dem Schauplatze sey ihm nicht fürchterlich, und es käme ihm nur in sofern zu früh, als es seine historischen Arbeiten unterbräche, woraus sich schließen läßt, daß er noch Vieles in seiner Seele getragen haben müsse.

d) Kaum zeigte sich ihm (ihm, nicht dem Arzte) in Mitte seiner tödtlichen Krankheit ein Funke von Hoffnung: so erwachte die Liebe zu literärischen Arbeiten wieder. So sandte er am 20. Februar 1814, also sieben Tage vor seinem Tode, an die Webersche Buchhandlung nachstehende Note:

„Da ich seit einiger Zeit bloß auf mein physisches Leben bedacht seyn konnte, jetzt aber an das gelehrte Leben wieder denke: so grüße ich vor Allen die mir so acht-

*) Winter, an das gelehrte und ungelehrte Publikum.

bare Webersche Familie, und frage Herrn Kopp, welche Paquete er von meinen Schriften noch nicht abgesandt habe?

Landshut, den 20. Februar 1814.

Winter, Stadtpfarrer."

Die Thätigkeit des Menschen war in Winter — Wohl- oder Mildthätigkeit.

Die zwei königlichen Behörden, die des hiesigen Stadtgerichtes und die des Polizeicommissariates, können uns am besten bezeugen, wie viele Summen er bei allen Anlässen zur Milderung der Armuth oder anderer dringenden Bedürfnisse geopfert hat.

In der Barmherzigkeit gegen die Gefangenen war er der wahre Samaritan, und ein rechter Universalist, oder, wenn man lieber will, ein durchaus unverdächtiger Kosmopolit. Denn sein Mitleiden zeigte sich gegen Russen, Oesterreicher, Franzosen, gegen Alles, was gefangen, verwundet, elend war.

Was er im Jahre 1796 in Ingolstadt für die gefangenen Franzosen, das that er 1805 für die gefangenen Russen in Landshut, und 1809 für die gefangenen Oesterreicher.

Da war ihm nichts zuviel: Geld, Brod, Fleisch, Wein, Branntwein; Leinenzeuge spendete er mit vollen Händen aus.

Und gewiß ist es er selbst gewesen, der den schönen Dank eines kranken Russen mitverdient hat, den er jüngst öffentlich wieder erzählte.*)

„Ach! sprach er, ich habe auf meiner Reise viel Thränen des Schmerzens geweint, daß ich zu Hause Alles im Ueberflusse hatte, und hier im Elend schmachten muß, daß ich fern von meinem Vaterlande hier auf dem Wege mein Grab finden werde.

„Aber heute ist es das Erstemal, daß ich Thränen der Freude weine — über die reichlichen Gaben, die mir Landshut darreichte."

*) Todtenfeier, der Heldenasche geweiht rc. rc. S. 24.

Seine Freigebigkeit ward, unter gewissen Umständen, Municifenz, indem, was wenige Privatpersonen in unsern Tagen vermögen, er bedeutende Stiftungen machte, denen das Gepräge der Publicität nicht fehlen durfte.

So übergab er dem königlichen Stadtgericht zu Landshut am 20. October 1810

a) zur Feier der Vermählung Sr. Majestät des französischen Kaisers und italienischen Königs Napoleons des Großen mit Ihro k. k. Hoheit Erzherzogin Louise von Oesterreich 1000 fl. in landschaftlichen Kapitalobligationen zur immerwährenden Dotation der ebenfalls von ihm mit 500 fl. gestifteten Schul- und Volksbibliothek, die sich von dem Namen der Königin die Carolinische nannte;

b) zur Feier der Vermählung Sr. königlichen Hoheit des Kronprinzen Ludwig von Bayern mit der Durchlauchtigsten herzoglichen Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen 300 fl. zur Stiftung einer Ruralkapitel-Bibliothek für das Ruralkapitel Landshut; und

c) zur Feier der Anwesenheit Sr. Exzell., des Herrn dirigirenden Staats-Ministers, Grafen Maximilian von Montgelas eine doppelte Liste von Büchern aus seiner Hausbibliothek, wovon die einen für die neue Capitelbibliothek, die andern für die Carolinische Schul- und Volksbibliothek bestimmt seyn und ausgeliefert werden sollen. *)

Bei diesen Dotationen vergaß er seiner Pfarrkirche und Kapläne nicht, denn er hatte im Jahre 1806 zur Aufstellung des von der ehemaligen Franziskanerkirche erkauften Hochalters, nach seiner wiederholten Aeußerung, aus seinem Vermögen bei 1000 fl. hergegeben. Im Jahre 1813 ließ er das Dach des Kaplanhauses im Krämergäßchen von dem Seinigen repariren, und dazu 71 fl. dem Maurermeister und den Arbeitern ausbezahlen.

Was diese Freigebigkeit denkwürdig macht, ist eben das, was sie möglich machte, ihre Verbindung mit einer ungewöhnlichen Frugalität seines Tisches, und mit

*) Das 73ste und 74ste Stück des k. bayer. Regierungsblattes vom 15. Dezember 1810 enthalten ein eigenes Belobungsdekret in Hinsicht auf die reichen Gaben vom Pfarrer Winter.

einer ausgezeichneten Einfachheit und Sparsamkeit in Allem, was Stillung seiner Lebensbedürfnisse war.

Und nur diese Frugalität, Einfachheit und Sparsamkeit mag uns einigermaßen das Räthsel lösen, wie ein Mann, welcher kein Vermögen vom Hause mitbrachte, auch bei dem Einkommen, das die Pfarrei und die Hälfte der Domprâbende abwarf (denn die andere Hälfte mußte er seinem Vorgänger in der Pfarrei zu Ingolstadt überlassen), so viel Stoff zu bekannten und unbekannten Gaben der Mildthätigkeit erübrigen konnte; ich sage, zu bekannten und unbekannten Gaben, denn es ist mehr als zu vermuthen, daß gewisse Hausarme, oder Geheimdarbende Monat- und Jahresgelder, wenn auch gleich in kleinen Portionen, bei ihm zu holen hatten.

Und so erhält der Spruch: Die Opfer der Barmherzigkeit sieht der Mensch, die Seele des Opfers sieht Gott, in Hinsicht auf die verborgenen Gaben der Liebe, die Abänderung:

Die Opfer, und die Seele der Opfer sieht nur Gott, denn die Welt sieht keines von beiden.

Weil er gegen Schulanstalten aller Art besonders patriotisch gesinnt war, so hat er nicht lange vor seinem Hinscheiden sich an seinen Geburtsort Hoheneggelkofen freundlich erinnert, und an den Schuldistrictsinspector und Pfarrer am Berge zum heil. Blut, Herrn Selmar, hundert Gulden, als einen Beitrag zur Erbauung eines Schulzimmers in Hoheneggelkofen überreichen lassen.

Nachdem sein gesundes Leben den Armen so viel Erquickung zuströmen lassen: so läßt es sich erwarten, daß wohl auch seine letzte Krankheit und sein Austritt aus der Sichtbarkeit noch einen reichen Segen für die Armen zurückgelassen haben werde.

So vermachte er den Armen in seinem Testamente 600 Gulden, wovon 300 zum Armenfonde, 300 den Hausarmen auf die Hand gegeben werden sollen.

So hat er auch wenige Tage vor seinem Hinscheiden mehrere Schuldscheine, die er von verschiedenen Personen in Händen hatte, zerrissen, und was sie im Versatze bei ihm hatten, zurückgegeben.

Wer sollte nun einem so viel- und wohlthätigen Manne nicht gern sein Leben fristen wollen?

Die Heilkunde bot alle ihre Kräfte auf — sie konnte aber nicht zum Ziele kommen.

Da die Geschichte seiner Krankheit in mehr als einer Hinsicht wichtig, und durch allerlei Gerüchte bereichert worden ist: so wird sie, von der Hand des Arztes aufgesetzt, dem kurzen Abrisse seines Lebens nicht fehlen dürfen.

„Winter war von Natur mit einem starken Körperbau und mit einer kräftigen Konstitution versehen, welche eine längere Lebensdauer zu versprechen schienen.

„Ein kaum 2 Zoll langer, leicht mit der Hand zu bedeckender organischer Fehler im Unterleibe enthielt die Ursache seines Todes.

„Er war niemals krank gewesen, ein mit Lungenentzündung verbundenes faulichtes Nervenfieber ausgenommen, von welchem er in Ingolstadt befallen wurde, und welches er sich durch angestrengte Dienstleistungen als Seelensorger in dem Militärlazarethe, worin damals viele typhöse Fieberkranke lagen, zuzog.

„Seine letzte und tödtliche Krankheit ist die Folge seiner fast ununterbrochenen sitzenden Lebensart, des Mangels an zureichender körperlicher Bewegung, welche er sich versagte, um seine Zeit desto unbeschränkter seinen literarischen Arbeiten widmen zu können, und der Verabsäumung der bei solcher Lebensart höchst nöthigen diätischen Rücksichten in der Auswahl von Speisen und Getränken. Es bildete sich nach und nach eine Verengung des Darmkanales, genau an der Stelle des Ueberganges des dünnen in das dicke Gedärme, mit Verdickung und Verhärtung der Darmhäute, so daß die Oeffnung, wodurch beide noch miteinander communicirten, wie sie bei der Leichenöffnung angetroffen wurde, kaum mehr 3 Linien im Durchmesser betrug.

„Dieses grausame, und nachdem es einmal bis zu einem gewissen Grade vorgerückt war, unheilbare Uebel verursachte ihm Anfangs nur wenige und geringe Beschwerden, welche von dem Seligen um so mehr übersehen wurden, als er überhaupt gegen seinen Körper strenge, und auf

die nothwendige Gesundheitspflege weniger aufmerksam war, ärztliche Hülfe aber nur im dringendsten Falle suchte.

„Eine teigartige Geschwulst des Fußes, welche aufbrach, aber leicht wieder zugeheilt wurde, war die einzige, von dem Fehler in dem Unterleibs-Eingeweiden herrührende Beschwerde, über welche er schon vor 1½ Jahren klagte. Im October 1813 zeigten sich zuerst bedeutendere Folgen der schon mehr ausgebildeten Krankheit.

„Da diesen aber durch gebrauchte Arzneien wieder schnell für den Augenblick abgeholfen wurde, so versäumte Winter jede fernere gründliche Cur; das Uebel wuchs im Stillen, und äußerte sich durch immer heftigere und mehr bedenkliche Folgen. Mit dem Anfange des gegenwärtigen Jahres sank er auf ein langwieriges und qualvolles Krankenlager, dessen Leiden er jedoch standhaft und mit philosophischer, christlicher Resignation ertrug. Er äußerte mehrmalen den lebhaften Wunsch, es möge ihm noch einige Verlängerung des Lebens zur Fortsetzung seiner historischen Forschungen und zur Beendigung der angefangenen Werke vergönnt seyn. In der letzten Zeit seiner Krankheit giengen einige verhärtete Knoten in den Lungen in Vereiterung über: er starb an Erschöpfung und gänzlicher Entkräftung."

W.

Was zum Theile auch aus dieser ärztlichen Darstellung durchscheint, wollten Andere mit voller Gewißheit an Winter bemerkt haben: „einen praktischen Unglauben an die Arzneikunde."

Ob diese Bemerkung gegründet sey, will ich nicht wissen, denn ich für meine Person halte mich zwar sowohl in Hinsicht auf Religion, als auf Arzneikunde an's Glauben, und befinde mich wohl dabei, aber wie sich Andere hierin am besten zu rathen wissen oder wähnen, muß ich den Andern überlassen. Also, ob Winter an die Arzneikunde unglaubig gewesen, weiß ich nicht, aber das weiß ich: er war auch selbst an seine Krankheit unglaubig; denn nachdem er am 30. Jänner schon mit allen Sterbesacramenten versehen war, ließ er am 4. Hornung noch an seinen Freund St. in München durch eine fremde

Hand schreiben: Er sey ganz außer Gefahr, er selbst aber setzte mit der seinen bei: Es war eigentlich nie eine Gefahr.

Indeß hatte er seit einiger Zeit öftere Ahnungen, daß er nicht mehr lange leben würde.

So schrieb er im December 1813 an denselben: „Lieber Freund! ich werde bald in's Reich der Unterwelt gehen; mein Magen macht mir viel Verdruß."

So fürchtet und hoffet der Mensch, der Gelehrte wie der Ungelehrte, bis unversehens die Stunde schlägt, die beiden, seinem Hoffen und Fürchten, ein Ende macht.

Der 30. Januar war für Landshut erschütternd und erbauend.

Erschütternd, da die Nachricht, den Meisten unerwartet, in der Stadt umherlief, Winter habe in den Frühstunden sein Testament gemacht, und bereite sich jetzt, in der Mittagsstunde die heil. Sterbsacramente zu empfangen; erbauend, da wir dieser heiligen Handlung in feierlicher Stille beiwohnten.

Alle Augen sahen auf den Kranken, der, sich im Bette aufrichtend, mit vollem Bewußtseyn, bei noch frischer Gesichtsfarbe, die keine nahe Todesgefahr und keine Todesfurcht blicken ließ, vor allen Gegenwärtigen, die sich aus allen Ständen und Klassen versammelt hatten, die heiligen Sacramente aus den Händen seines verehrten und tief gerührten Collegen, Stadtpfarrers Schneider, empfing, und somit das öffentliche, das Thatbekenntniß ablegte: Er schäme sich seines Glaubens an Christus, den Erlöser, nicht.

Um diesem seinem Bekenntnisse mehr Oeffentlichkeit und Feierlichkeit zu geben, wählte Winter den hellen Tag — die Mittagsstunde dazu.

Dieß Thatbekenntniß versiegelte eine Handlung, die dem Christenthum wesentlich ist. Denn das Christenthum ist, als Geschichte, als Lehre und als lebendiger Geist betrachtet, nichts anders, als die Geschichte, die Lehre und der Geist der vollen Versöhnung des Menschen mit Gott und des Menschen mit Menschen.

Von diesem Geiste angeweht, mochte Winter die Fehden, in die er verwickelt war, nicht mitnehmen in ein Land, in welchem es keine mehr giebt, in das Land des ewigen Friedens. Ausgesöhnt mit Gott, wollte sein Herz es mit allen Wesen seyn; und nicht nur ließ er diese seine Gesinnung etwa vor dem Priester laut werden; er gab auch einem seiner Freunde den Auftrag, sie da bekannt zu machen, wo sie bekannt werden sollte.

So handelt der Christ. Denn, wer einmal dem völligen Abtreten von dem ganzen Schauplatze der Sichtbarkeit, das sie den Tod nennen, recht in's Auge gesehen hat, der wird als Mensch, als Christ, als Priester und wohl auch als Gelehrter „ohne Klage" vor dem Richter erscheinen wollen.

Wiedervereinigung mit der ewigen Liebe macht doch die höchste Bestimmung unsers Daseyns aus.

Sie ist es also allein werth, das Sehnen des Sterbenden zu seyn.

Dieß Sehnen erneuerte sich in Winter durch Gebete, die ihm aus dem innersten Gemüthe floßen, besonders, nachdem alle Hoffnung des Lebens auch für ihn geschwunden war. Dieß Sehnen erneuerte sich durch wiederholte Akte der Ergebung, in die sich der Christenglaube auflöset; dieß Sehnen erneuerte sich durch die tröstenden Zusprüche, womit die Mutter alles wahren Trostes, die Religion (sein Beichtvater und seine Kapläne waren abwechselnd Tag und Nacht am Sterbebette), dem mit der Natur ringenden Geiste zu Hülfe kam — bis seine Streitbahn am 27. Hornung zwischen 3 und 4 Uhr Morgens vollendet war.

Den Geist Gott, — den Leib der Erde, — das zeitliche Gut den Armen, und einen freundlichen Blick — jedem verkennenden oder verkannten Menschenantlitze: das war die Fassung des Sterbenden.... Und so beschloß sein thätiges Leben — ein erbauendes Ende.

IV.

Joseph Anton Sambuga,

wie er war.



Parteilosen Kennern nacherzählt.

Sine ira et studio, quorum caussas procul habeo.

Tacitus.

Seiner Königlichen Hoheit,

dem

durchlauchtigsten Fürsten und Herrn,

Ludwig Carl August,

Kronprinzen von Bayern,

meinem gnädigsten Herrn.

Wem anders, als Eurer Königlichen Hoheit sollte sich diese Schrift widmen, da sie das Leben eines Mannes schildert, der die höchste Aufgabe seines Daseyns, den Grundsatz der Religion und der Gerechtigkeit, den Wahlspruch aller weisen Regierungen: pro Deo et populo, zum Spruche Ihres Geistes, Ihres Herzens und Ihres Lebens zu machen, glücklich gelöset hat?

Eure Königliche Hoheit werden auf jedem Blatte dieser prunklosen Biographie denselben Lehrer wieder finden, der die seltene Lehrgabe besaß, die Eine große Wahrheit in drei Sprachen zu verkünden: zuerst in der Sprache des Beispiels, das vorangehend dem Worte Bahn gemacht; nachher in der Sprache des lebendigen Wortes, das den Inhalt und Grund der Lehre enthüllet, und dann wieder in der Sprache des Beispiels, das nachgehend das Wort bestätiget und mit der Wahrheit sich selbst verklärt hat.

Diese dreifache Sprache hat denn auch in dem Gemüthe seines Durchlauchtigsten Zuhörers so tiefen Eindruck gemacht, daß nun das Auge des ganzen Vaterlandes mit dem Blicke der schönsten Hoffnung auf Ihm verweilet — — —

Kein Wort mehr als: Gott segne den König und das ganze Königliche Haus!

Mit diesem Wunsche verharrt im tiefsten Respecte

Eurer Königlichen Hoheit

Landshut am 5. Junius 1816.

unterthänigst gehorsamster

J. M. Sailer, der Herausgeber.

Das Leben eines Mannes, den nicht der Strom der Zeit vorübertrug, wie die vielen andern vor, neben und nach ihm, sondern der wider den Strom anzugehen Geist und Gemüth genug besaß, und in diesem Widerangehen beharrte — bis ihn ein höherer Ruf hinüberholte: ein solches Menschenleben kann man, da es unsichtbar geworden, zur Wiederanschauung für sich und die theilnehmenden Zeitgenossen nicht wieder sichtbar machen — gleichsam neu schaffen, ohne von den Gefühlen der Ehrfurcht vor der Macht des Gedanken und vor der noch größern Macht des Vorsatzes durchschauert zu werden. Denn, da wir überall so viele Menschengestalten sehen, die, von den Wogen des Tages gestoßen, dem Stoße keinen Gedanken, der Natur kein Selbst-Wollen entgegenzusetzen wissen, sondern dem blinden Gedränge der Wellen blind gehorchen, bis sie von der letzten verschlungen — begraben sind: so konnte es nur die Macht des Gedanken: Nicht abwärts sich drängen lassen mit den bunten Schaaren der leichten Schwimmer, sondern aufwärts ringen mit den auserwählten Wenigen, das ist edel, das ist groß; so konnte es nur die Macht des Vorsatzes: Ich will lieber mit den Wenigen edel und groß seyn, als mit den Vielen niedrig und klein; so konnte es nur diese Doppelmacht des Gedanken und des Vorsatzes seyn, was das eigentliche Leben des Lebens ausmachte, das ich den Freunden und Verwandten des Verblichenen hiemit wie in einem schwachen Schattenrisse darlege.

Und mit diesem einzigen Zuge: Nicht abwärts mit den Vielen, sondern aufwärts mit den Wenigen, mit diesem einzigen Zuge: Nicht ich unter der Zeit, sondern die Zeit unter mir, bist du, edler Sambuga, nach dem Leben geschildert, und in dieser Hinsicht wäre der genannte Schattenriß kein Schattenriß, sondern das getroffenste Portrait. An diesem einzigen Zuge werden (ich dürfte wetten, ohne Furcht, zu verlieren), an diesem einzigen Zuge werden dich, die dich lebend gekannt und geliebt haben, und noch im Herzen tragen, sicherlich Alle erkennen, Alle . . .

Was mich betrifft, so gehöre ich wohl unter die, welche dich liebten und lieben, aber nicht unter die, welche aus Umgang und anhaltender Mittheilung dich kannten. Denn ich sah dich nur selten und nur auf Augenblicke, die zwar meinem Auge von dir mehr aufschloßen, als ganze Tage von Andern, aber doch nur Augenblicke waren. Demnach möchte man mir das Talent, dein Biograph zu seyn, gerade absprechen — und das, wie es scheint, mit allem Rechte. Allerdings konnte mir dießmal die unmittelbare Erfahrung, die mich begeisterte, Neumiller, Heggelin, Winkelhofer, Feneberg in dem Andenken ihrer Zeitgenossen fortleben zu lassen, in Nachbildung deines Lebens nicht beistehen. Aber es standen mir andere Schutzgeister bei, die dich aus dir kannten, und mir das gleichendste Bild deines Lebens, mit allen nöthigen und unnöthigen Belegen, mittheilten, und mich in Beschreibung deines Wirkens und Leidens sicherlich keinen bedeutenden Fehlgriff thun ließen. Und gerade dieß dürfte deiner Biographie einen Vorzug geben, daß ich die Farben weniger aus mir nehmen konnte, als bei jenen Vieren, deren Herzen mit dem meinen wie in Eines verwachsen waren.

Unter den Schutzgeistern dieser meiner Arbeit muß ich wenigstens Einen nennen, der mir nicht sowohl Data zu deiner Biographie, als sie, die Biographie selbst von seiner Hand rein geschrieben, mitgetheilt hat.

Es ist dieß einer deiner innigsten Freunde, Pfarrer Carl Klein*), und ich denke, du würdest, wenn du noch hier seyn könntest, und deine Biographie lesen müßtest, sie noch am liebsten von diesem deinem Freunde lesen mögen. — — —

Ich kehre von Sambuga zu seinem Leser zurück: ich war dieß letztere Geständniß der Gerechtigkeit schuldig, und ich bitte deßhalb, das Wort, das unter der Dedication steht: „der Herausgeber," im strengsten Sinne zu nehmen. Denn es blieb mir fast nichts übrig, als die gelieferten Beschreibungen zusammen, und eine gewisse Einheit herzustellen — in der Art, die Gedanken zu verbinden und auszudrücken.

Was mir unter dieser Arbeit (wenn ich Arbeit nennen darf, was theils von Andern schon gethan, theils für die Liebe des Freundes mehr Seligkeit als Anstrengung war), am öftesten vorschwebte, war die Theilnahme, mit der nicht bloß die Verwandten und Freunde, nicht bloß die durchlauchtigsten Zöglinge, und unter diesen vor Allen der Kronprinz von Bayern, und alle die, welche den Lebenden aus seinem Leben gekannt hatten, sondern so viele Edle, die in unserm Vaterlande und außer demselben, besonders an den Gegenden des Rheines, den Mann am Hofe im Priesterrocke und in dem wichtigen Amte des Religionslehrers für die königliche Jugend, nur dem Namen und Rufe nach bisher kannten, und nun durch eine parteilose Lebensgeschichte näher kennen zu lernen hoffen, diese Schrift lesen werden. Leset sie nur, Ihr Alle, denen Wahrheit und Liebe heilig ist, leset sie nur, denn ihr leset Wahrheit und Liebe, und ihr könnet sie unmöglich mit unbefangenem Blicke lesen, ohne einen Anklang von beiden in euerm Innersten zu vernehmen, der euch hinweiset

---

*) Vorher Professor und nachher Director des Seminariums in Heidelberg.

zu jener Harmonie, die nie verklingt, weil sie Eines ist mit der ewigen Wahrheit und Liebe!

* * *

Eines noch: wer immer diese Schrift lesen mag, er vergesse nicht, daß Sambuga ein Mensch war wie wir, also seine Schwächen hatte wie wir Alle, und wie sie auch die besten Menschen haben. Und diese Schwächen würde ich eben so unbemäntelt darlegen, wenn ich davon eine Anschauung oder wie immer eine feste Ueberzeugung hätte, wie ich das Gute, das ich gewiß wußte, mit aller Einfalt und Treue erzählet habe. Wirklich habe ich es aufrichtig angezeigt, wo ich im Laufe seines Lebens einer Verirrung, einer Schwäche auf die Spur kam, und mit Bewußtseyn keine verschwiegen, aus Absicht keine zugedeckt. Denn ich wollte zwar in Sambuga den Trefflichen schildern, aber nur den trefflichen Menschen.

Amicus Plato, amicus Socrates,
Sed magis amica veritas.

§. I.

Sein Leben.

I.

Sambuga in seiner Kindheit, im Knaben- und Jugend-Alter.

(In den Jahren 1752—1775.)

Joseph Anton Franz Maria Sambuga erblickte das Licht der Welt im Jahre 1752 den 9. Junius zu Walldorf, einem ehemaligen rheinpfälzischen, jetzt großherzoglich badischen Marktflecken, unweit Heidelberg. Seine Eltern, Franz Sambuga und Franziska Grossi, waren beide in Italien gebürtig in der Nähe von Como. Der Vater hatte sich zuerst im Rheingau der Kaufmannschaft gewidmet, darauf sich verehlicht und in Walldorf bürgerlich niedergelassen. Sein Taufpathe war auch ein italienischer Kaufmann, Joseph Anton Betholo in Mannheim.

Als Joseph Anton kaum fünf Jahre alt war, reiste die Mutter nach Italien, um ihre Eltern zu besuchen, und nahm das Kind mit. Nach ihrer Rückkehr (sie brachte bei ihren Eltern ungefähr 8 Monate zu) lebte sie nur noch vier Jahre und einige Monate, starb am 9. Julius 1762 im 48sten Jahre ihres Alters, noch ehe ihr Sohn in die lateinischen Schulen aufgenommen ward. Sieben Jahre später am 25. August 1769 folgte ihr auch der Vater nach, und hinterließ von sechs erzeugten Kindern neben dem Sohne nur zwei noch lebende Töchter. Beide Eltern standen in dem Rufe bewährter Frömmigkeit. Die Mutter war ein stillleuchtendes Bild einer sanften, treuen Gattin, einer gottseligen Dulderin, einer gewissenhaften Erzieherin und einer thätigen Freundin der Nothleidenden. Der Vater wußte die öffentliche und häusliche Andacht mit Ehrlichkeit, Treue und rastloser Thätigkeit in seinem Berufe zu vereinigen. Daher ein

frommer Priester nach seinem Tode den Kindern zum besondern Troste das Wort sagte: „Wenn ihr schon von euern Eltern kein großes Vermögen ererbet habt, das bekümmere euch nicht. Ich bin dessen gewiß, daß kein ungerechter Heller dabei ist.“ — Wahrhaftig, das schönste Erbgut in dem Erbgute der Erde! Als Joseph Anton die öffentlichen Schulen besuchte, gewann ihm seine Modestie, dieser schöne Spiegel der innern Ordnung, und sein bewundernswürdiger Fleiß die Liebe seiner Lehrer. Die Mutter hatte ihn schon in ihrem Geburtsorte Nobiate die Schule besuchen lassen, um nur die Bildung des zarten Gewächses nicht zu spät anzufangen; der Vater schickte ihn zuerst nach Mannheim, hernach aber, um ihn näher bei sich zu haben, brachte er ihn nach Wißloch in die Klosterschule der Augustiner.

Von seinem Aufenthalte in Wißloch hat uns seine treffliche Schwester, Eva Katharina Sambuga*), eine Anekdote mitgetheilt, die sein zartfühlendes Gemüth verräth: Wie er wahrnehmen mußte, daß seine Mitschüler nach damaliger Schul- oder Schlagsitte öfters mit derben Schlägen bestrafet wurden, sey er darüber von Mitleid so angegriffen worden, daß er lieber das Studiren wieder aufgeben, als solche Schauspiele länger mit ansehen wollte; und obgleich er selbst, seines stillen Betragens wegen, nicht nur nicht gestraft, sondern jederzeit gelobet worden: so habe es doch seinen Eltern und Verwandten viele Mühe und ernstes Zusprechen gekostet, bis sie den Knaben zur Fortsetzung seiner Studien bereden konnten.

Nach geschlossener Laufbahn der Grammatik und Rhetorik begab sich der hoffnungsvolle Jüngling nach Heidelberg, wo er allen Studirenden das Musterbild eines frommen, sittlichen Lebens und der unermüdlichen Thätigkeit, mit welcher er alle Zweige seines Studiums umfaßte, an sich darstellte. Agricola, Schwab, Mayer, Schmidt;

---

*) Die unverehelicht, in Heidelsheim bei Bruchsal, von ihren Mitteln lebet. Die andere Schwester, Anna Maria, ist in Walldorf ansässig, war mit Joppi verheirathet und ist nun Wittwe.

ehrwürdige Namen aus der Gesellschaft Jesu, liebten ihn ungemein und konnten aus der Blüthe des Baumes weissagen, was er für herrliche Früchte (im Priesterstande) bringen würde.

Anfangs hatte er gar keinen Sinn für den Priesterstand. „Ein Handelsmann zu werden, wie sein Vater war, sagte er zu einem seiner Freunde, dazu fühlte ich Trieb, daran hatte ich Wohlgefallen. Allein, da mich meine Mutter von Jugend auf zum geistlichen Stande prädestinirt hatte, wie denn die Mütter immer gern prädestiniren: so habe ich, wider meine Neigung, bloß um der Mutter zu gehorchen, zu studiren angefangen, und der Handelsmann konnte mir nicht aus dem Sinne gebracht werden, bis ein besonderes Ereigniß mein ganzes Herz umwandte. Dieß Ereigniß war eine Reise nach Italien. Da sah ich solche Beispiele von höherer Weisheit und ausgezeichneter Frömmigkeit, die mir keine Ruhe ließen, bis ich mit voller Besonnenheit und Willigkeit den Entschluß faßte, mich dem Priesterstande zu widmen." Mit dieser Reise verhielt es sich so:

Sambuga gieng im achtzehnten Jahre seines Alters nach Italien, weil ihn Familienverhältnisse dazu nöthigten; aber der höchste Regent seines Lebens führte ihn nach Italien, um seinem Gemüthe Geist und Leben zu verschaffen. Er besuchte Rom, Florenz, Mailand, Venedig und andere berühmte Städte des Landes. Und gerade in Rom, wo viele Reisende viel anders fanden und viel Anderes zurückbrachten, fiel ihm, im vertrauten Umgange mit Personen, die, dem Irdischen entrückt, auf Erden im Himmel lebten, und, mit himmlischer Macht angethan, sich für ihre Brüder opferten, ein Stachel in sein Innerstes, dem er nicht widerstehen konnte, bis er das Wort ausgesprochen hatte: „Konnten es die und die, warum sollt' es Sambuga nicht können?" — Er konnte es auch. Nach dieser Revolution, die in ihm vorgegangen war, blieb er noch zwei Jahre in Italien, um alle Hülfsmittel, die ihm dieser schöne Himmel zur weitern Ausbildung für seinen Beruf anbot, zu benützen.

Die berühmten Kunstwerke, welche die Aufmerksamkeit reisender Künstler fesseln, machten auch auf ihn Eindruck, und er säumte nicht, an diesen Meisterstücken sein Geistesauge zu üben und zu versuchen.

Doch war es ein höherer Gewinn, der Umgang mit Menschen, die Religion und Wissenschaft zu Kunstbildern im höhern Style gemacht hatte, der war es vorzüglich, was seinen Aufenthalt in Italien verlängerte. Einer seiner Freunde, Lehrer der schönen Wissenschaften, drang, bei der ersten Unterredung mit Sambuga nach seiner Rückkehr, in ihn, er möchte doch seine neuen Aufschlüsse über die Kunst der Griechen und Römer mit ihm theilen. „Freund, was ich habe, gebe ich dir," erwiederte er: „was das Zartgefühl eines reinen Gemüthes hätte verletzen können, ließ ich ungesehen; denn ich hatte doch noch genug zu sehen; und die Musen der Architektur und der Malerei, die sich beide dem heiligen Dienste des Christenthums widmeten, haben mich für alles Nichtgesehene schadlos gehalten; hier lernte ich Kunst und Religion in schwesterlicher Umarmung kennen." Und darin hatte er sich wirklich viele Kenntnisse gesammelt und bei manchen Anlässen auch Beweise davon gegeben, ohne damit glänzen zu wollen.

Die Priesterweihe erhielt er noch in Italien am zweiten April 1774, nachdem ihm der Bischof zuvor die erforderliche Dispensation in Hinsicht auf das mangelnde Alter ertheilet hatte.

In Como feierte er zum erstenmale das heilige Opfer, das seiner Andacht ein neues Leben, und dem Christenvolke seltene Erbauung gewährte. Der Bischof wies dem Eifer des jungen Priesters sogleich einen schönen Wirkungskreis an. Es befanden sich im Spitale mehrere Deutsche; die wurden seiner Aufsicht übergeben und segneten den Himmel dafür, daß er ihnen in Sambuga einen so liebevollen Krankenfreund zugesandt hatte.

Bei seiner Rückkehr in's Vaterland bemerkte Jedermann den höheren Aufschwung des Geistes in ihm, den er als das beste Erzeugniß des italienischen Himmels mitbrachte. Dieser höhere Aufschwung des Geistes war aber,

wie denn alles Gute, und gerade das Beste für den Wohlmeinenden bedeutende Gefahren herbeiführen kann, für Sambuga nicht ohne Gefahr. Um dem Geiste die Flügel zum Aufflug in das Himmlische zu lüften, hätte er bald dem Leibe, der doch mit dem Geiste durch das Erdenleben hindurch muß, die Nerven zur Fortsetzung der gemeinsamen Pilgerreise abgeschnitten.

Nüchtern sonst in Allem, konnte er in asketischen Uebungen das Maß nicht finden. Sein Eifer schien nicht bloß sich hierin zu übertreiben, er übertrieb sich wirklich; Alles, was die Legende von Aloysius, von Vinzenz a Paulo und Andern zu erzählen wußte, wollte Sambuga in sich nachbilden*). Aber die Vorsehung wußte ihn auch hierin in die Mittelstraße einzuleiten. Ein würdiger Seelsorger, sein Oheim von mütterlicher Seite, Anton Joseph Grossi, und ein Klostermann von bewähr-

*) Ein Beispiel seiner übertriebenen Lebensstrenge hat sich auf folgende Weise entdeckt. Die Küchenmagd im Hause seines Oheims, die auch den Beruf hatte, die Betten zu ordnen und die Zimmer zu reinigen, fand, wenn sie morgens in Sambugas Zimmer kam, täglich das Bett schon gemacht und wie ungebraucht. Die Neugier trieb sie, das Bett zu untersuchen, und da fand sie, daß an der gegen die Wand gekehrten Seite des innern Theils der Bettlade ein großes, hartes Brett eingeschoben war, welches bei einiger Verrückung der Bettstätte leicht und ohne die geringste auffallende Veränderung an den Kissen, Ueberzügen, herausgenommen und wieder hineingeschoben werden konnte. Unter diesem Brette lagen denn auch die peinlichen Instrumente, die unter dem Namen Cilicium und Disciplin bekannt sind. . . . Diese übertriebene Kasteiung des Leibes hatte ohne Zweifel zwei schwere Krankheiten herbeigeführt, von denen auch sein am linken Kinn zurückgebliebenes Wundmal herrührte. — — — Obgleich die Mehrzahl meiner jungen Zeitgenossen keine Versuchung zu solchen Kasteiungen haben dürfte, eben weil die Versuchung anderer Art, Leib und Geist der entnervenden Lust zu opfern, so viele Niederlagen macht, so möchte es doch unter tausend Jünglingen einen geben, für den diese Warnung heilbringend seyn könnte: und für diesen steht sie da.

ter Frömmigkeit setzten der Abtödtungslust des jungen Priesters die erforderlichen Schranken.

Uebrigens, so wie sein Gesicht von der Physiognomie eines Italieners mehr als bloß erinnernde Züge aufwies, so lebte in seinem Herzen ein kräftiger Zug, der ihn immer nach Italien trieb, und man konnte ihn nur mit Mühe zurückhalten, daß er von seinem Geburtslande nicht völlig Abschied nahm. So fest hieng er an dem alten Italien und der neuen Roma.

Indeß traten eine Krankheit, die ihn mit dem Tode bedrohte, und die Vorstellungen seines so klugen als weisen Oheims*) auch hierin in's Mittel, die fesselten ihn an sein Geburtsland, und brachten ihn zum Entschlusse, demselben seine Talente zu widmen. Von der Krankheit des Leibes heilte ihn der berühmte Doctor Frank, damals Leibmedicus des Fürstbischofs von Speyer; von dem Heimwehe nach jenem mildern Himmelsstriche die Arbeitsamkeit und die Magie des Vorsatzes, der die leitende Idee seines ganzen übrigen Lebens geworden war: „Was ich vor Gott soll, das kann ich auch, denn ich will es mit Gott."

Die All-Macht dieses Vorsatzes, die aus Gott stammt — gieng mit ihm durch das Leben.

Wie er zu dieser Allmacht des Vorsatzes gekommen seyn mag, ist dem, der die Tiefen des Gemüthes und der Religion kennt, kein Räthsel mehr, aber für den pro-

---

*) Dieser sein Oheim ist in der Grabschrift, welche man in der Kirche zu Helmsheim lesen kann, mit wenigen Worten bestens gezeichnet:

Pastori hujus loci per annos 39 fido — sacerdoti sanctuarium honoranti — doctori a genio temporis nunquam seducto — capituli ruralis bruchs. in annum 18m decano — Religionis pio defensori — benefactori pauperum omnibus obsequioso et amabili — Pl. R. Domino Josepho Antonio Grossi, suo amore nobis vere patri, annos nato 69, die 20. Nov. 1803 defuncto moerentes posuere cognati, Anna Maria, Josephus Antonius, Eva Catharina Sambuga.

R. I. P.

fanen Sinn bleibt es eine Perle, die man ihn nicht einmal sehen lassen darf, denn er weiß nichts damit zu machen, als die Perle in's Kehricht zu werfen und ihren Freund in's Tollhaus. Darum sprach Christus ein Wort, das alle Vernunft wahr und nur die Eigenliebe hart finden wird: „Gebet das Heilige nicht den Hunden, und werfet eure Perlen nicht den Schweinen vor, damit sie dieselben nicht zertreten mit ihren Füßen und sich wenden und euch zerreißen." Matth. VII, 6. Dieser Warnung zufolge werde ich die genannte Allmacht des Vorsatzes, die den Seligen durch das Leben geleitete, zwar in Thatsachen treu darstellen, aber sie, die geheime Geburtsstätte des ausdauernden Vorsatzes, nicht weiter beschreiben wollen.

II.

Sambuga, Kaplan im Pfarrhause seines Oheims zu Helmsheim.

(In den Jahren 1775—1778.)

Nachdem sein Gemüth von dem Heimwehe nach Italien geheilet, und sein asketischer Eifer von dem Uebermaße der Strenge herab- und in die ebene Bahn der weisen, echt-evangelischen Selbstverläugnung, die den Leib in die nöthige Zucht nimmt, daß er nicht ausschlage, ihm aber auch als einem lieben Nachbar die zur Mittragung der Lebensbürde dienliche Unterstützung und Ermunterung angedeihen läßt, ein-geleitet und darin befestiget war; so konnte von nun an*) seine Vorübung zur Führung und sein Mitarbeiten in der wirklichen Führung einer Pfarrgemeinde nicht anders als die schönsten Fortschritte machen.

*) Denn die Hindernisse der Bildung wegräumen, heißt sie selber fördern. Offenbar gehört zur Führung einer Gemeinde eine mündige Vernunft, also auch ein Freiseyn von allem übertriebenen Eifer, von Gemüthskrankheiten und ähnlichen Zuständen.

Schon die ersten Versuche im Amte der Seelensorge, die er als Gehülfe und unter der Leitung seines Oheims machte, waren bedeutende Vorspiele jener seltenen Gabe, Dem die Seelen zu gewinnen und zuzuführen, welchem sie angehören, eine Gabe, die sich in ihm nachher zu einer wahrhaft göttlichen Kunst aller Künste *) entwickelt und ausgebildet hatte.

Fremd konnte der Kaplan bei dem ersten Antritte seines Amtes der Gemeinde nicht seyn, weil er schon als Jüngling seine Ferien im Pfarrhause zugebracht hatte. Aber wie schnell sich ihm das Vertrauen von allen Seiten zugewandt habe, würde bei manchem Andern unglaublich seyn, nur nicht bei Sambuga. Denn, da er das Wahre aus durchdrungenem Herzen aussprach und das Gute mit schönem Wandel predigte; da besonders seine Frömmigkeit, welche, so innig als lauter, so thätig als gemäßigt nach dem Winke seines Führers, die besten der jungen Geistlichen jener Zeit und jener Gegend zurückließ, im milden, sich stets gleichenden Lichte der Gemeinde in's Auge strahlte, und in jedem offenen Gemüthe tiefgrabende Stacheln zurückließ, so konnte es nicht fehlen: wer sein Herz und Gewissen gegen die Eindrücke der Wahrheit zu verhärten noch nicht gelernt hatte, mußte sich dem magnetischen Zuge ergeben, das ist, dem Manne das Beste zu- und sich ihm anver-trauen. Und, da so viele Priester, was sie mit ihren Sonntags-Predigten etwa gebaut haben, mit ihrem Werktagsleben, und besonders mit dem profanen Geiste ihrer sogenannten Erholungen wieder niederreißen, so war es bei unserm Kaplan gerade der umgekehrte Fall. Wen die Macht seines Wortes ungerührt gelassen, den hätte die stärkere Gewalt seines Lebens noch erschüttern müssen.

Als Freund des anhaltenden Studiums, dem er alle Stunden des Tages widmete, die ihm die Seelensorge, die Andacht und die nöthige Leibespflege frei ließen, erlaubte er sich keine andere Erholung als die Uebung im Zeichnen und Malen, und öfteres Spazierengehen.

---

*) ars artium regimen animarum Greg. M.

Gesellte sich, wie es denn oft geschah, irgend eine gleichgestimmte Seele, mit der er seine Freude theilen konnte, auf dem Wege zu ihm: so schloß sich sein feines, richtiges Gefühl für die Schönheiten der Natur auf; so öffnete sich sein Herz zu vertrauten Gesprächen, die sich seinen Freunden unvergeßlich gemacht haben, und durch die Erinnerung an die schönen Gegenden, worin er so gerne lustwandelte, ihnen jetzt noch süße Rührung, einen Nachhall festlicher Freude, gewähren.

Da nun in dem neuen Kaplan der Priester und der Mensch, das Wort und die That, die Arbeiten des Berufes und die Freuden des geselligen Verkehrs dieselben harmonischen Eindrücke auf das Volk machten, und das Vertrauen ihm überall auf mehr als halbem Wege entgegenkam: so ist sehr begreiflich, daß ihm sein Tagewerk, die Bildung des christlichen Sinnes und Wandels, das er, in Vereinigung mit seinem Vorarbeiter, täglich mit neuem Eifer und wie von vorne angriff, gelingen, und der Erfolg selbst die Erwartung der Guten übertreffen mußte.

Gesunde Lehre kam nicht bloß durch sein Wort in Familien, sondern auch durch gute Schriften, die er empfahl, die er zum Lesen umherbot, und an denen er auch dem Landvolke Geschmack beizubringen wußte. Die Schule fand an ihm einen besonders freundlichen Schutzgeist, der es wohl verstand, dem Schulmeister das Lehren, und den Kindern das Lernen zu erleichtern. Den Keim zarter Gottesfurcht in den Kleinen zu pflanzen, zu pflegen und zu erziehen, war ihm die erste Angelegenheit, nach dem Grundsatze: das Erste zuerst. Dabei säumte er aber nicht, jede andere Art nützlicher Bildung in Kindern und Erwachsenen zu fördern.

Weil der Schullehrer des Ortes keine gute Hand schrieb: so nahm es der Kaplan auf sich, durch Verfertigung schöner Vorschriften, durch nothwendige Beihülfe und Handführungen, durch Geschenke und Ermunterungen die Schönschreibekunst in Gang zu bringen. Denn, sagte er, das Schönschreiben ist gerade so leicht als

das Schlechtschreiben — wenn man es gelernt hat. Und lernen kann es Jeder, der das Glück einer guten Handleitung genießt, und die Mühe wiederholter Nachbildungen nicht scheuet. Verrieth sich bei irgend einem Knaben der Funke eines vorzüglichen Talentes, so ward der Kaplan sein Professor in der lateinischen Sprache, und, wenn dann der Zögling nach Jahren zum eigentlichen Studiren Beruf und Muth fühlte, so bot er ihm hülfreiche Hand zum Fortkommen in Gymnasien und auf Universitäten. So hatte sich Sambuga um manche Familie verdient gemacht.

Damals war die Cultur der Obstbäume noch nicht durch besondere Gesetze der Aufsicht der Geistlichen empfohlen. Sambuga that, was kein Gesetz bewirken kann, wenn der Trieb, gemeinnützig zu seyn, fehlet, mit eben so viel Einsicht als Liebe. Er gab nicht nur manchem Lernbegierigen Anleitung, seine Bäume zu veredeln, und sein Gärtchen besser zu benützen, sondern er gieng wohl auch unbemerkt auf die Wege und Felder der Landleute, wo er wilde Bäume sah, oculirte und zweigete dieselben, und machte den Eigenthümern die überraschende Freude, zu ernten, wo sie nicht gesäet hatten, das ist, veredelte Bäume auf ihren Gütern zu finden.

Seine Krankenbesuche haben ihm in mancher dankbaren Familie ein bleibendes Denkmal gesetzt. Die Leidenden in ihr Herz und zu Gott hinzuweisen, und sie vorerst des wahren Trostes empfänglich zu machen, das war nur die Einleitung zur Krankenpflege. Denn sie selber konnte er nur darein setzen, worin sie eigentlich besteht, daß nämlich der Kranke entweder durch völlige Umänderung des Sinnes oder durch Belebung des guten Sinnes auf die Dauer getröstet und gestärket ward. Daß bei seinen Krankenbesuchen auch die Gesunden gewinnen mußten, ist leicht begreiflich, zumal ihm gar oft viele nachgiengen, bloß um seinen Zuspruch an Krankenbetten hören und sich in seiner Nähe erbauen zu können. War der Kranke arm, hülflos, so hielt er sich nicht zu vornehm,

vornehm, ihnen auch solche Dienste zu thun, die andere seines Gleichen unter ihrer Würde oder zu ekelnd gefunden hätten. Mit dieser Selbstverleugnung gieng Hand in Hand seine nie ruhende Liebe, die nichts unversucht ließ, um den Schwergedrückten Erleichterung zu schaffen, oder den Darbenden irgend ein Bedürfniß zu stillen. Da geschah es denn auch, daß er die Küche seines guten Oheims oft genug in Requisition setzte.

Dieser rege, lichthelle Eifer des Kaplans in Helmsheim konnte nicht lange verborgen bleiben — er mußte sich und ihn verrathen. Der Ruf von den Verdiensten des jungen Mannes kam nach Mannheim und bewog die Rheinpfälzische Regierung, den kräftigen Arbeiter von dem Lande in die Stadt zu versetzen, und ihm einen größern Wirkungskreis anzuvertrauen. Bitter war ihm die Trennung von seinem würdigen Oheim, von seiner geliebten Schwester, von der blühenden Pfarrgemeinde; aber er sah mit dem festen Blicke auf den Ruf von Oben, der ihm eben deßwegen heilig war, und riß sich schnell von Helmsheim los, um den neuen Posten in Mannheim anzutreten. Der gastfreundliche Oheim hatte eben ein Mahl gegeben, wozu mehrere gute Freunde aus der Gegend eingeladen waren. Diesen Zeitpunct benützte der Kaplan zum schnellen Abschiede, da sein Ruf nach Mannheim geheim gehalten worden. Gegen das Ende des Mahles stand der Kaplan vom Tische auf: „Meine Herren, sagte er, ich bin im Begriffe nach Mannheim zu reisen: wenn ich Jemanden einen Dienst erweisen kann, der beehre mich mit Aufträgen.“ — Und in wenigen Augenblicken ward Sambuga den Augen der Gesellschaft entzogen. So ungern ihn der Pfarrer dahin überbrachte, so that er es doch in süßer Hoffnung, daß sein Neffe in dieser Stadt viel Segen verbreiten und für seine weitere Bildung selbst am meisten dabei gewinnen würde. Denn auch das Beste an einem jungen Arbeiter kann nur das Beste im Anfange seyn, und dem Anfange ziemt der Fortschritt, so wie dem Fortschritte die Vollendung. Dieß verdient hier besonders bemerkt zu werden, weil es sich, bei der Versetzung des Land-

Kaplans nach Mannheim, ganz besonders bewähret hat. Allerdings war Mannheim der Ort, der dem jungen Priester zu seiner weitern Bildung wohlthätigen Vorschub thun konnte, und wirklich gethan hat. Hier z. B. war es, wo er sich zu einem vortrefflichen Prediger bildete; hier wagte er die ersten Versuche eines Schriftstellers; hier knüpfte er freundschaftliche Verbindungen mit ehrwürdigen Gelehrten und Staatsmännern, die in die glänzende Epoche Carl Theodors gehören; hier ward er schon, vor seiner Beförderung zum Pfarramte, als eine Zierde des Pfälzischen Klerus geachtet, und was dem Edelsteine mehr als Glanz und Einfassung gab, durch widrige Ereignisse geprüfet und geläutert. . . . Heil dem jungen Manne, der das große Lehrstück, darin kein Greis je ganz auslernt, und für das wohl kein Lehrgeld zu groß seyn kann, schon in den erstern Jahren seiner Laufbahn begriffen hat:

Rechtthun und sich dafür lästern lassen — Das ist wahrhaft königlich: bene facere et male audire, hoc est vere regium.

III.

Sambuga, Stadtkaplan und nachher Hofprediger in Mannheim.

(In den Jahren 1778—1785.)

Der lebendige Trieb, der in ihm war, und sich durch sein doppeltes Looswort aussprach: Nie stille gestanden, stets weiter voran, und: nur keine Gabe, die uns der große Geber dargereicht, ungenützt gelassen, fand in Mannheim von mancherlei Seiten mancherlei Anlässe, sich zum Besten für ihn und für Andere zu entfalten, und desto glücklicher zu entfalten, je mehrere Vorübungen er schon mit sich gebracht hatte. So kam ihm bei dem Antritte der Stadtkaplans-Stelle seine Vorbereitung zur höhern Beredtsamkeit wohl zu Statten. Schon seinen erstern Versuchen in Helms-

heim konnte man es ansehen, daß ihm das Lesen geistreicher italienischer Schriften große Vortheile eingebracht habe — wieder eine bedeutende Frucht seiner Reise nach Italien. Diese Bücher, die meistens Anleitungen zu religiösen Betrachtungen und Muster derselben liefern, machten ihm das anhaltende Hineinschauen in die Tiefen der Wahrheit und in die Tiefen des von der Wahrheit durchdrungenen Gemüthes zum Bedürfnisse und zum süßen Geschäfte. Daher mag denn auch das Gefühlige in seinen Reden, das Sanfte in seiner Sprache und das Begeisternde in seinen Ergießungen gekommen seyn.

Schon als Landkaplan arbeitete er jede Predigt mit einer Treue aus, die an Gewissenhaftigkeit nicht grenzte, sondern sie selbst war, und kaum hatte er eine Predigt vorgetragen, so setzte er sich in den ersten freien Augenblicken desselben Tages nieder, um eine zweite für den nächsten Sonn- oder Festtag, der ihn wieder zum Vortrage aufforderte, zu entwerfen, und was sich in ihm kräftig bewegte, sogleich in abgerissenen Stellen aufzuzeichnen. Denn früh ahnete er seinen Ruf zur städtischen Kanzel. Und, wenn er schon den Unterschied zwischen Land- und Stadtkanzel zu scharf gefaßt haben dürfte: so war doch dieser Unterschied für Mannheim, das an Bildung so Vieles voraus hatte, nicht übertrieben. Auf Popularität, die ein so unabweisliches Bedürfniß, in Hinsicht auf die Mehrzahl der Zuhörer bleibt, schien er als Prediger weniger Rücksicht genommen zu haben, als auf eine Art jenes höhern Styls, der den gebildeten Theil der Zuhörer anzieht. Darin hatte er sich durch einige Erfahrungen bestärkt, wie wir uns denn in alle dem, worin wir uns eine Stärke zutrauen dürfen, und worin uns die Neigung des eigenen Herzens schon bestärkt hat, auch von Andern gern bestärken lassen. Da er nämlich in Gesprächen mit Personen aus ungebildeten Volksklassen sich denselben verständlich machen konnte, weil er wirklich verstanden ward: so konnte ihn Niemand mehr bewegen, jene höhere Weise sich auszudrücken, mit einer gemeinern zu vertauschen. Was ihm auch seine

Freunde über Mangel an Popularität entgegen zu setzen wußten, so gieng er von seinem Grundsatze nicht mehr ab: Man müsse sich nicht sowohl zum Volke herablassen, als vielmehr das Volk zu sich hinaufheben. Dagegen hätte sich, mit gleichem Witze und mit ungleich mehr Grund sagen lassen: Allerdings soll der Prediger das Volk zu sich hinaufheben; allein, da das Volk nicht in der Luft schwebt, und nicht in der Luft gegriffen werden kann, so wird der Obenstehende sich doch zum Volke herunterlassen müssen, um es ergreifen und zu sich hinaufheben zu können. Doch die schreckenden Beispiele, daß so viele Prediger durch den Hang, populär zu werden, trivial geworden sind, sein Umgang mit gebildeten Männern, die an richtigen Gedanken, scharfzugeschnittenen Begriffen, und fein geprägten Ausdrücken besondere Freude hatten, und sein individuelles Geistesbedürfniß, das ihn fast nöthigte, Alles, was ihm begegnete, denkend aufzufassen und das Gedachte in gedrängter Sprache denkend wiederzugeben, ließen ihn nie zur Ueberzeugung kommen, daß der Prediger die Sprache des Volkes reden müsse, um von dem Volke verstanden zu werden; und die Sprache des Volkes reden könne, ohne zur Sprache des Pöbels hinabzusinken.

Da er nun wirklich vor gebildeten Zuhörern auftrat, und an Bildung ungleich mehr mitbrachte, als er gerade nöthig hatte, um Eindruck zu machen, so mußte er sich, wie jüngst auf dem Lande, so jetzt in der Stadt, gar bald großes Vertrauen gewinnen. Denn Mannheim war, wie gesagt, für ihn der rechte Boden, auf dem sich ein so vortreffliches Talent immer mehr entwickeln und die Entwickelung zur allmählichen Reife gedeihen konnte. Vorzüglich war es der Geist der französischen Prediger Massillon, Bourdaloue ꝛc., den er sich in seinen sinn- und kunstreichen Arbeiten anzueignen strebte, indem er die Nachbildung desselben in deutscher Sprache vor deutschen Zuhörern, ohne sich sclavisch an ihre Gedanken, Worte, Manieren zu binden, zu seinem besondern

Studium machte, ein Studium, das er jungen Geistlichen sehr empfahl, des Gewinnes eingedenk, mit dem es ihn belohnt hatte. Da er sein Gemüth in schöner Form abzubilden verstand, so konnte es ihm an Beifall und Auszeichnung nicht fehlen. Eine Preisschrift, die er in das Predigerinstitut zu München einsandte, erwarb ihm neben der Denkmünze die Aufnahme in dieses Institut, so wie ihn auch die damalige deutsche Gesellschaft in Mannheim zu ihrem Mitgliede ernannte. Seine Trauerrede auf Kaiser Joseph, die in den homiletischen Beiträgen, die Herr Dechant und Ministerialrath Brunner ehedem herausgegeben, nachgelesen werden kann, machte großes Aufsehen. Aber auch in Mannheim mußte seine öffentliche Wirksamkeit unterbrochen und seine Geduld wie sein Lebensfond einer zweiten Prüfung unterworfen werden — durch eine gefährliche Krankheit, die jedoch durch die Geschicklichkeit und liebevolle Thätigkeit des berühmten Leibarztes der durchlauchtigsten Frau Churfürstin, des geheimen Rathes May, glücklich gehoben ward. Doch fand er sich, da unter andern Erscheinungen auch die des Blutspeiens sich zeigte und wiederkam, genöthiget, seinem Eifer Mäßigung zu gebieten, um länger wirken zu können. Der Kanzel wieder geschenkt, ward er mit noch größerer Theilnahme gehört, und es war, als wenn auch sein Geist durch die hergestellte Gesundheit des Leibes neuen Schwung gewonnen hätte.

Wenn er auf der heiligen Stätte erschien, so konnte man ihn wohl nicht ohne Gefühl der Ehrfurcht ansehen. Schon sein stilles, gehaltenes Vortreten machte Eindruck. Aus seinem Blicke strahlte das Feuer der Liebe: sanft und milde kündigte sich der Ton seiner Stimme an; Kraft und Würde sprach aus allen Geberden. Der Geist der Ordnung, der das Ganze leicht auffaßbar machte, das Licht der einzelnen Gedanken, das Treffende der besondern Ermahnungen und die verhüllte Kunst des Redners, die überall durch die Hülle durchschien, und durchscheinend sich wieder verbarg, zogen den denkenden Theil seiner Zuhörer an, und fesselten ihre Aufmerksamkeit, während die Würde und Salbung, mit der er das Evan-

gelium verkündete, und die Tiefe des Gefühls, die zum Worte den Ton und Accent gab, alle empfänglichen Gemüther, sie mochten im Denken geübt oder ungeübt seyn, mächtig ergriff.

Wenn seine Schreibart späterhin hart und steif ward, so möchte dieß eine Folge neuer systematischer Schriften gewesen seyn, die er, um sich und Andern über verwickelte oder bestrittene Lehren Aufschluß zu geben, ex officio lesen mußte. Indeß, wenn nur der leichte Fluß der Rede verlor, und dafür der Begriff an Tiefe gewann: so war offenbar der Gewinn größer als der Schaden.

Was seine Lehrweise besonders auszeichnete, hatte er dem Studium der heiligen Schrift zu verdanken, und schrieb es ihr auch dankbar zu: „Es hat mich (dieses Geständniß hat er seinen Freunden mehr als einmal gemacht) nicht wenig Mühe gekostet, die bessere Methode im Predigen ausfindig zu machen. Oft dachte ich über die Lehrart Jesu und seiner Apostel nach, bis ich fand, daß die Beredtsamkeit der heil. Schrift eine originelle Schönheit und Kraft besitze, von der die Lehrer und Schulbücher der gemeinen Redekunst wenig Kunde zu haben scheinen. Aus der heil. Schrift lernen wir reden, wie Einer, der Gewalt hat. Die Weisheit der Apostel, die bei der ersten Einführung des Christenthums in der Welt so erstaunliche Wirkungen, die noch vor unsern Augen liegen, hervorgebracht hat, würde auch in unsern Tagen Wunder thun, wenn wir nur von Gott durchdrungen und von den höchsten Angelegenheiten unsers Berufes erwärmt wären, wie sie es waren.“ Damit gab er zu verstehen, daß die Wahrheit, die den, der sich ihr ergiebt, heilig und selig macht, nur dann dem Verstande bleibendes Licht anzünden kann, wenn das Feuer den Willen mit ergriffen hat.

Ein besonderer Anlaß verpflanzte den Prediger von Mannheim nach Heidelberg. Die Priester der Missions-Gesellschaft, welche Churfürst Carl Theodor aus Frankreich in die Pfalz berufen hatte, um ihnen die Bildung der Geistlichen im Seminarium zu Heidelberg, und

selbst auch den Unterricht in den Gymnasien anzuvertrauen, konnten auf deutschem Boden für sich keinen günstigen Standpunct finden. Einige aus ihnen fühlten das Bedürfniß, sich an die verdientesten Männer der pfälzischen Geistlichkeit anzuschließen, und sich ihres Rathes, ihrer Beihülfe zu bedienen, um auf diese Weise desto sicherer einen gesegneten Erfolg ihrer Arbeiten zu bewirken; andere dagegen zogen es vor, Ausländer als Gehülfen herbeizurufen. — Und das Institut wollte nicht gedeihen. Sambuga war kein kalter Zuschauer, wo es der Bildung des Priesters, der Erziehung der Jugend, und der Beförderung der Religiosität galt. Er ließ sich sogar überreden, als Vorsteher des Carlischen Convictes in Heidelberg die Angelegenheiten der Sendungsgesellschaft seiner Aufmerksamkeit näher zu bringen. Zu diesem bedeutenden Schritte konnte ihn nur die reine Absicht und die scheinbare Hoffnung vermögen, der ganzen Sache zum Besten des Klerus und zur Ehre der Lazaristen eine gute Wendung zu geben. Er schloß freundschaftliche Verbindung mit den achtungswürdigen Männern der Sendungs-Gesellschaft; hielt am Feste ihres Stifters, des heiligen Vincentius a Paulo Lobpredigten; verdeutschte das Leben dieses ehrwürdigen Priesters, um auf dessen Verdienste den deutschen Weltpriesterstand aufmerksam zu machen, und ließ nichts unversucht, was ihm Liebe und Klugheit riethen. Indeß gelang es ihm nicht, das Werk zu vollbringen, das sein friedliebender Geist, bei dem Weggehen von Mannheim, entworfen hatte. Nach sechs Monaten, während welcher ihm seine wohlgemeinten Bemühungen, die nöthige Ordnung in den Geschäften der Lazaristen, und das bessere Einverständniß mit der einheimischen Geistlichkeit herzustellen, vielen Verdruß erregt hatten, kehrte er wieder nach Mannheim zurück, wo er als Prediger die Kanzel der Hofkapelle zur Freude und völligen Zufriedenheit der Durchlauchtigsten Frau Churfürstin, und ihres achtungswürdigen, durch echte Frömmigkeit ausgezeichneten Hofes zieren sollte. Aber nur auf eine kurze Zeit. Denn, da ihm die freiherrliche Familie von Dalberg die erledigte Pfarrei Herrnsheim bei Worms

Worms ertheilte, zog er im Jahre 1785 mit dem stillen Bewußtseyn in höhern und niedern Ständen Segen verbreitet zu haben, wieder auf das Land, um dem Rufe der Providenz zu folgen, das heißt aus dem Erfolge gedolmetschet: um ein Muster für Pfarrer und der Segen seiner Gemeinde zu werden.

* * *

Ehe wir den Prediger Sambuga verlassen, möge hier sein guter Rath an einen jungen Prediger stehen:

„Sehen Sie sich nach Mustern in der Redekunst um. Die Originale waren von jeher die rechten Muster: sie seyen auch die Ihrigen! Lesen Sie Demosthenes, Cicero, Plinius ꝛc.; machen Sie sich mit Chrysostomus, Basilius, Gregorius von Nazianz bekannt; greifen Sie nach Massillon, Bourdaloue, Bossuet ꝛc.*) Nochmal: ich sehe gern Muster in Ihren Händen. Sie glauben nicht, wie klein man wird, wenn man immer nur Kleines sieht, wie groß, wenn man mit Großem umgeht. Ich setze voraus, daß Sie sich hinlängliche Schriftkenntniß erworben haben. Ohne dieses göttliche Gewürz sind unsere Reden unschmackhaft, profan und stehen der Heiligkeit des Ortes nicht an, auf dem wir reden. Sprachkenntniß ist ebenfalls ein unentbehrliches Erforderniß. Man kann von dem Redner nicht weniger fordern, als daß er seiner Sprache mächtig sey. Er darf sich aber nicht zum Sclaven seines Aufsatzes machen; es muß ihm überall eine Fülle von Gedanken, Ausdrücken, Wendungen zu Gebote stehen, die geschickt und passend sind, Herzen zu öffnen, und Herzen einzunehmen. Allerdings ist die Poesie die vornehmste Sprachbildnerin; denn sie macht das Wort weich, sanft beugsam, wo es Herzen lieblich anregen, und fest, stark, erschütternd, wo es Herzen spalten soll. Aber unsere Prosa muß doch keine Poesie seyn. Daß der

---

*) Fenelon ist hier zuerst wo nicht genannt, doch verstanden, denn er hat den französischen Hochgeschmack der evangelischen Simplicität in Zucht und Lehre gegeben.

wahre Geist der wahren Philosophie dem Prediger so nothwendig sey, als dem Hungrigen das tägliche Brod, hätte ich zuerst sagen sollen. Denn, wenn Logik in das Ganze der Rede Ordnung bringt, so muß die Philosophie, die Hand in Hand mit der Theologie geht oder gar Eines wird, den Stoff geben, den der Verstand verarbeitet, die Phantasie versinnlichet, das begeisterte Gemüth ausspricht."

IV.

Sambuga, Pfarrer in Herrnsheim.

(In den Jahren 1785—1797.)

Der edle Mann, der schon als Hülfspriester in Helmsheim und in Mannheim, in allen Verrichtungen seines Amtes eine ungemeine Fülle des lautern Eifers und eines überlegenen Muthes bewiesen hatte, beglückte seine Pfarrgemeinde mit der gegründeten Hoffnung, sie werde an ihm einen Hirten nach dem Sinne Jesu erhalten. Das war Sambuga für Herrnsheim. Er gehörte unter die seltenen Christenlehrer, die auf der einmal betretenen Bahn nie stille halten und nie allein voranwallen, sondern mit sich fortnehmen, was sich willig anschließt, oder mit sich fortziehen, was sich wenigstens nachziehen läßt. „Wenn Christus, so sprach der Pfarrer, das Haupt meiner Gemeinde seyn soll, so werde ich das Bild Christi in meiner Gemeinde darstellen müssen. Ihn soll sie in meinem stillen Leben sehen, Ihn in meinen Predigten hören, Ihn in meinem öffentlichen Wirken wahrnehmen, Ihn in meinem Gebete, in meinem Opfer fühlen können . . " Daß er bei seinem regen Eifer, überall die Freudenbotschaft des neuen Bundes zu verkünden, überall gesunde Begriffe der Religion zu pflanzen, überall dem schädlichen Aberglauben, womit das Landvolk hie und da noch behaftet seyn mag, Abbruch zu thun, und besonders im Gottesdienste passende Verbesserungen einzuführen, wiewohl er mit größter Vorsicht

und Bescheidenheit zu Werke gieng, manche Kämpfe bestehen mußte, wird keinen befremden, der den Gang der Dinge kennet. Nachbarn, die mehr Feuer als Licht haben mochten, schalten ihn einen Neuerungsgeist, und beschuldigten ihn, daß seine Lehrvorträge eben so unrichtig, als seine Verbesserungsversuche ohne Ueberlegung und Vorsicht gewagt wären. Er wußte sich mit bewunderungswürdiger Ruhe zu vertheidigen, und gieng seines Weges entschlossen voran. „Einen Neuerungsgeist, sagte er, sollte man mich nicht nennen. Mein uraltes Evangelium ist Alles, was ich vortrage; dabei die Lehre der Kirche, die so alt ist, als das Evangelium: Wer mich darin stören will, ist mehr Neuerungsgeist, als ich. Daß meine Lehre unrichtig sey, kann ich, so lange ich das Evangelium vortrage, nicht gelten lassen. Wofern ich aber etwas von dem Meinen hinzusetze, darin mag Unrichtiges nebeneinkommen, wie es bei Manchen meiner Beurtheiler, die mich mehr nach sich, als nach Jesus richten, nicht bloß nebeneingekommen seyn dürfte. Ich soll unvorsichtig seyn; und hierin weiß ich nicht, ob ich mehr anzuklagen sey, als *Jene*, welche mich, ohne mich gehört zu haben, schon verwerfen. Sollte ich es aber da oder dort gewesen seyn, so wird sich Niemand darüber wundern, der weiß, daß ich ein Mensch bin. *) Ein Jeder kenne nur sich selbst." — Er konnte sagen: „Ich bin, wie Einer, der zwischen Thür und Angel steckt, dem sein Gewissen immer zuruft: *Wehe dir, wenn du nicht redest!* und wenn er dann redet, gerade das passendste Wort zur Sünde gemacht wird."

---

*) Diese Selbstvertheidigung ist so milde, daß sie den Mangel der Vorsicht, wenn er wirklich nebeneingekommen wäre, aufwiegen oder gutmachen könnte. Uebrigens reife *Umsicht* und nie mangelnde *Vorsicht* finden sich selten im Anfange der Laufbahn ein; wohl dem, der sie in ihrer Mitte errungen hätte! Diese und ähnliche Bemerkungen mögen den Leser erinnern, daß zu jedem wahren Gemälde nicht nur Licht, sondern auch Schatten gehöre! Und wahr soll mein Gemälde seyn!

Doch die harten **Urtheile** konnten ihn nicht muthlos, die Hindernisse, die sich ihm in den Weg legten, nicht verdrossen machen; er dachte an die Lehre des Apostels, 2 Tim. IV, 1. 2., und rief das Wort des Herrn, es mochte gelegen oder ungelegen seyn, zwar mit aller Sanftmuth und Weisheit, aber doch auch mit allem Ernste und Nachdrucke aus.

Im Anfange seines Aufenthaltes in Herrnsheim mußte er sehr oft und mit tiefer Bekümmerniß seines Herzens wahrnehmen, daß manche Glieder seiner Gemeinde an Sonn- und Festtagen lieber die Klosterkirche zu Worms, als die heimische Pfarrkirche besuchten. Doch sanfte Belehrung und besonders das neue Leben, das er in den Pfarrgottesdienst zu bringen wußte, heilte auch diese Krankheit von der Wurzel aus.

Wie er in Mannheim mehrere alte Gesänge verbessert, so that er es auch in Herrnsheim, wo es ihm glückte, dem Choralgesange die deutsche Uebersetzung des lateinischen Textes passend unterzustellen. Daß er dieß im Geiste der Ordnung, das ist, in **stetiger Einstimmung mit seinem Bischofe** gethan habe, darüber zeugt ein Brief, der von seiner Hand geschrieben, noch aufbewahrt ist, und als ein Beweisthum seiner aufgeklärten Denkart bekannt zu werden verdient.

Hochwürdigstes, Gnädigstes Generalvicariat!

Die Beobachtung, welche ich schon von langer Zeit her gemacht habe, wie sinnlos das ungelehrte Bauernvolk unsere lateinischen Gesänge herabsinget, hat mir oft Mitleiden gegen dasselbe eingeflößt. Von einer ganzen Messe, welche es am Sonntage herabsinget, versteht es nicht ein Wort, und von einer ganzen Vesper am Nachmittage nicht eine Sylbe. Es hat also den Tag, welchen Gott zu heiligen befohlen hat, vielleicht mit nichts, als mit der guten Meinung geheiliget, weil es von Allem, was es gesungen hat, nichts begreifen konnte.

Der Gesang, welchen ein Volk in einer Sprache absinget, die es nicht versteht, scheinet etwas Widernatür-

liches an sich zu haben, das sich einem bei dem ersten Anblicke zeiget. Die Worte sind Zeichen, wodurch wir Andern etwas Bestimmtes sagen wollen. Um etwas Bestimmtes sagen zu können, muß ich die Zeichen verstehen, oder ich sage nichts, weil ich nicht weiß, was ich sage. — — — — Nach der Meinung des Apostels, 1 Cor. XIV., sollen diese zwei Dinge niemals von einander getrennt werden: Man soll mit dem Munde, aber auch zugleich mit dem Geiste beten: Man soll mit dem Munde, aber auch zugleich mit dem Geiste singen. — Fünf Worte in der Sprache zu Leuten geredet, welche sie verstehen, seyen wichtiger, als tausend in einer fremden Sprache. — Wie kann der Idiot mit Wahrheit zu einem Gebete oder Gesange Amen sagen, das er nicht versteht?

Bei einer auch nur geringen Rücksicht auf die Sache wird man finden, daß die ungelehrten Leute in Ansehung ihrer Theilnehmung an dem, was sie singen, keinen geringen Nachtheil leiden. Wie kann der Unkundige in der lateinischen Sprache Antheil an den Wahrheiten, erhabenen Gedanken, frommen Gesinnungen und Empfindungen nehmen, welche in den Psalmen und sonstigen lateinischen Kirchengesängen herrschen? Was können sie in ihm wirken; wozu ihn ermuntern; was in ihm zurück lassen? Schreiet er nicht leere Töne in die Luft, weil er nicht weiß, was er saget: und muß er nicht ein ungerührtes Herz behalten, weil nichts, als was er versteht, auf dasselbe wirken kann? — Aus diesem Mangel des Verstehens entspringet eine andere sehr schlimme, aber unvermeidliche Folge: die Zerstreuung. Unsere Seele, die immer unruhig ist, und von Gegenstand zu Gegenstand hüpfet: suchet sich Unterhaltung, wenn ihr von außen keine vorgeleget wird. An dem Dahersingen eines Liedes in einer Sprache, welche sie nicht versteht, findet sie keine Unterhaltung. Sie suchet sich also diese, und läßt es dem Munde über, Worte auszusprechen, die sie nicht versteht, und denket sich indeß Gegenstände, womit sie mehr bekannt ist, das heißt: sie wird zerstreuet.

Ich glaube nicht, daß in unsere deutsche Kirche ein Gesang in fremder Sprache eingeführt worden wäre, wenn es nicht zwei Ursachen gleichsam nothwendig gemacht hätten, welche auch allein noch die Ehre unserer Voreltern retten. Erstlich: waren die ersten Prediger der Religion und Anordner unseres Gottesdienstes, fremde, von Rom aus zu uns gesendete Geistliche. Sie waren mit unserer Sprache nicht bekannt. Es muß sie eine außerordentliche Mühe gekostet haben, nur so viel von derselben zu lernen, daß sie nützen konnten. Den Gesang in dieser Sprache anzuordnen, war eine Unmöglichkeit für sie. Sie führten also den Gesang ein, der anderswo schön und erbaulich war, und dessen sie auch schon gewohnt waren: den römischen Gesang und Sprache. Die andere Ursache war die damalige Rohheit und Unbiegsamkeit unserer Sprache. Sie war ungebildet; noch nicht für den Gesang geeignet; noch nicht reich genug und noch unter keine Regeln gebracht. Man verabscheuete also diesen Wirrwarr, und sang lieber in einer fremden Sprache als in der eigenen, in welcher entweder die Worte nicht Bildung genug oder die Sprecher nicht Uebung genug hatten, sich über Religionsgegenstände auszudrücken.

Aber in unsern Zeiten ist dieser Mangel reichlich ersetzet: und es läßt sich in unserer Sprache Alles, oft reicher und kräftiger, sagen, was andere Sprachen ausdrücken können. Ich habe es darum gewaget, die Psalmen, welche man zum nicht geringen Nachtheile des gemeinen Haufens bis daher in lateinischer Sprache gesungen hat, in unsere Muttersprache zu übersetzen. Ich habe die Uebersetzung so eingerichtet, daß der nämliche Choral vollkommen beibehalten werden kann; und daß folglich in dem gewöhnlichen Kirchengesange keine Aenderung geschehen darf, als nur in der Sprache.

Ich sende indeß nur die 5 gewöhnlichen Psalmen ein, und behalte die Uebrigen nach der Ordnung der Zeiten und Festtage, welche auch schon fertig sind, noch zurück, bis ich von der guten Aufnahme dieser Erstern

versichert bin. Ich erbiete mich, wenn meine Arbeit von dem Hochwürdigsten, Gnädigsten Generalvicariate genehmiget werden sollte, das Gloria, dem nichts an Schönheit und Erhabenheit gleichgestellet werden kann, sammt dem Credo ebenmäßig so zu übersetzen, daß der nämliche Choral und Gesang bleibe, und nur das Unverständliche, die Sprache, abgeändert werde. Wie gern wird das gemeine Volk eine Sache annehmen, wobei nichts geändert wird, als das, was für dasselbe so unangenehm gewesen seyn muß: das Unverständliche!

Ich bin mit der tiefsten, schuldigsten Unterwürfigkeit meines Hochwürdigsten, Gnädigsten Generalvicariats

Herrnsheim, den 29. September 1785.

geringster Diener
Pfarrer Sambuga.

Seinem Schullehrer gab er die beste Anleitung zum Schuldienste, indem er, als Pfarrer, die Schule fleißig besuchte, und durch den Ausdruck der Freundlichkeit, womit er die Folgsamen bildend emporhob, und durch ernste Behandlung, womit er die Störrigen strafend niederbeugte, durch Lehre und Prüfung, durch Belohnung und Züchtigung, also durch das aufgestellte Musterbild der wirklichen Schulhaltung, die lebendige Pädagogik für Lehrer und Zöglinge in die Schule einführte. Da ihn der felbigerische Katechismus nicht befriedigte, so verfaßte er einen eigenen, den er dem Schullehrer in die Hände gab. Die Vervollkommnung dieses Werkes beschäftigte ihn noch in den spätern Zeiten, wiewohl er es schon trefflich ausgearbeitet hatte, als der Erzbischof von Mainz durch eine Preisaufgabe seinen Klerus aufforderte, dem Katechismus jene Vollkommenheit zu geben, deren dieß Elementarwerk des christlichen Unterrichtes empfänglich wäre. Der Ausbruch des Krieges hinderte die gehörige Einsendung, vielleicht auch die Vollendung seines Versuches.

Seine Liebe gegen Arme und Kranke erwarb ihm allgemeines Zutrauen. Auch mehrere Ortsbewohner der israelitischen Confession gaben ihm unverdächtige Proben

ihrer Liebe und Hochachtung. Einige machten ihm öfter Abendbesuche und holten in bedeutenden Angelegenheiten ihres Lebens seinen Rath ein.

Der Ruf seiner Bildung, seines Eifers, seiner Gastfreundlichkeit, ließ ihn und sein Haus nie lange einsam. Jeder, der ihn besuchte, und nur gesundes Urtheil mitbrachte, konnte bei ihm den hohen Werth reiner Frömmigkeit, geräuschloser Berufstreue und sinnreicher Liebe kennen lernen. Er wußte Jedem eine gesunde Nahrung anzubieten, ohne sie aufzudringen. Sein Tisch war frugal, und die Küche mußte für seine Freunde immer etwas nach italienischem Geschmacke liefern.

Seine Spaziergänge mit Freunden in und außer dem Dorfe würzten das gesellige Zusammenleben. Wenn die Pfarrgenossen ihrem Pfarrer, der mit Freunden umhergieng, begegneten: so konnten die ehrerbietigen, vertrauenden, herzlichen Grüße, die ihm überall entgegen kamen, und die er mit unübertroffener Freundlichkeit erwiederte, jeden Fremden überzeugen, daß hier christlicher Familiensinn den Vater und die Kinder verbinde. Daher kam es denn auch, daß wenige Gäste sein Haus verlassen konnten, ohne wohlthätige Eindrücke seiner Einsicht und Liebe, die sich überall freien Spielraum zu schaffen wußte, mitzunehmen. Diejenigen aber, deren einzige Absicht es war, Belehrung und Erweckung des Geistes zu holen, segneten nach Jahrzehenden noch die Stunden, die sie an seiner Seite zugebracht hatten.

Da Sambuga nur für Herrnsheim lebte, so ward ihm nicht nur die Gemeinde, sondern mit der Gemeinde selbst auch der Ort Herrnsheim mit jedem Tage lieber; jeder Gedanke einer möglichen Trennung von seinem lieben Herrnsheim ward wie eine Versuchung zur Sünde zurückgeschlagen.

Von seiner Pfarrkirche hat er selbst eine Abbildung in Kupfer gestochen im Jahre 1797.

Sein damaliger Kaplan Cilia mußte ihm die Ansicht eines alten Thurmes aus dem Herrnsheimer Garten in Kupfer stechen, und eine Herrnsheimer Gegend

in Aquatint-Manier. Denn, was wir lieben, davon wollen wir Bilder, Abrisse, Denkzeichen haben. Dagegen ward Sambuga auch von Herrnsheim geliebt, und hätte die Gegend, wie die Menschen, die sie bewohnten, lieben können, sie hätte gewiß den Pfarrer mit geliebt.

In der Liebe zu Sambuga that es aber wohl Niemand bevor — der freiherrlichen Familie von Dalberg, die wohl auch seinetwegen den ländlichen Aufenthalt im ländlichen Schlosse zu Herrnsheim der Wohnung in der Stadt vorzog. Er mußte es seyn, der ihren hoffnungsvollen Kindern den Religionsunterricht ertheilte: und so ward er da schon der Apostel der Adeligen, wie später in München.

Zur nämlichen Zeit unterrichtete er junge Studirende, deren Eltern die in Städten erforderlichen Kosten scheueten, nicht nur in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache, sondern auch in der Philosophie. Auch städtische Jünglinge wurden ihm anvertraut, damit er die religiöse Bildung derselben vollenden möchte.

Keine seiner Zögliuge gewannen aber mehr, als diejenigen, die mit ihm die Pfarrgeschäfte theilten, und es sich zur Ehre rechneten, von ihm zu lernen und seine Lehrlinge zu seyn, indem sie mit ihm das Volk lehrten. Diese glücklichen Kapläne hatten an ihm einen Freund und Rathgeber, den sie kindlich liebten — seiner väterlichen Liebe versichert, von dem sie den hohen Geist des Priesterberufes in sich aufnahmen. . .

Seine große Thätigkeit ist in diesen wenigen Zügen seines Lebens in Herrnsheim allerdings sichtbar geschildert. Seine ausgebreitete Correspondenz verdient indeß schon in dieser Epoche besondere Erwähnung. Er ließ keine Gelegenheit aus den Händen, wo er irgend Jemanden nützen konnte, es sey mit Briefen, oder mit feierlichen Reden oder in vertrauten Gesprächen.

Bei dem Ausbruche der französischen Revolution hielt die pfälzische Regierung für nothwendig, der Geistlichkeit zwei wichtige Fragen vorzulegen, und passende Vorschläge zu vernehmen. Es wurde gefragt: wie läßt sich dem

Verfalle

Verfalle der Religion und Sittlichkeit steuern? Wie können die brodlosen Geistlichen unterhalten werden? Da war es Sambuga, der einen denkwürdigen Vortrag hielt.

Da dieser Vortrag die Zeit der Revolution und die Klugheit und die Freimüthigkeit des Redners schildert: so wird er in seine Lebensgeschichte hineingehören, wie er in sein Leben hineingehörte.

Sambuga in einer öffentlichen Versammlung, der die angesehensten Männer, selbst auch Glieder der hohen Landesregierung beiwohnten:

„Es werden von der hohen Landesregierung zwei Fragen vorgelegt, worüber sie unsere Meinung und Rathschläge zu vernehmen wünschet. Die eine dieser Fragen betrifft die wichtigste Angelegenheit der Menschheit, nämlich: Wie wird dem Verfalle der Religion und Sittlichkeit gesteuert? Die zweite ist besonders für uns Diener der Kirche rührend, weil wir sehen, daß wir in dem Augenblicke der öffentlichen Verachtung, noch der Aufmerksamkeit der hohen Landesregierung würdig sind, welche fraget: Wie können die brodlosen Geistlichen unterhalten werden?

Die erste Frage ist von unausdrückbarer Wichtigkeit: sie verdient also auch die erste und vorzüglichste Untersuchung. Um von der Sache gründlich reden zu können, müssen wir uns zuerst sagen, wo wir sind. Die Jünglinge sind ohne Sitten, die Töchter ohne Schamhaftigkeit, die Kinder ohne Gehorsam, die Gatten ohne Treue, die große Mehrheit der Vorgesetzten ohne Menschenliebe, die Menschheit ohne Gott. Das Laster sieget, die Ruchlosigkeit spottet der Tugend, Religion ist das Mährchen der Städte, die Gerechtigkeit ist feil, Geld ist der Abgott, Selbstsucht das Leben des Menschen. Dieß ist unsere Lage; hier sind wir, und der Anblick des laufenden Zeitalters erspart uns die Mühe, es zu beweisen.

Nun muß weiter gefragt werden: wie kamen wir dahin? Durch die Leichtgläubigkeit geführet. Wir sehn-

ten uns nach Aufklärung. Der Vervollkommnerung in verschiedenen Kenntnissen entgegenstreben, liegt wirklich in unserer Natur. Innatus est nobis cognitionis amor et scientiae. Cic. de fin. V. Es waren auch Menschen, die vorgaben, diesen Dienst ihren Mitmenschen zu leisten. Es war aber die unglücklichste Dienstfertigkeit; statt Aufklärung unterschoben sie uns Verführung, und unsere Leichtgläubigkeit begünstigte ihren Betrug. Daraus entstand a) Zweifelsucht, b) das Evangelium der Sinnlichkeit, c) die Hinwegwerfung des Evangeliums der Selbstverleugnung, das den nach Allem gelüstenden, Alles verschlingenden Wesen so nöthig ist. Die traurigen Wirkungen dieser öffentlichen Verführung waren:

a) Veränderung der Grundsätze der Regierungen. Kinder aus jener verfinsternden Aufklärungs-Schule sitzen an öffentlichen Stellen: und der Staat bekümmert sich nicht mehr um die Religion, weil dieselbe Schule sagt: die Religion gehe den Staat nichts an.

b) Gesetzlose Begünstigung der Sinnlichkeit durch den Staat. Bald muß das Menschen-Leben zu einem ewigen Taumel und Sinnengenusse werden. Tänze, Schauspiele, Bälle, Gastmäler nehmen tausenderlei Namen und Gestalten an; entstehen unter öffentlicher Begünstigung, und müssen unaufhörlich mit einander wechseln. Wenn der Vorwand, den Leuten Nahrung zu verschaffen, dieses Betragen rechtfertiget: so wird die Kunst, den Leuten das Geld aus dem Sacke zu spielen, auch bald als Nahrungszweig angesehen, und das Privilegium, Menschen zu verderben, als öffentliches Recht betrachtet werden.

c) Gleichgültigkeit, Geringschätzung, sogar Leugnung derjenigen Wahrheiten, worauf bis daher die menschliche Wohlfahrt gegründet war. Der aller Einschränkung zürnende Mensch findet seine Beruhigung im Leugnen. Glücklich scheint der Augenblick, der uns dieses Mittel gegen die Forderungen des Gewissens und der Religion eingegeben hat. Man weiß nicht mehr, daß nicht Alles falsch ist, was bezweifelt werden kann; und

daß man auch eine Gewohnheit, zu zweifeln, annehmen könne, wie man eine Gewohnheit, krumm zu gehen und zu stammeln, annimmt, u. s. w.

d) Verschwörung gegen alle bestehende Ordnung der Dinge. Wenn Männern, deren Beruf es ist, die Zeichen der Zeit aufzufassen, sie abzuwägen, und die folgende Wirkung daraus vorher zu bestimmen, das öffentliche Wohl mehr am Herzen gelegen gewesen wäre: so hätten sie diese offenbare Verschwörung gegen die bestehende Ordnung, welche auf Lehranstalten anfing, und in den Dienstjahren zur Reife gedieh, nicht als arglose Kinderspiele ansehen können.

e) Der Abfall eines großen Theils des Priesterchors zu dem Geiste unsers Jahrhunderts. Ja, dieses Unheil war unsern verworfenen Zeiten vorbehalten, daß die Verführung selbst das Heiligthum ergreifen mußte. Priester ohne Sitten; ohne Beseelung von Gott; ohne Eifer für das Heil ihrer Mitmenschen; ohne Streben, sich nach dem Geiste ihres Amtes zu betragen; ganz vom verdorbensten Weltsinne belebt, die ihre Wolfsgestalt mit dem Kleide des Lammes der Erlösung decken, bei denen sogar der theuerste Name Gottes, und der Religion, deren sie sich bedienen, Heuchelei ist; die in ihrem verboßten Herzen selbst der Wahrheiten und Geheimnisse spotten, welche sie äußerlich behandeln; und die sich zu einem Priesterthume bekennen, das sie verfluchen, und zu dessen Vertilgung sie sich verschworen haben: solche Priester schänden in unsern Tagen durch Leben und Grundsätze den Altar.

Durch solche Priester und durch die Mitwirkung der andern angegebenen Ursachen muß nothwendig der Verfall der Religion, der Frömmigkeit, der guten Sitten, des Lebens nach Gott nur zu kräftig befördert werden. Die öffentliche Wohlfahrt muß unaussprechlich leiden; ist vielleicht — unerrettbar verloren. Es ließen sich leicht noch mehrere Folgen dieser traurigen Leichtgläubigkeit angeben: aber im Angesichte so ehrwürdiger Männer ist es genug, nur darauf zu deuten. Da wir nun wissen, wie wir in unsere traurige Lage der Religions- und Sittenlosigkeit

gekommen sind, so fraget es sich endlich: Wie wird dem Verfalle der Religion und Sittlichkeit gesteuert?

a) Hebung der Religion durch den Staat ist das Erste, das Bedeutendste, was jenem Verfalle steuern kann. Es ist die Pflicht des Staates, dasjenige gegen Verfolgung, Unterdrückung, Zerstörung zu schützen, was den Grund der Möglichkeit für die Wohlfahrt des Staates enthält. Nur gute Menschen machen die Wohlfahrt des Staates aus: aber gute Menschen sind eine Unmöglichkeit ohne Gott, wie Seneca versichert: Vir bonus sine Deo nemo est. Die Religion kann sich nicht selbst schützen: sie ist aber ein kostbares Eigenthum des Staates, und wenn dieser sich nicht selbst hinwegwerfen will, so muß er die Religion schützen. Ein verachtetes Priesterthum kann die Würde der Religion nicht heben. Ich würde hier Vieles erinnern können, wenn ich nicht auch nur den Schein fürchtete, für die Sache meines Standes zu reden. Nur will ich sagen, was das Heidenthum dem Priesterthum erwiesen hat, um von der Religion und von der auf das Volk wirkenden Furcht der Götter öffentliche Sicherheit und Festigkeit zu erhalten. Die Vestalinnen begleitete ein Lictor cum fascibus — das höchste Staatsehrenzeichen der Römer; wurde ein zum Tode Verurtheilter hinausgeführt, und begegnete einer dieser Priesterinnen, so wurde er von der Strafe befreit. Sie saßen in den Schauspielen oben an, und selbst die Bürgermeister wichen ihnen aus Ehrerbietigkeit auf der Straße aus. Es sey fern, daß ich an dergleichen etwas auch nur gedenke: aber es ist doch ein großer Abstand von den Ehrenbezeigungen der alten Römer bis auf die demüthigenden Neckereien, die oft ein Dorfschultheiß seinem Pfarrer zu machen waget. Der Stand, welcher dem Regenten das Regieren erst möglich macht, indem er ihm Herzen bereitet, die willig sind, sich regieren zu lassen, ist doch immer ehrenwerth!

Da aber Religion durch den Staat nie gehoben werden wird, so lange Gottesfurcht und Religiosität die letzte Eigenschaft ist, worauf man bei Anstellung der Staats-

beamten sieht: so folget daraus, 1) daß man bei Erhebung der Individuen zu Staatsbeamten vorzüglich darauf sehen müsse, ob der Mann ein wahrer Verehrer Gottes und seiner Religion sey. 2) Er wird im Namen des Staates zur Aufrechterhaltung und Beförderung der Religion mitwirken müssen. 3) Beamte des Staates müssen durch ihr öffentliches Beispiel auf die weniger denkende Klasse den Begriff der Heiligkeit und Würde der Religion übertragen. Wenn man religiöse Unterthanen haben will, so müssen jene, welche das Staatsruder führen, selbst gottesfürchtig seyn, oder der Unterthan hat so unrecht nicht, wenn er der Sprache der Verführer glaubet, und die Religion für einen Zaum des Pöbels ansieht. Hier ließe sich noch Vieles erinnern, welches ich der Kürze der Zeit aufopfern muß.

b) Wachsamkeit der Polizei. Die Presse und der Buchhandel müssen von der Polizei mit scharfem Auge beobachtet werden. Die Lesebibliotheken, der bisherige Kanal, wodurch alle verworfene Bücher in Umlauf gekommen sind, und welche vielleicht auch unter der Leitung geheimer Verbindungen stehen, müssen entweder gänzlich aufgehoben, oder unter eine strenge Aufsicht gesetzt werden. — Es darf nicht bloß von der Willkühr und Laune des Künstlers abhängen, welche Kunstwerke sein Pinsel oder Meißel hervorbringen will. Das öffentliche Wohl muß nie von der schmutzigen Phantasie eines Künstlers bekleckset werden können. Die Polizei muß die Mittel wissen, ihn zu nöthigen, nur für Tugend und Sittlichkeit zu arbeiten. — Das Schauspiel gehört unter eine ungleich genauere Aufsicht der Regierungen, wenn es nicht den Antheil, welchen es am Verderbnisse der Sitten hat, um ein Merkliches vermehren soll. — Mir ist kein Staat bekannt, der seine alten Sitten beibehalten hätte, wo die Anstalten der Sinnlichkeit herrschend geworden sind; und im Gegentheile weiß ich keinen, der von den alten Sitten abgegangen wäre, wo sie unbekannt geblieben sind. — Geheime Orden haben uns zu große und traurige Beweise gegeben, welcher böse Geist sie belebe, als daß die Polizei unbekümmert an ihrer Seite schlafen könnte.

c) Der Kunstgriff der Kinder des Tages, den Geist der Zeit zu ihrem Zwecke zu stimmen, muß ihnen von uns abgelernt, und die Verführung mit ihren eignen Waffen niedergeschlagen werden. Schulen, Katechismen, Volksschriften, Volksfeste u. s. w. müssen hierin ihre gehörige Wirkung thun. Mit jedem Stücke Brod müssen unsre Jünglinge die Grundsätze der Wahrheit und Sittlichkeit verschlucken. Es ist eine große Wahrheit: Wir müssen den Geist der Zeit hervorbringen, nicht ihn uns aufdringen lassen; wir müssen ihn lenken, uns nicht von ihm hinreißen lassen.

d) Es müssen mannhafte, von Gott erfüllte Prediger aufgestellt und die Gewissensleitung nur solchen Beichtvätern anvertrauet werden, deren eigene Geistessalbung ein wahres und sicheres Heilungsmittel für die Seelengebrechen werden kann. Hier wird der wohlmeinende Diener der Religion eher weinen als sich näher erklären wollen. Gerade diese beiden ungemein vernachlässigten Verrichtungen sollten die wichtigsten, wirksamsten, wohlthätigsten in der ganzen Religionsanstalt seyn.

e) Um aber den obigen Vorschlag ausführbar zu machen, wird man der jungen Geistlichkeit die gehörige Bildung geben müssen. Zur Bildung gehört ein Bildner. Wer die Stelle eines Bildners der angehenden Geistlichkeit ausfüllt, vertritt eine der wichtigsten Stellen im Staate, der von den Früchten seiner Bemühungen gute Bürger und öffentliche Treue und Glauben erwartet. Nur ein Mann von dem besten Herzen und angemessener Gelehrsamkeit kann hierin dem Bedürfnisse des Vaterlandes entsprechen. Die Aufnahme in das geistliche Erziehungshaus muß mit mehr Auswahl geschehen. Der Staat darf nicht zu leicht in der Aufnahme künftiger Kirchendiener seyn. Selbst die mitstimmenden Geistlichen erinnern sich nicht allemal lebhaft genug an die unentbehrlichen Eigenschaften des künftigen Dieners der Religion. Wo Menschenwohl bewirket werden soll, Menschenwohl davon abhängt, muß alles Mitleiden und sonstiges Wohlwollen gegen Einzelne schweigen. — Angestellte Geistliche müssen mit Ernst und Milde zu einem ihrem

Berufe angemessenen Betragen angehalten werden; man thut gewiß nicht zu viel, wenn man von einem Manne fordert, daß er das sey, was er aus freier Wahl seyn wollte. Ihrer Pflicht und Standesehre vergessene Geistliche müssen mit einer unerbittlichen Strenge behandelt werden. Ich würde rathen, wenn es durch eine kirchliche Verfügung geschehen könnte, mit den Strafen stufenweise bis zur Hinausstoßung aus dem geistlichen Ministerium und Zurücksetzung in den Layenstand vorzuschreiten. Es ist Gottes Sache, Sache der öffentlichen Erbauung: wir können hierin nichts vergeben.

f) Ich würde rathen, die Einwirkung der bis jetzt sich selbst überlassenen Religiosen auf den Staat und Religion zu berechnen; und wenn sie groß und wichtig gefunden würde, darauf dringen, daß sie auch in eben dem Maße nützlich werden müßte. Ich würde rathen, nachzusehen, was bei ihrer Einrichtung noch auf die Umstände der Zeit passet oder nicht. Denn was vor einem halben Jahrtausend sehr gut war, kann etwa jetzt einer merklichen Ausbesserung bedürfen. Ich würde gewissenhafte Männer aus dem Klosterstande darüber hören, und sie verbinden, aus Liebe zur Religion und zum Staate ihre Hände zur besten Benützung dieser würdigen Körperschaften zu bieten. Die ungeheuere Veränderung der Dinge von dem Augenblicke der Stiftung an bis auf unsere Zeiten — würde vielleicht auf Manches führen, welches ohne dem Geiste der Regel Abtrag zu thun, den jetzigen Bedürfnissen der In- und Auswärtigen anpassender gemacht werden könnte. Keine menschliche Anordnung war je für eine ganze Ewigkeit.

g) Um dem Verfalle der Religion und Sittlichkeit zu steuern, müssen endlich die Gemüther sich von einem gemeinschaftlichen Eifer für Religion und ihre Zwecke ergreifen lassen. Alles, was Gottesehre und Menschenwohl betrifft, darf nicht mit träger Kaltblütigkeit behandelt werden. Die Sache ist zu wichtig, als daß ein mattes Bejahen uns dabei von dem Vorwurfe des Hochverrathes an Gottes erhabenem Werke, an der Leitung der Menschheit zu ihrem Zwecke, retten könnte. Ein

wahrer Feuereifer muß geist- und weltliche Beamte zu großen Unternehmungen fähig machen, die von dem einen Theil entworfen, und von dem andern mit kluger Thätigkeit ausgeführet werden. Man darf die Geistlichkeit nicht allein daran hängen lassen. Was gut ist, ist Dienst des Vaterlandes; und wer sein Vaterland wahrhaft liebet, muß Gutes wollen, Gutes befördern. Trocknes Vernünfteln muß unsern guten Willen nicht lähmen. Wer zu viel vernünftelt, ist in Gefahr, nichts mehr zu verstehen; wie jener nichts sieht, welcher sich mit dem wohlthätigen Lichte der Sonne nicht begnüget, sondern in die Sonne selbst sehen will. Die Religion, als Mutter der guten Sitten, muß mit kindlicher Begeisterung geliebt werden. Die Regierungen müssen dem Priesterthume die Hand reichen, und nicht etwa wegen anderthalb Privilegien der guten Sache selbst in den Weg treten, indem sie die Diener derselben darum kränken. Man vergesse diese Kleinigkeiten, und sehe auf das Staatsbedürfniß und die drohende allgemeine Gefahr. — Man belebe die vom Weltgeiste unterdrückte Liebe der Religion; man stelle sich mit Eifer und Erbauung bei dem öffentlichen Gottesdienste ein; man ermuntere sich wechselseitig zu der wahren, Gott gefälligen, innern Frömmigkeit; man mache sie, wie sie es seyn muß, zum Lebenszwecke, und nicht zu einem bloßen Zufalle, der denkende Wesen entehret.

Unter diesen Bedingnissen, deren Unvollständigkeit die denkende, und selbst erfahrne Versammlung leicht ersetzen wird, möchte vielleicht mit Gottes Segen einige Hoffnung seyn, dem Verfalle der Religion und Sittlichkeit zu steuern. So sehr ich aber wünsche, daß die vorgeschlagenen Mittel ihre gute Wirkung thun möchten, so sehr fürchte ich, nach menschlicher Ansicht der Dinge, für den Erfolg. Ich kenne den Leichtsinn unsers Zeitalters zu gut, als daß ich mir viel davon versprechen sollte. Es scheint mir, wir seyen unglücklicher Weise dahin gekommen, daß nur äußerstes Elend und völlige Auflösung der wohlthätigen bürgerlichen Bande uns die Gelehrigkeit der Kinder wieder geben können, indem wir jetzt ganz starr-

sinnig gegen die väterlichen Anordnungen Gottes geworden sind."

* • *

Die Stürme der Revolution brachten auch über seine Gemeinde vielerlei Unheil. Er hielt sie aus, ohne sich von seinen Pfarrgenossen zu trennen, bis ihn ein höherer Ruf von da wegführte. Als in Maynz und Worms die Klubs der sogenannten Patrioten Alles in Verwirrung brachten, gerieth Sambuga in dieselbe Verlegenheit, wie viele seiner Amtsbrüder. „Wem soll ich beipflichten?" so überlegte er die Sache — „Schlage ich mich zur Gemeinde, so kränke ich die Herrschaft und den Bischof; bleibe ich diesen Beiden getreu, dann wird man mich nicht mehr lange als Pfarrer dulden wollen." — — — Rechtschaffenheit, Klugheit und die weise Beschränkung seiner ganzen Thätigkeit auf die Seelensorge hielten ihn in Mitte, daß ihm keine Partei etwas anhaben mochte. . . Mitunter kam er bald bei den Franzosen, bald bei den Preußen in's Gedränge. Allein Verlust und Beschädigung an Haus und Hof weggerechnet, blieb er unverletzt. Einmal hatte sich ein französischer Commissär in seinem Hause versteckt. Die Preußen suchten den Mann auf, fanden ihn aber nicht, nahmen deßwegen den Pfarrer statt seiner mit. Unerschrocken trat der Priester vor den preußischen General Kalkstein und eröffnete, was ihn bewog, dem Commissär das Obdach zu gestatten, (der Mann hatte nämlich dem Orte früherhin große Dienste erwiesen) und sprach so einnehmend, daß der General dem Commissär eben so wenig, als dem Pfarrer etwas zu Leide thun konnte. Unglücklicher Weise war aber der Commissär während der Nachforschung, ohne Wissen des Pfarrers, zum Fenster hinuntergesprungen und hatte sich das Bein gebrochen.

Ueber manche Unfälle, die der Krieg mit sich führet, als Viehseuche, Felderverwüstung ꝛc. hörte man ihn kaum einige Klagen führen. Das sittliche Verderben, das überströmend sich allenthalben ergoß, war die Hauptursache seines Kummers, der ihn nie ganz verließ, so lange Lebens-

athem in ihm war. Doch war es kein träger Kummer, der sein Herz füllte; denn er ließ kein Mittel unbenützt, den Lauf des Verderbens zu hemmen; noch konnte er den Verstand trüben, daß er nicht auf die Wurzel des Uebels eindrang. Vielmehr gerade diese reine Theilnahme seines Herzens an dem Heile der Völker war es, was den Blick des freien Denkers stets auf den Gang und Geist der Revolution hinhalten mußte. In dieser klaren Anschauung konnte er nicht umhin, die Lehren und Warnungen treu aufzufassen, die ihm die Ereignisse des Tages eingaben. In dieser klaren Anschauung machte er diese unglücksschwangere Zeit zur Schule für seine Pfarrgenossen, und schärfte ihnen in seinen Predigten und bei täglichen Anlässen vorzüglich folgende Wahrheiten mit allem Nachdrucke ein:

„Durch Revolutionen werden die Menschen nicht glücklicher. Die Prediger der Empörung sind keine Freunde des Volkes; die Revolutionsfreunde suchen sich selbst, nicht das Heil des Volkes, das ihnen seine Schultern, Blut und Leben leihen muß, damit sie zu ihrer selbstsüchtigen Größe aufsteigen können. Wenn die Unterthanen die Achtung gegen ihre Obrigkeiten wegwerfen, so rufen sie die Unordnung mit Gewalt herbei. Volk, betrachte deine Obrigkeit als Wohlthat; Obrigkeiten, betrachtet euch als Väter des Volkes, und werdet nie seine Bedrücker; lernet eure Verwaltung so einrichten, daß keine gerechten Klagen gegen euch Statt haben! — — durch Vertilgung der Religion wird kein Volk tugendhafter. Wenn der Staat die Religion des Menschen sinken, verfallen läßt, so wird der Mensch zum Thiere herabgewürdigt, und kann unmöglich etwas für seine hohe Bestimmung gewinnen. Ein Staat ohne Religion besteht nicht für die Tugend, denn er kann gar nicht bestehen. . . . Wahre Tugend wird nur durch Religion erzeugt.“

V.

Sambuga's Ruf zum Lehramte bei Sr. königlichen Hoheit, dem durchlauchtigsten Kronprinzen von Bayern.

(Im Jahre 1797.)

Sambuga hatte beinahe zwölf Jahre das Amt der Seelensorge in dem freiherrlich v. Dalbergischen Dorfe Herrnsheim mit Würde und zum Segen seiner Gemeinde geführt, als die Aufforderung an ihn geschah, der ländlichen Einsamkeit, die ihm so lieb geworden, sich zu entziehen, und den Religions-Unterricht des erstgebornen Sohnes des durchlauchtigsten Pfalzgrafen bei Rhein, Maximilian, welcher seit dem Anfange der Revolution Mannheim zu seinem Wohnsitze gewählt hatte, zu übernehmen. Die Pfalzgräfin, die gütigste Fürstin und beste Mutter, mit einem hohen Grade von Religionsgefühle begabt, hatte bei der öfters wiederholten Abwesenheit Ihres Gemahls, und in Hinsicht auf die Weltverhältnisse, die sich damals schon deutlich genug ankündeten, kein größeres, mit so viel unruhiger Besorgtheit und edler Kümmerniß vermischtes Anliegen, als jenes, die Stelle eines Religionslehrers bei Ihrem geliebtesten Sohne auf die beste Weise besetzt zu sehen. Der Hofmeister des Prinzen, Herr v. Kirschbaum, nachmaliger königl. bayerischer geheimer Rath, des Löwen-Ordens Ritter, erhielt als geborner Pfälzer und Erzieher von bewährter Gewissenhaftigkeit den hohen Auftrag, aus der pfälzischen Klerisei denjenigen Priester auszuwählen, den er nach der genauesten Prüfung für den tüchtigsten zum erwähnten Geschäfte halten würde. Kirschbaum fühlte die ganze Wichtigkeit dieser Wahl, und sehnte sich deßhalb, in derselben von einer höhern Weisheit, als die hienieden daheim ist, zum Heile seines Zöglings geleitet zu werden. Dieß sein schönes Vertrauen auf die Providenz konnte nicht leer ausgehen. Denn er erinnerte sich des Predigers Sambuga, der früherhin wohlthätige Eindrücke auf ihn gemacht, ob er gleich des-

selben nähere Bekanntschaft nicht genossen hatte; forschte nach seinem Aufenthalte und nach seinem Charakter, und ward nach vollendeter Erkundigung inne, daß sich für den Pfarrer in Herrnsheim die Urtheile der besten, weisesten Männer vereinigten. Sogleich schlug er denselben der hohen Herrschaft vor, mit der vollen Ueberzeugung, daß er zu der bestimmten Stelle keinen tüchtigern Mann hätte finden können, und hielt sich hiemit seines Auftrages entlediget. Das durchlauchtigste Fürstenpaar, durch eigene Nachforschung*) und vorzüglich durch das Zusammenstimmen so vieler rechtschaffener Männer bewogen, begehrte hierauf von dem Minister Freiherrn v. Dalberg den Pfarrer von Herrnsheim zum Religionslehrer für den durchlauchtigsten Erstgebornen. Dalberg, der den vortrefflichen Mann am besten zu würdigen verstand, und wohl vorhersah, was seine Gemeinde an ihm verlieren würde, der aber auch die großen Hoffnungen, die auf dem Prinzen ruheten, und die Wichtigkeit des Berufes, zur religiösen Bildung desselben mitzuwirken, nicht unbeachtet lassen durfte, konnte der an ihn gemachten Forderung seine Einwilligung nicht versagen — ein Opfer, das die Liebe des Ministers zu den durchlauchtigsten Verwandten seines Churfürsten und Herrn Carl Theodors beurkundet.

In nicht geringere Verlegenheit gerieth Sambuga selbst, da die erste Aufforderung an ihn geschah. Er faßte die hohe Bestimmung des fürstlichen Zöglings in's Auge; sein Herz pochte ihm stark für die Wünsche und Bedürfnisse seiner Pfarrkinder, von denen er sich trennen sollte. In einer Hand wog er die Verborgenheit des

*) Sambuga erzählte einem seiner Freunde: „eine Kinderlehre, die er in Mannheim gehalten, wäre als Manuscript von Hand zu Hand umhergegangen, und in dieser Wanderschaft auch in das Kabinet der Pfalzgräfin gekommen, und diese Kinderlehre hätte dem Mutterherzen die erste Stimmung für Sambuga gegeben." Demnach mußte der Vorschlag des Herrn von Kirschbaum in einem schon vorbereiteten Gemüthe um so leichter Eingang finden.

ländlichen Lebens, die seinem Herzen so theuer war, in der andern den Glanz (das Glatteis) des fürstlichen Hofes. — — — In heißen Gebeten rathschlagte er mit Gott, in vertraulichen Gesprächen mit seinen Freunden, in verschwiegenen Monologen mit sich selbst. Endlich faßte er den Muth, Ja zu sagen, und schied von seiner Gemeinde, ohne sich von ihr zu trennen. Denn er blieb nach dem Wunsche des Freiherrn v. Dalberg Pfarrer, und ließ seine Pfarrei durch einen frommen, gebildeten Priester verwalten, der früherhin als Kaplan sein treuer Amtsgehülfe gewesen, und nun als bewährter Freund auch sein Pfarrvikar werden sollte. Bis diese Angelegenheit, die Aufstellung eines Pfarrverwesers, ganz im Reinen war, konnte Sambuga nicht am Hofe erscheinen, und eben diese Verzögerung war es, was Andersdenkende wider ihn benützten. Anonyme Briefe suchten den im Sinne des Evangeliums aufgeklärten Mann der Intoleranz und einer übertriebenen Religiosität zu beschuldigen. Doch ohne Erfolg. Denn der Edle, an den diese Beschuldigungen gerichtet waren, hat sie, ohne einen Laut davon vernehmen zu lassen, oder nach ihrer Quelle zu forschen, geradezu vernichtet. Sambuga hatte also Gegner, die ihn von seiner Stelle gern verdrängt hätten, ehe er sie angetreten.

Die durchlauchtigste Frau Pfalzgräfin hat indeß den von ihr gerufenen Religionslehrer bei ihren Kindern nicht mehr sehen können, dafür aber die Gewißheit jenseits des Grabes mitgenommen, daß sie auch hierin kein anderes Augenmerk hatte, als ihre mütterliche Pflicht vollkommen zu erfüllen. Und so konnte Sie nach einem schönen Leben, reich an Thaten der Güte, wie ein schon halb verklärter Engel, zwar schwer athmend, aber doch in diesem ernsten Momente noch mit dem Ausdrucke des Wohlwollens ihre Umgebung anlächelnd, ruhig vollenden. — Ihr Andenken stirbt nicht.

Die Mutter war begraben — Sambuga kam, und so lange sich der Hof zu Rohrbach bei Heidelberg aufhielt, konnte er, ohne den Pflichten des Religionslehrers bei den fürstlichen Kindern Abbruch zu thun, noch in fort-

dauernder Verbindung mit Herrnsheim bleiben, und die Pfarrverwaltung durch seinen Stellvertreter, deren Anfang in das Jahr 1797 fiel, ohne sonderliche Beschwerde fortsetzen. Allein, da der 16. Hornung 1799 Carl Theodor in die Ewigkeit und Maximilian Joseph als Churfürst von Pfalzbayern nach München rief, und mit dem Churfürsten der ganze Hof und mit den Kindern auch ihr Religionslehrer nach München versetzt ward; da bald darauf die durch den Krieg herbeigeführte Sperrung des Rheins den Verkehr des Pfarrers mit seiner Gemeinde, den sein Aufenthalt in München schon erschwerte, vollends unterbrach; so fand er sich gedrungen, sein Verhältniß, in dem er als Hirt und Führer zu Herrnsheim stand, ganz aufzuheben, und von seiner Heerde einen Abschied zu nehmen, der den Vater von seinen Kindern nicht mehr bloß fern hielte, sondern wirklich trennete:

Meiner in Christo innigst geliebten Gemeinde Herrnsheim.

Wertheste Gemeinde von Herrnsheim, mein Ruhm vor Gott!

Ich bedaure sehr, daß dein Schreiben an mich, worin ich ungleich mehr Denkmale der Liebe finde, als ich je verdienen konnte, durch die Weite des Weges zurückgehalten worden, und so spät an mich gelanget ist! Das Ausbleiben meiner Antwort war demnach nicht Unachtsamkeit auf die Herzensergießung einer Gemeinde, welche in ihrer Liebe zu mir mein Verdienst weit übertrifft, und sich selbst einer weit größern Achtung würdig zeiget, als ich zu erweisen fähig bin, sondern es war Unvermögen, eher zu antworten.

Du erinnerst dich, liebste Gemeinde! der vergangenen Jahre, wo ich das Glück genossen habe, dir anzugehören, und wo du mich als deinen Pfarrer und Besorger deiner geistigen Anliegen ehretest, welche wohl die wichtigsten Gegenstände für jene sind, welche begreifen können, daß sie aus etwas mehr, als aus einem Körper bestehen. Ich bekenne es gern, daß mich Gott nicht ohne

guten Willen zu dir gesendet hat; aber das Wenige, was ich vermocht habe, blieb weit hinter dem zurück, was ich gern geleistet hätte. Ich habe so sehnlich gewünscht, eine vollkommen Gott ergebene und ganz dem Geiste Christi und seines Evangeliums gesinnte Gemeinde bilden zu können; wahre Gottes- und Tugendliebe, diesen lebendigen Sinn Christi als das schönste und reichste Erbtheil der Familien in alle Häuser einzuführen, und jede, durch Sinnlichkeit und Weltliebe in den Weg gelegten Hindernisse des geistlichen Sinnes und Lebens hinwegzuräumen; aber ich war zu schwach, meinen Wunsch überall in volle That zu verwandeln, und meine geringe Kraft ist endlich an dem unglücklichen Felsen der bürgerlichen Unruhen gänzlich gescheitert. Doch du verdienst es, gute Gemeinde! daß ein Würdigerer als ich seine Kräfte an dir versuche; und ich werde Gott bitten, daß Er ihm den Segen verleihen wolle, dessen ich nicht würdig war.

Mir werden einmal die Tage gewiß unvergeßlich seyn, welche ich in deiner Mitte verlebet habe! Weder der Reichthum des Hofes, noch das Geräusch des Hoflebens, noch der Glanz der Ehrenstellen werden den Eindruck bei mir auslöschen, den das neid- und kummerlose Leben, welches ich bei dir geführet habe, auf mich gemacht hat. In den zwei Jahren, welche ich am Hofe nunmehr zugebracht habe, ist es immer noch Erholung für mich, wenn ich an eine Gemeinde denke, die mir ergebener war, als ich je erwarten durfte, und an eine Gegend, welche Fruchtbarkeit des Bodens, einen freundlichen Himmel und gute Menschen von der Vorsehung zu ihrem Antheile erhalten hat. Mich kann bei der ganzen Sache nichts beruhigen und tröſten, als daß ich die Schuld dieser Trennung, wie du wohl weißt, nicht trage, sondern daß sie sich, ohne mein geringstes Beiwirken, durch einen Beschluß der Vorsehung gemacht hat.

Meine Trennung von dir, l. G., wird mir um ein Merkliches weniger schmerzhaft fallen, wenn ich hören werde, daß du in der Wahrheit und Gottergebenheit fortwandelst. Wenn nur Der in dir lebet, den ich mich so oft auszusprechen bemühete; der aber eine kräftigere

Stimme forderte, um mit Würde und Nachdruck genannt zu werden, als die meinige war! Wenn nur wahre Tugend und Frömmigkeit sich in dir fortpflanzen, an deren geheiligte Wurzel ich wohl hie und da etwas meines Schweißes goß, der aber nicht hinreichte, sie bis zu fruchttragenden Bäumen hinauf zu nähren. Das Wachsthum und Gedeihen ist freilich nur Gottes Werk: Er gebe es und werde verherrlichet! Die Welt nenne nur Ihn, und unser Name werde vergessen, wie der Traum bei dem Anblicke der Wahrheit!

Darf ich noch eine Ermahnung an dich wagen, l. G., so behalte die für die jetzigen Tage goldene Regel:

Handle nie, wie es dir von außen nicht verwehret wird, sondern wie du es vor dem Richterstuhle deines eigenen Gewissens, im Angesichte des geheiligten Evangeliums, auf welches du getaufet bist, und vor dem Alles umfassenden, allwissenden Gott verantworten kannst!

Gott und Gewissen waren ja vor aller bürgerlichen Veränderung, und diese darf in den Verhältnissen zu jenen nichts verändern. Alle bürgerlichen Einrichtungen waren schon oft anders und anders, und können auch wieder anders werden; aber Gott war ewig, und das Gewissen war so lang als Menschen sind; und weder an Gott, noch an dem Gewissen wird je eine zeitliche Veränderung etwas verwischen können. Bleibe darum standhaft in deinen Verhältnissen zu Gott: wandle unveränderlich in dem Lichte des Evangeliums, und berathe dich, bei allen deinen Entschließungen, mit deinem Gewissen vor Gott!

Sage, liebe Gemeinde, deiner Jugend, daß ich fortfahre, sie zur Unschuld und Unverdorbenheit zu ermahnen! Sie wolle ja dem Worte Freiheit keinen falschen Sinn unterlegen. Wir können nur etwa frei von einer Gattung der äußern Obrigkeit werden: aber — an Gott und Gewissen sind wir ewig gebunden! Was Gott und das von Ihm gesetzte Gewissen gebieten, davon kann das Gesetz der bürgerlichen Freiheit nicht lossprechen. Sie fahre fort (eure Jugend nämlich) am geheiligten Altare mit dem Genusse des wahren Himmel-

melbrodes die Gesinnungen Dessen in sich zu erhalten, der sich nur darum uns in Allem gleich gemacht hat, damit wir von Ihm lernen möchten, wie wir seyn müssen, wenn wir es werth seyn wollen, seine Kinder zu heißen.

Fürchte nicht, gute Gemeinde! daß du mich nicht mehr sehen werdest. Ich bin überzeugt, daß ich mein Vaterland, wenn Gott mir das Leben fristet, oft wieder sehen werde: und dann soll es mir allezeit eine wahre Angelegenheit und die seligste Freude seyn, dich zu besuchen, und mein Herz mit dir zu theilen. Lebe unterdessen unter Gottes Schutze wohl! Erlebe Tage, wobei du die schweren Stunden der ausgestandenen Trübsale wieder vergessen könnest! Ich hoffe, sie sollen näher seyn, als man glaubet. Gott leite dich, und den, der sich mit unauslöschlicher Liebe nennet Deinen geringen Freund und Diener

München, den 3. April 1799.

Sambuga.

VI.

Sambuga, wirklicher Lehrer des Kronprinzen.

Sambuga fieng, nicht tappend und wie auf Gerademohl, sondern nach Grundsätzen, die in seiner Seele lichthell geschrieben standen, das Geschäft der religiösen Bildung an. Er wußte genau, was er wollte, und konnte sich an jedem Abende die bestimmteste Rechenschaft geben — von seinem Tagewerk.

So besonnen, so fest hinblickend auf das Ziel, gieng er auf der neuen Bahn einher.

Zwei Grundzüge waren es besonders, die er dem Kronprinzen tief einzubilden, zwei, die er an ihm vollständig auszubilden strebte, die Liebe zu seinen Bayern und die Liebe zur Religion seiner Väter. Und man sollte denken: Vaterland und Mutterkirche wären allerdings die Kleinodien, die als Heiligthum der höchsten Liebe und Achtung des zarten Gemüthes nahe gelegt und als Heiligthum mit erster Treue bewahrt zu werden verdienten.

In Ein- und Ausbildung dieser Grundzüge des Prinzen vergaß der kluge Mann nicht, den Geist der Zeit scharf in's Auge zu fassen und im Auge zu behalten. „Denn," sagte er, „wer über ein Volk, welches von dem Zeitgeiste, das ist, von dem, was in dem Zeitgeiste falsch, böse, verderblich ist, mehr oder weniger angesteckt wäre, als Regent herrschen sollte, und als königlicher Arzt es davon heilen wollte, der müßte erstens: über dem Volke stehen; zweitens: von dem Gifte der Zeit unangesteckt geblieben seyn. Dieses Erhabenseyn über die Denkart, dieses Freiseyn von der Krankheit seines Zeitalters seyen die höchsten Bedürfnisse und die höchste Würde des Kronprinzen."

Wahrlich eine Sprache, die nicht immer gehört wird in den Pallästen der Großen!

Eine Sprache, die auch in guten Schriften von Erziehung der Prinzen selten oder nie gelesen wird!

Dieser feste Hinblick auf die Schwächen, Krankheiten des Zeitalters war dem Lehrer des Kronprinzen um so unentbehrlicher, je weniger der herrschende Zeitgeist seine Blöße, das ist, seine Centrifugenz von den ewigen Ideen der Religion und Gerechtigkeit zu verbergen im Stande war.

Dieser feste Hinblick des Lehrers auf die Schwächen, Krankheiten des Zeitalters hat in den letzteren Erscheinungen, in jener großen Weltumänderung, die Sambuga noch erlebte, seine volle Rechtfertigung erhalten, indem fast ganz Europa sich genöthiget fand, einige Schritte rückwärts zu thun.

Also: Liebe zur Religion und Liebe zu seinem Volke, zu seinem Vaterlande waren das vornehmste Augenmerk des Lehrers, dem er nur noch die stete Hinsicht auf die Bewegungen des krankhaften Zeitgeistes hinzugesellte.

In der wirklichen Ein- und Ausbildung jener zwei Grundzüge schlug aber Sambuga einen Weg ein, den wohl die wenigsten Lehrer in Bildung der Prinzen einschlagen würden, und auch die wenigsten einschlagen könnten.

Ich will es gerade heraussagen: Sambuga fieng jene Ein- und Ausbildung der zwei Grundzüge damit an, daß er nicht bloß die Gefühle für Religion und Vaterland anregte und stärkte, sondern zugleich das Selbstdenken des Prinzen weckte, das Selbstdenken förderte, das Selbstdenken auf die wichtigsten Angelegenheiten unsers zeitlichen Daseyns und des ewigen Seyns hinlenkte und darauf festhielte; und wie der Erzieher selbst einen lebendigen Hunger nach klarer Anschauung, nach enthülltem Bewußtseyn in sich fühlte, so säumte er nicht, diesen edlen Hunger in seinem königlichen Zöglinge zu regen und zu stillen.

Sambuga gieng in jedem Unterrichte, so viel es das Alter des Zöglings tragen konnte, entweder von der Vernunft aus, oder kam wenigstens jedesmal darauf zurück, und begnügte sich nirgends mit bloßer Autorität, wohl wissend, daß die Prinzen, wie sie durch Einflüsse obenan stehen werden, so auch durch Einsicht obenan stehen sollen. Und gerade in dieser Bildung des Selbstdenkens war Sambuga sonderlich gewandt, und seines Stoffes Meister, wie die Proben des Unterrichts zeigen werden, und gerade in dieser Bildung des Selbstdenkens ward er am meisten verkannt. Denn, weil sein Sinn für Frömmigkeit entschieden war, so glaubte man, müßte es auch entschieden seyn, daß er an Kenntnissen zurück wäre. Andere dachten wohl gar, weil er Katholik, und ein eifriger Katholik, weil er ein Priester, und ein orthodoxer Priester wäre, so könnte es in seinem Kopfe nicht richtig hergehen. Allein, wie sehr man sich in diesem Urtheile übereilet habe, und daß es durchaus unrichtig sey, wird §. II., wo von seinem Charakter die Rede seyn wird, klar genug einleuchten. Hier nur einige Proben seines Unterrichtes.

A.

Von dem Unterrichte, den er in Rohrbach dem Prinzen gab, hielt er sich vom 4. März 1797, wo er sein Amt antrat, bis zur Reise nach Bayern ein Tagebuch, worin er seine Conversationen mit dem Prinzen

und seine Bemerkungen über ihn aufzeichnete, um sich das Bewußtseyn seiner Arbeiten auch für die spätere Zukunft, die sonst die Gegenwart fast ganz in dem weiten Schooße der Vergangenheit begräbt, zu sichern. „Dieß Tagebuch," schreibt mir Freund C. K., „kam in meine Hände, ich machte Auszüge daraus, und sende sie dem Biographen." Die sichersten Proben seiner Lehrweise sind wohl eben die

Auszüge aus seinem Tagebuche.

1.

Maßstab zur Unterscheidung wahrer Grundsätze und guter Freunde.

Mein lieber Prinz! Ihr gutes Herz läßt mich vermuthen, daß es Ihnen nicht gleichgültig seyn kann, wie Sie aufwachsen, wie Sie die von Gott erhaltenen Kräfte benützen, wie Sie einst die von Gott Ihnen zugedachte hohe Bestimmung antreten werden? A. Gewiß ist es mir nicht gleichgültig. F. Sie werden einsehen, daß nicht ein jeder mögliche Weg zum Ziele führe, nicht ein jeder Rath der beste sey, nicht eine jede Art zu leben die Ihnen angemessenste? A. Ich sehe dieses Alles ein. F. Sie werden einsehen, daß es an Abwegen nicht fehle, auf welchen Sie verirren können? A. Ja. F. Sie werden einsehen, daß ein jeder Irrthum, in welchen Sie geführt werden, traurige Folgen für Sie, und vielleicht noch traurigere für die Menschen haben könne, welche von Ihnen abhangen? A. Ja. F. Unter allen möglichen Wahlen, welche Sie in Ansehung ihrer Grundsätze, ihrer künftigen Lebensart machen können, kann aber nur eine die wahre, Ihrer würdige, Ihrem Berufe angemessene seyn? A. Ja. Unter allen kann nur eine wahr und gut seyn. F. Ohne Zweifel erkennen Sie es als Ihrer würdig, den Merkmalen nachzuforschen, woran Sie mit Sicherheit erkennen, ob die Grundsätze, welche man Ihnen beibringt, die Wege, welche man Sie führet, Ihrer Menschenbestimmung und Ihrem hohen Berufe entsprechen, oder nicht? A. Ja, ich erkenne es. F. Dieses Merkmal müßte für Sie in dem

Laufe Ihres Lebens das seyn, was die Magnetnadel dem Schiffer auf dem weiten Meere ist? A. Ja. F. Ihr Leben, mein Prinz! ist die Schifffahrt auf einem moralischen Meere. Es giebt darauf einladende Buchten, in deren Grunde Felsen liegen, woran man scheitert; es giebt trügende Winde, die sich in Sturm auflösen; es giebt wilde Ströme, welche Segel und Ruder unbrauchbar machen, und Schiff und Schiffer gegen ihren Willen hinreißen. Finden Sie dieses nicht bedenklich? A. Ja, mein Leben ist eine Schifffahrt auf einem moralischen Meere; ja es giebt darauf, was Sie gesagt haben. F. Die lockenden Buchten, mit den wohlriechendsten Blüthen bestreuet, mit Kokus- und Palmbäumen gekrönt, sind die im Schmucke der Dichtkunst und Beredtsamkeit vorgetragenen Grundsätze, unter welchen der gefahrvolle Fels liegt, woran Tugend und Wohlfahrt scheitern. Und was drohet dem Herzen, das sich von denselben einnehmen läßt? A. Dem Herzen, das sich von denselben einnehmen läßt, drohet Untergang. F. Die täuschenden Winde, welche Vorboten des Sturmes sind, die sind die Schmeichler, welche auf der einen Seite in Sorglosigkeit einwiegen, und auf der andern das Volk zum Aufstand und Empörung reizen. Was drohet dem Schiffe, welches sich diesen überläßt? A. Dem Schiffe drohet Untergang. F. Die Wasserströme, welche Segel und Ruder unbrauchbar machen, sind die Leidenschaften der Menschen, welche die Wirkung ihrer Vernunft und der Gesetze Gottes bei ihnen lähmen; was drohet demjenigen, der sich den blinden Leidenschaften überläßt? A. Ihm drohet Untergang. F. Das Leben des Menschen wäre also ein gefahrvolles Meer? A. Ja. F. Ist dieses eine fabelhafte Vorstellung, oder ist es Erfahrung? A. Nein; gewiß ist dieses keine fabelhafte Vorstellung, sondern durch Erfahrung und Geschichte bestätiget. F. Es muß aber doch ein Mittel geben, wodurch ich mich verwahren kann, daß ich nicht durch falsche Rathschläge, durch unrichtige Maximen, durch verkehrte Grundsätze irrgeleitet werde? A. Freilich: es muß ein solches Mittel geben. F. Es muß darum unser vollkommen würdig, und strenge Pflicht seyn, dieses Mittel

zu suchen? A. Ja. F. Sie werden es auch mit Begierde ergreifen, wenn Sie das Glück haben, es zu finden? A. Ja. F. Nun hören Sie, mein lieber Prinz! Ich werde Ihnen dieses Mittel nicht selbst angeben; damit Sie nicht etwa für jetzt wenigstens denken möchten, es sey von mir erdacht. Sie sollen und müssen es selbst finden. Fühlen Sie, daß dieses die Sprache der Redlichkeit und der guten Sache ist, welche ich führe? A. Ich fühle es. F. Nicht wahr, ein denkendes Wesen kann durch nichts mehr entstellt werden, als wenn es so handelt, daß man sieht, es denke nicht, und es bediene sich seiner Vernunft nicht? A. Ganz gewiß. F. Ein solches Wesen machte sich seiner selbst unwürdig? A. Ja wohl. F. Und wer heißt Sie, dieses Urtheil über ein solches Wesen sprechen? A. Ich selbst. F. Mein Innerstes fordert also von mir, daß ich so handle, wie es meiner würdig ist, zu handeln? A. Gewiß; es fordert von mir u. s. w. F. Handle immer, daß es deiner würdig sey, ist also ein Befehl, der in uns selbst liegt? A. Ja, dieß ist ein solcher Befehl ꝛc. F. Und wer giebt mir diese Lebensmaxime? A. Gott giebt mir sie in meiner eigenen Vernunft. F. Eine jede Handlung, welche Sie sich erlauben, muß also Ihrer würdig seyn? A. Ja, eine jede. F. Ein jeder Rath, welchen Sie annehmen, muß Ihrer würdig seyn? A. Eben so. F. Ein jeder Freund, der Ihnen die Hand reicht, muß Ihrer würdig seyn? A. Gewiß. F. Kann es die Vernunft rechtfertigen, wenn ich so handle, wie es mich ankommt? A. Nein. F. Kann sie es rechtfertigen, wenn ich mir von meiner Handlung keinen andern Grund angeben kann, als, weil ich so gewollt habe? A. Gewiß wäre das ein schlechter Grund. F. Was spricht unsre Vernunft von der Widersetzlichkeit und dem Ungehorsam? A. Daß sie unser nicht würdig sind. F. Was sagt sie vom Trotz und von der Laune? A. Daß sie unser nicht würdig sind. F. Was sagt sie von unsrer Abneigung, unsre Willkür dem Gesetze zu unterwerfen? — Was sagt sie von dem Sträuben der Sinnlichkeit gegen die Grundsätze der Wahrheit und Tugend? A. Daß sie unser nicht würdig sind.

F. Der Grundsatz, welchen wir demnach zur Richtschnur unsers Lebens annehmen müßten, heißt also? A. Handle immer, daß du deiner selbst würdig bist! F. Und wie sind wir auf diesen Grundsatz gekommen? A. Durch richtiges Denken. Diesen Befehl geben wir uns selbst. F. Und der könnte also kein Betrüger, sondern müßte nothwendig ein echter Freund von Ihnen seyn, der Sie lehrte, Ihrer würdig zu handeln? A. Gewiß dieser müßte ein echter Freund von mir seyn.

Lassen Sie sehen, ob nicht auch die Erfahrung auf einen Grundsatz führe, der uns zur Leitung auf der Lebensreise dienen könne. Handeln Sie unweise, wenn Sie auf die Früchte des Baumes sehen, um zu wissen, ob er gut oder schlecht sey? A. Nein. F. Wenn eine Handlung nothwendige, unausbleibliche Folgen hat, können sie uns nicht den Werth oder Unwerth der Handlung verrathen? A. Ja. F. Ich bin z. B. durch das vernünftige Denken darauf gekommen, daß Sanftmuth, Mäßigkeit, Selbstbeherrschung, die die sinnlichen Triebe dem Gesetze unterwirft, gut sey: könnte ich nicht auch aus den nothwendigen, unausbleiblichen, wohlthätigen Früchten dieser Tugenden inne werden, daß sie ein guter Baum seyn müßten? A. Ich könnte das. F. Wie lerne ich aus Erfahrung das Verdienst eines Freundes kennen? A. Durch seine Thaten und ihre unausbleiblichen Folgen. F. Wie erprobt sich die Zuverlässigkeit eines Rathes durch Erfahrung? A. Durch seinen Ausgang, in sofern dieser als eine unausbleibliche Frucht auf den guten Baum zurückweiset. F. Wie kann mich die Erfahrung in dem Glauben an die Wahrheit einer Lehre bestätigen? A. Durch ihre Hinleitung zum Guten und Rechten. F. Also wäre die Erfahrung die zweite Führerin in dem gefährlichen Laufe unsers Lebens? A. Dieses wäre sie. F. Also hätten wir zwei Grundsätze, wodurch wir sicher auf dem Wege der Wahrheit und Tugend geleitet werden? A. Vernunft und Erfahrung. F. Und worauf wollen Sie also, mein Prinz! bei der Anordnung Ihres Lebens, bei den Bestimmungen, die Sie ihm geben, künftig sehen? A. Auf das, daß ich immer meiner würdig handle, und

auf Erfahrung. F. Also empfiehlt sich eine jede gute Lehre, ein jeder guter Freund, ein jeder guter Rath durch sich selbst? A. Meistens durch sich selbst. F. Also hätten wir das Mittel gefunden, wie wir bei der Anordnung unsers Lebens fremden und eigenen Betrügen vorbeugen können? A. Dieses Mittel ist gefunden! F. Sie fühlen Sich nun durch dieses einfache Mittel in Stand gesetzt, mancherlei Gefahren der Verführung zu entkommen? A. Ja. F. Sie werden nun der Vorsehung kindlich danken, die Ihnen einen so richtigen Maßstab in die Hände gegeben hat, wodurch Sie mit vieler Gewißheit gute Freunde und wahre Grundsätze unterscheiden können? A. Ich werde der Vorsehung kindlich danken. F. Sie werden die Vorsehung bitten, daß sie Ihr Herz zur treuen Anwendung dieses Mittels leiten und Sie dadurch zum Ziele führen möge? A. Ich werde sie darum bitten. F. Denn es kommen doch alle gute Gaben von Gott? A. Von dem Guten das Gute.

2.

„Was es heiße: Fürst seyn."

Fürst seyn heißt: sich ganz dem Wohle seines Landes hingeben. Wer diesen Gedanken nicht fassen kann, ist des hohen Berufes unwürdig. Wer unter Fürst sich nichts anders denkt, als tausend Pferde im Stalle haben; noch mehrere Hunde auf der Jagd bellen hören; hunderttausend Krieger vor sich paradiren sehen; Komödianten, Tänzer, Sänger ohne Zahl zum Dienste seiner Sinnlichkeit haben; im Kreise von Komödien, Opern, Bällen, Concerten leben u. s. w., der denket sich nicht einen Fürsten, sondern das Verderben seines Volkes. Alles, was nicht geistig-groß ist, oder einen geistig-großen Zweck hat, ist des Fürsten unwürdig. Er muß denken, damit Andere arbeiten können. Er muß wachen, damit Andere sicher ruhen; für sich mäßig seyn, damit Andere im Wohlstande leben u. s. w. Des Fürsten Tagesordnung darf nicht Abwechslung von Vergnügungen seyn, und wer sich getraute, demselben einen Zettel von Abwechslungen der Vergnügungen eines jeden Tages anzubieten und vorzulegen,

sollte als ein Verräther am Vaterlandswohle angesehen, und als Verführer des Fürsten der öffentlichen Verachtung preisgegeben werden. Darum sind jene Leute die erklärtesten Feinde der Fürsten, welche unter dem Scheine der Anhänglichkeit und des Wohlwollens ihm sagen: Sie ermüden sich zu sehr, gnädigster Herr! für diese, für jene Arbeiten haben Sie ja Ihre Beamte und Räthe; Sie müssen sich zerstreuen, für Ihre theuerste Gesundheit (gewiß theuer, wenn er Vater des Volkes ist, und euch Schmeichler weniger liebt, als seine Kinder) sorgen; Sie müssen genießen; das ganze Land ist ja ihr Eigenthum u. s. w. Fürst! diesen Leuten ist es nicht um dich, sondern um sich selbst zu thun. Es sind Schwelger, welche dir den Verführungskelch mischen; damit sie ihn desto sicherer mit dir trinken können. Du bist der Vorwand, sie sind die Absicht; du die Spielkarte, sie der Zweck des Spieles.

Damit schließe ich mäßige, tugendhafte Freuden nicht aus. Wer arbeitet, muß seine Erholungsstunden haben; wer fürstlich arbeitet, dem gebühren fürstliche Erholungsstunden. Merken Sie sich, daß eine jede Ergötzung eine Erholung seyn muß. Wer keine Erholung verdienet hat, dem gebührt auch keine Ergötzung. Genießen, was ich nicht verdient habe, da, wo ich es hätte verdienen sollen, ist eine Art Raub; durch bloße Geburt kann ich nichts verdienen. Wenn mich meine Geburt in die Arme einer reichen Mutter gelegt hat, so giebt mir dieses kein Recht, in dem Vermögen meiner Eltern zu schwelgen, und die mich umgebende Welt zu weiter nichts zu gebrauchen, als die Gegenstände meiner Begierlichkeit herbeizuschaffen. Will ich den Genuß meiner reichen Besitzungen rechtfertigen, so muß ich ihn zu verdienen suchen; und je größer meine Besitzungen sind, desto höher müssen meine Verdienste steigen, wenn ich mir nicht den bittern Vorwurf machen soll: Ich ernte, wo ich nicht ausgesäet habe; genieße, wo ich nicht gearbeitet habe.

Der Fürst muß sich daran gewöhnen, das Volk nicht als sein Eigenthum, sondern als Eigenthum Gottes zu betrachten. Der Fürst wird Herr genannt; nicht sowohl weil es Menschen giebt, welche Herren, und andere, welche

Diener sind, als weil er den einzigen Herrn der Schöpfung, Gott, vorstellt. Darum muß sich kein Fürst an den Gedanken gewöhnen: „Es muß geschehen, was er will," sondern es muß geschehen, was er im Namen Gottes wollen kann. Sie müssen also sich jetzt schon, lieber Prinz! angewöhnen, zu wollen, was vernünftig ist; vernünftige Vorstellungen gern anhören, und ein belehrendes oder erbauendes Wort für eine schöne Erwerbung halten. Da alle Fürsten die Sache Gottes führen, so können sie nicht sich selbst hören, ohne Gott untreu zu werden. Die Vernunft und die erwiesenen Offenbarungen sind Gottes Stimme, und er handelt nur dann im Namen Gottes, wenn er sie höret, und sie sich zum Leitfaden nimmt. Er darf darum dem Rathe der Schmeichler und Intriganten sein Ohr nicht preis geben; weil ihn diese von den Wegen Gottes hinwegzaubern würden.

Ich setzte mit Bedacht hinzu: Er soll aber auch dem ungeprüften Rathe der Geistlichen nicht folgen; weil auch sie Menschen sind, und unter dem Vorwande des Willens Gottes ihre Leidenschaften unterschieben könnten. Wenn der Fürst denken will, so wird er auch unter dem Scheine der Religion nicht getäuscht werden können. Gottes Wille liegt ja in uns und in den göttlichen Schriften; was uns und dem Worte Gottes fremd ist, darf er beherzt als bloß menschlich auf die Seite legen u. s. w.

Der Prinz nahm diese Lehre so gut auf, daß ich Hoffnung habe, sie werde einst Früchte hervorbringen. Ich gestand Ihm frei, daß ich nicht geglaubt habe, es bei Ihm so bald bis zu diesem Grade der Ueberzeugung zu bringen.

* * *

Heute, den 6. Sept. 1798, gieng ich mit dem Prinzen im Garten umher, da fragte er mich, welche Art der Regierung ich für die beste halte. Hierauf antwortete ich ihm: Daß ich bei Ihnen bin, mein Prinz! dieses zeugt schon von meiner Ueberzeugung in Ansehung dieser Frage. Ich habe jenseits noch eine Pfarrei und könnte alle Tage dahin zurückkehren, wenn ich eine andere Regierungsart vorzöge. Das unvergeßlich Angenehme und Wohlthätige

der väterlichen Gewalt, unter welcher ich mich einst so glücklich fühlte, giebt mir eine große Vorliebe für Alles, was mit derselben Aehnlichkeit hat. Dieser so geliebten väterlichen Gewalt kommt die fürstliche Regierung am nächsten. Hat der Fürst ein wahrhaft väterliches Herz, so gleichet seiner Regierung keine der übrigen. Alle seine Verordnungen haben das Gepräge der Vaterliebe, und wir behalten die so süßen Kindesgefühle noch bei, wenn wir schon Greise sind. Unter einer solchen Leitung dünket es uns, wir seyen immer noch im väterlichen Hause. Hierin verderben es manche Fürsten durch beleidigenden Stolz, durch eine drückende Herrschsucht, durch das unnöthige Entwickeln ihrer Uebermacht, durch Prachtliebe und Verschwendung u. s. w. Man vergißt, daß man unter einer väterlichen Regierung stehe, weil der Fürst vergessen hat, daß er Vater ist. Der Regent muß die Worte Fürst und Landesvater wohl unterscheiden. Fürst ist er vorzüglich in Bezug auf Auswärtige; Vater in Bezug auf alle Bewohner seines Landes u. s. w.

* * *

Der Prinz fragte mich: „Wie es geschehe, daß Fürsten oft bei dem besten Herzen so schlechte Maßregeln ergreifen?“ Darauf bemerkte ich Ihm: Man schmeichelt den Fürsten von Kindheit an, sie sehen sich und die Welt kaum mit andern Augen, als mit solchen, welche durch diese fremde Einwirkung geblendet sind. Da die Sinnlichkeit nothwendig die ausgebildetste Kraft an ihnen werden muß (denn was am meisten in uns und durch uns wirkt, das wird zur größten Fertigkeit), so entfernt und verringert sich das Reich der Vernunft in dem Maße, wie jenes erweitert wird. Schönschwätzer, Zeitvertreiber, Erfinder neuer Arten des Genusses ziehen ihre ganze Aufmerksamkeit und Gnade an sich. Dieß ist Aufforderung genug, vor ihnen nur von dem zu sprechen, was gefällt; nicht, was wahr und recht ist. Männer, welche nur Wahrheit zu reden im Stande sind, werden als harte Köpfe entfernet, und entfernt gehalten. Man sieht sie als widerliche Sauertöpfe an, in welchen nur Tadel und

Eigensinn kocht. Man fliehet ihre wenige Schonung gegen Fürstengebrechen, und die steife Ungefälligkeit gegen das, was die Großen nur verderben kann. Man suchet gefälligere Geister, deren Gefallsucht es für nichts hält, einen Hochverrath nach dem andern an der menschlichen Vernunft zu begehen, um ihrem Gebieter nicht unangenehm zu werden; man wirft sich in die Arme dieser Unwürdigen, welche nur denken gelernt haben, um auch für das Laster Gründe zu finden — und ist verführt. „Was ist aber zu thun?" — fragte er weiter. Lassen Sie Jeden reden, der zu Ihnen sprechen will, bevor Sie Jemanden als einen Menschen von verdorbenem Herzen kennen, und wägen Sie dann die Gründe für Ja und Nein ab, ohne weder auf Ihre eigenen Wünsche, noch auf die Personen Ihrer Rathgeber zu sehen. Sehen Sie dabei bloß auf das, was Ihnen Gott in das Herz geschrieben hat, und was Er durch seine Offenbarung näher bestimmt und deutlicher erklärt hat. Was diesem gleichförmig ist, daran halten Sie sich, ohne auf die Nebenwünsche Ihres Herzens oder den Schlangenrath Ihrer Höflinge zu merken!

3.

Von der Ursache falscher Maßregeln.

Es war die Rede von der Sinnlichkeit. Ich warnte den Prinzen davor, als der Ursache aller falschen Maßregeln. Ich sagte ihm: er solle sich nie zu etwas bestimmen, weil es ihn so ankommt; weil es ihm durch äußerlichen Reiz, Glanz, Genießbarkeit empfohlen wird. Vernunftwesen, zu welchen der Mensch gehöre, müsse nur das bestimmen, was von der Vernunft als zuverlässig erklärt, oder gut geheißen wird. Ein Regent sey kein launenhafter und willkürlicher Gebieter; sondern ein Verwalter nach Grundsätzen, die allgemein gültig seyen. Er habe ein vernünftiges Volk zu führen: es gebühre sich also nicht, daß er dabei nach Trieb und Ankommen dareinfahre. Er müsse gleichsam die höchste Vernunft seines Staates seyn, wie sie Gott von dem Weltalle sey. Darum müsse ein Prinz sich frühzeitig angewöhnen, der

Vernunft Gehör zu geben, und der Sinnlichkeit keine Stimme zu lassen. Ich bemerkte ihm, daß, wenn auch Regenten von ihrer eigenen Sinnlichkeit durch eine glückliche Stimmung ihrer Natur nicht verführt würden, doch oft der Stoff der Verführung von außen in sie gelegt werde, und dieses geschehe durch die am Hofe ganz einheimische Schmeichelei. Sie sey leicht kennbar an ihrem niederträchtig zuvorkommenden Wesen, indem sie Alles lobe, Alles erhebe, auf die höchste Stufe dränge. Sie denke nie, was sie sagen dürfe oder solle, sondern nur, was man gern höre, was angenehm sey. Sie gebe sich nie mit einem noch erträglichen Wunsche des Fürsten zufrieden, sondern erweitere ihm jederzeit den Spielraum, und mache ihm seine Schüchternheit zum unterthänigsten Vorwurfe. Wo er ein Haus begehre, zeichne sie ein Schloß vor; wo ein Gemälde seine Bewunderung rege mache, stimme sie zur Anschaffung ganzer Gallerien von den seltensten Meisterstücken u. s. w.

Noch viel weniger dürfe sich ein Fürst bei Verwaltung der Gerechtigkeit von der Sinnlichkeit leiten lassen. Wo es auf Recht oder Unrecht ankomme, habe das Gefallen oder Nichtgefallen keine Stimme. Er müsse darum seine Räthe gewissenhaft anhören; ihre Aussprüche abwägen und getreu benützen u. s. w.

Hier unterbrach mich der Prinz, und sagte: Also sollte der Fürst nur die executive Gewalt haben? Nein, antwortete ich, er soll nicht der Vollzieher der Aussprüche eines Rathes seyn; aber wohl der Vollzieher seiner reinen Ueberzeugung, und des Gesetzes, das er in sich selbst findet. Er soll die Rathschläge seiner Kammer prüfen, und sie dann zum Gesetze ausrufen, wenn sie nach allen Grundsätzen des richtigen Denkens es zu seyn verdienen. Der Fürst ist nicht Fürst, um thun zu können, was er will; sondern um zu thun und zu befehlen, was vernünftig ist. Wenn er thun dürfte, was ihm beliebet: so wären seine Räthe überflüssig. Es ist ein Zeichen der Weisheit, Weise gern hören. Darum sage ich Ihnen: wenn Jemand Ihnen immer die Räthe giebt, die Vorschläge macht, die Ihrer Sinnlichkeit schmeicheln, so denken Sie ohne weiters:

du bist ein Verführer, ein Betrüger. Wer Ihnen aber rathet, was offenbar gut ist, dessen Rath achten Sie, wie Sie es auch gegen Ihren Wunsch in sich selbst finden mögen. Sobald man weiß, daß die Sinnlichkeit Sie bestimmt, so sind Sie verloren. Ein jeder verächtliche Mensch, der sich keine Kenntniß gesammelt hat, als jene — unordentliche Neigungen zu beleben, sich auf nichts als auf die Praktik des Lasters versteht, ist dann ihr Freund und Rathgeber. Sie werfen sich in seine Arme — der gute Rath erstummt, die Tugend flieht. Sie regieren dann nach den Gesetzen der Sinnlichkeit, wo Sie nach jenen der Vernunft regieren sollten; Sie machen Ihr Land und die Menschen zu Mitteln, weil Sie nur genießen wollen; Sie verfehlen dadurch Ihre Bestimmung und den Zweck Ihres Daseyns ganz. Sehen Sie, was daraus wird, wenn ein Fürst sich von der Sinnlichkeit leiten läßt!

Die Unterredung leitete sich auf den Krieg. Als ich am Prinzen bemerkte, er glaube, er dürfe sein Kriegsheer und seine Unterthanen gebrauchen, seine Rechte zu vertheidigen, so sagte ich Ihm: An sich selbst genommen, darf ich nie Menschen aufopfern, um meine Sache zu vertheidigen. Wir dürfen Menschen nie gebrauchen, wie wir etwa einen Baum umhauen, um damit eine Brücke zu bauen, oder wie wir uns der Schwerter, Kanonen, Kugeln, des Pulvers ꝛc. bedienen. Menschen sind nicht eine bloße Sache, sondern selbstständige Wesen, die nie als für Andere existirend gedacht werden können, sondern die für sich selbst da sind. Es wäre demnach gefehlt, wenn ich meine Mitmenschen für mich bloß als Mittel gebrauchen wollte, da sie selbst Zwecke sind. Wenn aber Menschenrechte gekränkt werden, wenn das Vaterland, die Freiheit bei dem Einfalle eines Feindes in Gefahr sind: dann darf ich mich der Menschen bedienen; weil dann die Menschen nicht um Anderer willen als Sache benützet werden, sondern zur Vertheidigung ihrer Selbst, in der Vertheidigung des Vaterlandes, der Menschheit u. s. f. wirken. Wer Menschen um ihrer Selbst

willen gebrauchen oder wirken läßt, gebraucht sie tugendhaft und edel, nicht so Jener, der die Menschheit sich aufopfert.

Dabei verlieren Sie nichts, lieber Prinz, Sie gewinnen! Ihre Sache ist Sache des Vaterlandes, und der in demselben lebenden Menschheit. Sie haben sich verpflichtet, dieselbe zu vertheidigen. Wer Sie anfällt, fällt das Vaterland an, wenn er Sie als Fürsten anfällt. Ein Jeder, der unter und mit Ihnen streitet, streitet für sich selbst. Ihr Gewissen kann Ihnen nie den Vorwurf machen, Sie hätten sich Menschen aufgeopfert; Ihre Seele handelte edel und tugendhaft, weil Sie Menschen Menschen seyn ließen, und freie Wesen nicht wie todte Sache gebrauchten. Wenn für die Vertheidigung des Vaterlandes auch Ströme des Blutes fließen, so haben Sie keinen Tropfen zu verantworten, weil Keiner für Sie, sondern eines Jeden Blut für sich selbst und für die Menschheit floß u. s. f.

Darauf erwiederte er: „Wenn aber eine fremde Macht meinen Unterthanen verspräche, sie zu erleichtern, so dürfte ich in diesem Falle nicht kriegen, sondern müßte es geschehen lassen?“ — Das sey fern, antwortete ich: Sie dürften und müßten kriegen. Kein Volk darf sich eine Verfassung aufdringen lassen, sonst ist es unterjochet. Bei solchen Grundsätzen wären allem Betrug und aller Verführung Thüre und Thore offen. Ein Jeder, der nach einem Lande strebte, würde versprechen — und nichts geben. Die Vorgänge in unsern Tagen zeigen, daß das Gute leichter auf das Papier geschrieben als geleistet wird...

An einem andern Tage sagte ich: Gewinnen Sie ja keine Neigung zum Kriege. Der Krieg ist der widernatürlichste Zustand, in welchen die Menschheit versetzt werden kann. Der Mensch vergißt die angeborne Liebe zur Selbsterhaltung und zum Leben; gebietet Mord und Tod; erzwinget durch Zerstörung und Elend, was bei Vernunftwesen nur durch Belehrung geschehen sollte. Nur die Pflicht der Selbsterhaltung kann es rechtfertigen, wenn ich Andern die Uebel anthue, die sie mir bereiten. Der

Krieg darf darum nie zur Befriedigung der Eroberungssucht, oder des bloßen Hanges nach Tummeln und Schlachten geführt werden. Sie müssen nur gezwungen Krieg führen, und nie eine Lust zum Kriegen in sich aufkommen lassen.

4.

Die Schönheiten der Natur im Frühlinge.

„Wir giengen spazieren. Es war ein heiterer Frühlingstag. Die ganze Natur war voll neues Lebens und neuer Bildung. Die Dornhecke blühete; zwischen jedem Sandkörnchen sproßte Gras; die nahen Bäume entwickelten ihre Knospen, ein blumigter Mantel schien die Bergstraße zu schmücken, und ein grünender Hut die Gipfel der Berge zu decken. Wie schön ist Gottes Werk, sagte ich zum Prinzen, wie schön! Wie arm ist aller Reichthum, aller Glanz, alle Zierde der Palläste gegen Gottes Werk! Jedes Gräschen sprühet das Licht eines Edelsteines; jede sich aufschließende Blume ist ein entsiegeltes Fläschchen von Wohlgeruch; und der Sonnenstrahl, der durch keine Kunst, selbst durch keinen Berg von Diamanten nachzuahmende Sonnenstrahl, wie unaussprechlich wirkt er auf die Natur! O, warum lieben die Großen die Natur nicht mehr? Warum vergraben sie sich in Palläste? Warum plündert man für sie alle Reiche der Natur, um ihnen eine neue Natur in ihrem Pallaste zu schaffen, die eben so wenig Natur ist, als die Landschaft des Malers wirkliches Land!

„Das heißt doch etwas hart tadeln!"

Dieß wollt' ich eben nicht, ich wollte nur den Sinn für die schöne freie Natur wecken. Ich wollte nur sagen: in einem goldenen Hause wohnen, heißt doch immer nicht die Natur genießen; sonst würde der Bergknappe, welcher in den Ritzen der Goldberge herumsteigt, die reinste Natur genießen. Hier im offenen Felde; hier im Wehen der unverdorbenen Luft; hier unter der erwärmenden Sonne; in der Gesellschaft des durch seine Thätigkeit Alles benützenden Menschen; hier an der Seite der holden gefälligen Unschuld; hier an dem Ruhepunkte aller unsrer

Leidenschaften; hier bei dem unverkennbaren Ausdrucke des Namens — Gott! und dem reinsten Fühlen seiner Gegenwart: Hier ist Gott! Hieher, hieher, wer Gefühl hat für Schönheit und Wahrheit! Hier sammelt sich Alles, was für jeden Menschen angenehm und lebenweckend ist. Und was Sie sich vorzüglich merken sollen: Hier ist nicht nur für den Thiermenschen gesorgt, wie so oft in den Häusern der Reichen, sondern für den Menschen, wie er ist und seyn soll; der empfänglich für Größe und Wahrheit, für Liebe und Vatersorge, für Vorsehung und Erhaltung, ich will sagen, für Gott ist. Hier versinnlicht sich Gott, und zeiget sich in seinen Werken anbetungswürdig groß, voll Güte und Herrlichkeit.

5.

Vermischte kürzere Belehrungen des Prinzen bei verschiedenen Anlässen.

Warnungen gegen die Hofsprache. Als ich bemerkte, daß man die guten Eigenschaften des Prinzen zu sehr erhebe, sagte ich ihm: Er wolle ja nicht einen jeden Ausdruck, welchen ihm gefällige, oder in der Hofsprache bewanderte Menschen zum Lobe sprechen, in seiner vollen Bedeutung nehmen. Die Menschen, besonders jene, die in den Kreis der Höfe aufgenommen würden, seyen im Erheben, Vergrößern, Bewundern, Erstaunen über die Seltenheit der Vorzüge, besonders wenn es fürstliche Kinder betrifft, weder verlegen, noch ängstlich. Er könne nie glauben, daß jene, welchen ihr Lob so feil ist, daß sie einem Kinde geben, was Männer als die letzte Stufe ihres Strebens ansehen würden, es so genau mit der Wahrheit nehmen; und er müsse darum, wenn er sich nicht selbst trügen wolle, alle dergleichen Lobeserhebungen entweder merklich bei sich herabsetzen, oder sie als eine Hofsprache ansehen, die, so schön sie auch klinget, meistens ohne Sinn ist.

Von günstigen Augenblicken zur Audienz bei Fürsten. Es war die Rede vom Abwarten eines günstigen Augenblickes, wo man sein Anliegen dem Fürsten

vortragen müsse. Lieber Prinz! sagte ich ihm: an einem Fürsten muß man keinen günstigen Augenblick ausfinden können. Derjenige Fürst, bei dem es auf Augenblicke ankommt, ist verrathen, ausgelernt, verloren: der schlaue Kammerdiener, der feine Politiker wird diesen Augenblick ausspähen, und den schwachen Gebieter zu Allem bereit finden, was er ihm vortragen wird. Bei einem würdigen Fürsten sollen, menschlich genommen, alle Augenblicke gleich seyn. Wem dieses viel dünket, der wisse, daß der Fürst nicht Fürst ist, um schwach, sondern um groß zu seyn. Bei einem Fürsten müssen nur die Gründe, nicht die Augenblicke entscheiden. Und sollte der Fürst einigen Hang dazu fühlen: so ist es eine seiner würdige Arbeit, darnach zu streben, daß er sich der Herrschaft des Augenblickes entziehe u. s. w.

Die Vergebung der Amtsstellen. Ich sagte dem Prinzen: Ein Fürst mache sich gewiß den unrichtigsten Begriff von sich selbst, wenn er die Amtsstellen nach Willkür vertheilet, oder vertheilen zu können glaubet. Der Fürst ist hierin durch die Natur der Sache gebunden. Bedienungen sind wegen des Dienens, wegen der Dienstleistung. Sie gehören ihrer Natur nach also Jenen, die in dem Kreise ihres Amtes der Wahrheit, der Gerechtigkeit zu dienen fähig sind. Der Fürst, der sie nach Willkür vergiebt, machet sich dadurch unnöthige Feinde; zieht sich und der Verfassung den Haß denkender Köpfe zu; rechtfertigt den Tadel aller Rechtschaffenen; machet sich verantwortlich vor Gott und der Welt für alles Unheil, welches Menschen stiften, denen er den Dienst gab, weil er ihnen Brod geben wollte.

Der Beamte empfängt seinen Unterhalt nicht vom Fürsten, sondern vom Lande. Er verwendet also die Landeseinkünfte nicht nach dem Sinne derjenigen, die sie zusammentragen, wenn er die Bedienungen nicht nach seinem besten Wissen den tüchtigsten Männern vergiebt. Auch wurde bemerkt, daß, wenn Fürsten sich angewöhnen, sich als Herren der Bedienungen zu betrachten, oft der unberufenste Mensch durch eine dem Fürsten in die Augen fallende Kleinigkeit eine Versorgung erhalte, wonach oft

ein edler Mann mit allem seinem Diensteifer für's Vaterland vergeblich gerungen hat. . . .

„Das Laster muß gestraft seyn!“ sagte der Prinz bei einer Gelegenheit, wo in ihm das Gefühl der Gerechtigkeit besonders belebt ward. Hierauf antwortete ich ihm: Es freuet mich, daß Sie das Laster so sehr verabscheuen, daß Sie einsehen, es dürfe nie straflos verübt werden. Jedoch muß ich Ihnen sagen: dem Laster zuvorkommen, damit der Staat es nicht zu strafen brauche, liege noch höher, als das begangene strafen. Strafe sey Wiederbelebung der durch Verbrechen gekränkten Macht des Gesetzes; sey eine von der Gerechtigkeit gebotene, der Regierung abgedrungene Nothwehr gegen die frevelnden Angriffe, die auf die Heiligkeit des Gesetzes, auf die Sicherheit des Rechtes gemacht werden. Aber durch weise Gesetze und nachziehende Beispiele die Bürger hindern, ihre Freiheit zu mißbrauchen, sie auf eine mildere Art zwingen, gut zu seyn, sey ein Stück Arbeit, das den Ruhm der besten Regierung vollende. Es sey immer ein schauerlicher Anblick, einen Verbrecher aus der Welt schaffen; es müsse also groß seyn, den schauerlichen Anblick den Bürgern wo nicht ganz zu ersparen, doch seltener zu machen dadurch, daß der Geist der Gesetzgebung und der öffentlichen Erziehung das Verbrechen seltener mache.

Von der Liebhaberei der Jagd. Es wurde bemerkt, ein Fürst müsse vorzüglich darauf Acht haben, daß er nicht in eine oder die andere sogenannte Sucht verfalle, als Jagdsucht, Schauspielsucht, Soldatensucht u. s. w. Dergleichen Suchten können bei den Fürsten, die sehr geneigt sind, Alles in's Große, in's Ungeheure zu treiben, mit ihrer Pflicht, das Beste des Landes zu besorgen, folglich mit der Tugend nicht bestehen. Um von der Jagd zu sprechen: Die ursprüngliche Bestimmung des Jägers ist, die schädlichen, wilden Thiere in den angewiesenen Waldungen zu vertilgen, und das Aufkommen des Gehölzes zu fördern. Statt dessen hat man den ganzen Stand eine seinem ursprünglichen Beruf entgegengesetzte Stellung annehmen lassen. Die Jäger sind nur

zu oft bloße Beförderer der Wildzucht, zum Nachtheile des Forstes, sehen mehr auf einen schönen Hirsch, ein feistes Schwein, als auf Wuchs und Gedeihen der Bäume. Wie empfindlich ist der Mangel des Holzes? Das Wild ist dem Aufkommen des Holzes äußerst hinderlich. Gehen Sie in die Hütten der armen Taglöhner, und sehen Sie, wie ihre Hände und Füße vor Kälte starren! Möchten Sie die Schuld tragen, daß unzählige Menschen im Winter frieren, und dadurch ihre Gesundheit verderben, damit Sie Ihre Jagdlust befriedigen können? Auch außer die Grenzen des Waldes trägt das Wild seine Verheerungen. Am Morgen findet der gute Arbeiter oft den Segen seines Ackers zertreten, verwühlet, aufgefressen, den er mit seinem Schweiße befeuchtet, und am Abend zuvor noch unter Lobpreisung Gottes mit dem Vorgefühle der schönen Erntefreude betrachtet hatte. Möchten Sie, m. P.! wohl von einem Wildbraten essen, über den auch nur eine Thräne des Landmanns geflossen wäre? daß das Land seinem guten Fürsten eine mäßige Jagd gönnen werde, so wie, daß der Fürst dazu das Recht habe, darüber kann kein Zweifel seyn.

6.

Von Opern.

Einmal fiel während der Abendtafel die Rede auf die Opern, welche ehemals an verschiedenen Höfen gegeben worden sind, und man schien in der Meinung sehr getheilt zu seyn, welcher der Vorzug eingeräumt werden müßte. Den folgenden Morgen leitete der Prinz die Unterredung mit mir darauf. Ich nahm das Wort und sagte ihm: Ich wünschte sehr, man verschonte Sie künftig mit dieser — und ähnlichen Streitigkeiten. Was wäre leichter, als durch das Gewicht, welches man der Entscheidung dieser und ähnlicher Streitfragen zu geben weiß, in das Herz eines Prinzen den Keim zur Eitelkeit zu legen, die ihn antriebe, seine Größe in dergleichen — dem Lande lästigen, und für die guten Sitten wenigstens nichts gebenden Ausführungen zu suchen.

Der müßte ein Thor seyn, der es einem Fürsten zu Gute schreiben könnte, daß er es in den Künsten der Sinnlichkeit auf das Höchste gebracht hätte. Und ein Fürst würde die Erhabenheit seiner Stelle verkennen, wenn er glaubte, seine Größe bestände in einem Aufwande, der das Mark seines Landes verzehrte. Gerade das Gegentheil: Fürsten müssen durch Tugend groß seyn, in der Tugend ihren Ruhm suchen; und sie verkehren ihren Gesichtspunkt, wenn sie ihre Größe, die nur von Innen herauskommen kann, durch äußerliche Anhäufungen suchen. Es ist ein untrügliches Zeichen der Kleinheit, wenn man zum Aufwande seine Zuflucht nimmt, um etwas zu scheinen, da man nur sich selbst nöthig hätte, um Etwas zu seyn. Vergessen Sie nie, was Plato sagt: „Themistokles, Cimon, Perikles waren groß und füllten die Stadt mit Säulengängen, Reichthümern und vielem Prunke. Aber Aristides allein nahm bei seiner Staatsverwaltung nur immer auf Tugend Rücksicht."

Hiezu fügte ich noch die Bemerkung: Wenn Sie einstens sehen werden, mein Prinz! daß das Publicum in manchen Städten jährlich einen Aufwand von 60, vielleicht 100,000 fl. machet, um ein Schauspiel zu haben, so hüten Sie sich ja, mit den Reichthümern ihres Hofes noch mitzuwirken. Ihr Publicum thut ja schon genug für den sinnlichen Genuß; opferten Sie auch noch Ihre Schätze dazu, so würden die Künste der Sinnlichkeit so sehr vermehrt werden, daß es einst auch vielleicht von Ihnen und Ihrem Volke gesagt werden müßte: Natio comoeda est: ist nur ein Theatervolk. Wo die Menge sich schon zu leichtgläubig den Künsten der Sinnlichkeit anvertraut, da muß der Fürst diesem unseligen Hange ein Gegengewicht auf die Wagschale legen. Er muß durch weise Gesetze, durch verbesserte Anstalten der öffentlichen Bildung, durch geistvolle Prediger die von der Sinnlichkeit unterdrückte Geistigkeit seines Landes zu heben suchen. Dem Fürsten, als dem eigentlichen Verstande vom Körper seines Landes, kommt es zu, dem Denken seine Vorrechte zu erhalten, wenn er nicht die

Uebermacht der Sinnlichkeit *) an sich selbst büßen, und von dem Körper seines Landes unterdrückt werden will.

7.

Nach einer Spazierfahrt in dem Garten zu Schwetzingen.

Wenn ein solcher Garten durch die eigenen Gelder eines Fürsten angelegt wird, und keine dringenderen Bedürfnisse die Verwendung dieser Summe für sich fordern: so hat die Vernunft nichts dagegen. Denn auf die Kosten des Landes dürfen nur solche Anstalten, die zur Wohlfahrt, zum Segen und zur Würde des Ganzen gedeihen, Anspruch machen. Dann schiene mir mein Zeitalter doch auch von den Ideen der himmlischen Kunst abgefallen zu seyn, wenn es z. B. an die Bildhauerkunst keine höhern Anforderungen zu machen wüßte, als für die schauende Menge die Wollust und die Trunkenheit 2c. zu vergöttern — indem es der Venus und dem Bachus noch einen äußern Tempel bauete, da doch beide Gottheiten schon Tempel genug in den Herzen und Leben der Menschen hätten. Wohl weiß ich, daß die Mythologen und Künstler besserer Art in Bachus den Vater der Begeisterung und in Venus die Mutter der Schönheit, in Beiden die schaffende Natur versinnlichen, nicht die wilde Lust der gesetzlosen Sinnlichkeit vergöttern wollen. Aber ich weiß auch, daß die gemeinen Künstler und die gemeinen Schauer sehr gemeine Augen haben, und lieber auf vergötterte Lust als auf die versinnlichte Natur der Dinge sehen. In jeder Hinsicht wäre es doch einer Frage werth, ob nicht

*) Wenn im Schauspiele Tugend und Kunst, Religion und Dichtung, Wahrheit und Poesie nie in störendem Widerstreite, sondern in der schönsten Harmonie stünden, wie Friederich Schlegel dieß von der spanischen Dichtkunst rühmet: so würde der Fürst zur Erhaltung und Verschönerung eines solchen Schauspiels allerdings mitwirken sollen, und der strengste Sittenlehrer nichts dagegen einzuwenden haben.

in den Hallen des Gartens die Bildnisse eines Friedrich, des Siegreichen, eines Rupert, und anderer gelehrten und großen Männer des Vaterlandes besser stünden als die Bilder der Mythologie, die dem Haufen doch nichts als Reiz und Nahrung seiner im Solde des sinnlichen Genusses stehenden Einbildungskraft geben können.

Der Prinz staunte, und ich wollte dießmal nicht mehr. Nach einer Pause sprach er von der türkischen Moschee. Ja, sagte ich, da bin ich recht gern, denn in dieser verachteten Moschee, einzig und allein, ist mir der Name Gottes begegnet; hier liest man Grundsätze der Weisheit. . . .

Der Gedanke von Verewigung der Verdienste großer Männer durch aufgestellte Bildnisse hat in dem Prinzen tiefe Wurzel geschlagen. Vielleicht sproßte aus dieser Wurzel der schöne Entwurf, den der Kronprinz schon lange in seiner Seele getragen, und nun auszuführen angefangen hat: der Entwurf, die Bildnisse der großen Männer Deutschlands in einem Tempel der Kunst aufzustellen, und durch ihren Anblick die heilige Flamme des Patriotismus in dem kommenden Geschlechte zu wecken und zu unterhalten.

Anmerkung über diese Belehrungen.

Da der Prinz zur Zeit, wo diese und ähnliche Unterredungen zwischen ihm und seinem Lehrer vorfielen, erst 10 — 12 Jahre alt war: so möchte man es seltsam finden, daß Sambuga mehrmals als Mann zum Manne, und nicht als Mann zum Knaben sprach. Ein Freund stellte ihn schon vor 17 Jahren wirklich darüber zur Rede. Dagegen erwiederte Sambuga: „Es ist zum Erstaunen, wie weit der Prinz schon als Knabe gekommen ist! Ich muß sagen, daß ich die Spuren eines großen Verstandes an ihm entdecke. Sein glückliches Gedächtniß behält, auch bei einer fast getheilten Aufmerksamkeit, Alles, was Sinn und Verstand auffassen. Er hat schon artige Kenntnisse in der Naturlehre, in der

französischen Sprache, und eine ganz vorzügliche Bekanntschaft mit der Geschichte. Was die vaterländische Geschichte betrifft, ist er darin fertiger, als ich noch je einen jungen Pfälzer gefunden habe. Er weiß die Verfassung des deutschen Reiches, die Folge seiner Kaiser, das Vorzügliche und Fehlerhafte an jedem, das Denkwürdige ihrer Regierungen ꝛc."

Man wundere sich also nicht, daß Sambuga eine solche Sprache mit dem Prinzen geführt, wie wir's in diesen Auszügen finden.

B.

Wie Sambuga den Unterricht in Rohrbach angefangen hatte, so setzte er ihn in München fort: Es waren dieselben zwei Grundzüge, Liebe für Religion und für Vaterland, die er immer tiefer einzugraben, immer schöner herauszuarbeiten suchte; es war dieselbe Weise, die Keime des Selbstdenkens zu wecken und zu erziehen, von der er nie abließ. Nur, wie sich der Verstand des Prinzen immer mehr entfaltete, so ließ der Lehrer auch den Begriff an Genauigkeit und Bestimmtheit, und das Selbstdenken an Macht und Fertigkeit gewinnen. Er behielt auch die Form des Gespräches im Unterrichte bei, zeichnete sich aber nur die Linien des Gespräches vor, doch kennbar genug, und ließ die Ausmalung und Versinnlichung der Begeisterung des Augenblickes über. Denn auch Sambuga mußte, wie wir Andern auch, durch Lehren lernen.

Von dieser seiner Lehrweise in München und in Nymphenburg, dem Sommeraufenthalte des Königs, das ist, von den bloß delinirten Gesprächen zwischen dem Prinzen und ihm, ist uns in seinem Nachlasse ein großer Reichthum anvertrauet worden. Der Leser wird aus den wenigen Proben den Mann, ex ungue leonem, erkennen, besonders, wenn er die Wichtigkeit des gewählten Lehrstoffes nicht unbemerkt lassen wird.

Diese Stoffe sind:

1. Von der Herrschaft über sich selbst.
2. Der unabhängige Mann.
3. Ueber Festigkeit des Charakters.
4. Werthschätzung der Zeit.
5. Von dem fürstlichen Sinne.
6. Von der Kunst, zu schweigen.
7. Von den Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern.
8. Von der Aufklärung.

Von der Herrschaft des Menschen über sich selbst.

(25. September 1800.)

I. F. Was heißt das Wort Herrschaft?

A. Es kommt von dem Worte Herr, welches ein vernünftiges Wesen andeutet, das sich mit Bewußtseyn eines andern Dinges ohne Kränkung fremder Rechte bemächtiget, und dasselbe zu vernünftigen Zwecken gebrauchet. — Herrschaft wäre also: das Recht eines vernünftigen Wesens, sich mit Bewußtseyn anderer Dinge zu bemächtigen, und dieselben zu vernünftigen Zwecken zu gebrauchen.

F. Wer ist der Herrschaft fähig?

A. Nur Vernunftwesen, nicht Löwen, nicht Adler.

F. Was wäre der Herrschaft des Vernunftwesens unterworfen?

A. Alles, dessen er sich mit Bewußtseyn ohne Kränkung fremder Rechte bemächtigen, und das er zu vernünftigen Zwecken gebrauchen kann.

F. Somit wäre also nur das, was außerhalb des Menschen ist, seiner Herrschaft unterwerfbar?

A. Wie man dieses versteht. Auch die mit dem Menschen verbundene Sinnlichkeit, sein Körper und seine Sinne, können als etwas, was dem wahren Menschen außerhalb ist, betrachtet werden: denn der wahre Mensch ist doch immer nur sein Geist.

F. Also gäbe es auch eine Herrschaft des Menschen über sich selbst?

A. Es giebt eine **Herrschaft über sich selbst.**

F. Und worin bestände diese Herrschaft über sich selbst?

A. In dem **freien Gebrauche seiner Sinne und körperlichen Kräfte zu vernünftigen Zwecken.**

F. Was folget hieraus?

A. 1. Daß die Sinne des Menschen nie der gebietende Theil seyn dürfen; 2. daß die Vernunft den Körper sammt der ganzen Sinnlichkeit zu vernünftigen Zwecken gebrauchen solle.

F. Wer hätte demnach Herrschaft über sich selbst?

A. Derjenige, welcher sich seiner selbst mit Bewußtseyn bemächtiget, und sich selbst zu vernünftigen Zwecken gebrauchet.

II. F. Wie wird Selbstbeherrschung errungen?

A. Dadurch, daß ich mich meiner selbst bemächtigen lerne, und die Sinnlichkeit der Vernunft zu gehorchen nöthige.

F. Was ist das an mir, dessen ich mich bemächtigen muß?

A. Meine Begierlichkeit, meine Sinnenlust, meine thierischen Triebe, mein Körper.

F. Was ist dasjenige, was sich in mir meines sinnlichen Theils bemächtigen kann?

A. Mein Geist, meine Vernunft.

F. Und wozu darf sich mein Geist meines Körpers und meiner Sinnlichkeit bedienen?

A. Zu vernünftigen Zwecken.

Sie ist allen Menschen, vorzüglich den Großen, nöthig.

III. F. Ist der Mensch schon durch sich selbst zu etwas bestimmt; oder darf er sich beliebig bestimmen wie er will?

A. Er ist schon durch sich selbst zu etwas bestimmt.

F. Worin muß diese Bestimmung liegen?

A. In der Thätigkeit seiner vornehmsten Kraft, damit sie den Zweck ihres Daseyns erreiche.

F. Welches ist nun die vornehmste Kraft des Menschen?

A. Eben seine Vernunft.

F. Welches ist das Geschäft der Vernunft?

A. Die niedern Vermögen und Kräfte nach den allgemeinen Gesetzen zu ordnen.

F. Und was übet der aus, welcher seine niedern Vermögen und Kräfte nach allgemeinen Gesetzen ordnet und gebraucht?

A. Er übet Herrschaft über sich selbst aus.

F. Ist diese nöthig?

A. Gewiß! sonst wären die niedern Kräfte ohne Richtung, ohne Zweck, unnütz, ungeordnet. — Menschen müssen sich über Alles Rechenschaft geben können.

F. Wem ist die Selbstherrschaft vorzüglich nöthig?

A. Den Großen der Erde.

F. Warum diesen?

A. 1. Weil sie Vieles thun können. 2. Weil sie über Andere zu gebieten haben: (man verliert gar oft in dem Maße die Herrschaft über sich selbst, in welchem man sie über Andere hat). 3. Weil die Folgen des Mangels an Selbstherrschaft fast in's Unendliche gehen. 4. Weil die Herrschaft sonst Tyrannei wird.

IV. F. Was entsteht, wenn man keine Selbstherrschaft hat?

A. 1. Man stürmt auf Alles los, was einen reizet; man wird bloß vom Gefallen, Nichtgefallen, Trieben bestimmt; man wird Thier. 2. Man begeht die schändlichsten Ungerechtigkeiten: weder Weib noch Acker des Nebenmenschen sind sicher. 3. Man berechnet keine Folgen seiner Gesuche; man sieht weder auf Gott noch auf Menschen. 4. Die Vernunft wird am Ende die feile Dienerin unserer Gelüste.

V. F. Auf was muß sich die Selbstbeherrschung ausdehnen?

A. Auf Alles, was ein Gegenstand der Verantwortlichkeit vor Gott und seinem Gewissen seyn kann; oft sogar auf ein Wörtchen, das ich sagen möchte, und um wichtiger Ursachen willen nicht darf; besonders auf Gegenstände der Sinnlichkeit und des heißern, beunruhigenden Verlangens. a) Nicht schwatzen oder handeln zur Unzeit, b) nicht in der Leidenschaft, c) nicht ohne Maß und Ziel, d) nicht ohne vernünftigen Zweck . . . . sind lauter Gebote der Selbstherrschaft.

VI. F. Wie verschaffet man sich eine so ausgebreitete, feststehende Selbstherrschaft?

A. 1. Durch die Angewöhnung, bei Allem die Genehmigung seiner Vernunft einzuholen. 2. Durch öftere, reife Erwägung, daß es des Menschen unwürdig sey, sich von seinen Launen und Lüsten gebieten zu lassen. 3. Durch ein erhöhetes und sehr cultivirtes Abscheuen vor dem Frevel, entweder in die Rechte eines Andern oder in die Ordnung der Natur einen Eingriff zu wagen. 4. Durch freiwillige Entsagung, Nichtgebrauch auch erlaubter Dinge, um Herrschaft über sich zu erlangen. 5. Durch Schweigen, wo man reden möchte, durch Reden, wo man gern geschwiegen hätte. 6. Durch Betrachtung des Unrechtes, welches man jedesmal begangen hat, so oft man sich hinreißen ließ. 7. Durch wiederholten Aufblick zu Gott, dem wir nur durch Selbstherrschaft gefallen und ähnlich werden können.

VII. F. Was soll uns ermuntern nach Selbstherrschaft zu ringen?

A. 1. Die schöne Ordnung, die man in sein Wesen und Leben bringt. 2. Die Unnöthigkeit, die tollen Streiche, die man außerdem begienge, zu bereuen, wieder gut zu machen. 3. Das Heiligthum der gleichen Rechte des Nächsten, an dem wir uns nicht vergreifen dürfen, u. s. w.

Der unabhängige Mann.

(19. Mai 1801.)

F. Wenn der Mensch handelt, wie er handeln soll, so ist er abhängig von seiner Vernunft, von Gottes

Willen, von der Pflicht: ist diese Abhängigkeit vernünftig?

A. Sie ist vernünftig, denn ein Vernunftwesen soll seiner Vernunft, ein Gott-erkennendes Wesen soll seinem Gott, ein freies Wesen soll seiner Pflicht gehorchen: dann handelt es wie es soll, und handeln wie man soll, ist ja vernünftig. So weit sind wir gestern in Entwickelung der Begriffe gekommen.

F. Nun fahre ich weiter: Wäre es möglich, daß auch Dinge, welche außer mir sind, so auf mich wirkten, daß ich nicht mehr von mir selbst, von meiner Vernunft, sondern von ihnen abhienge?

A. . . .

F. Siehst du nicht Menschen, welche es nach Allem hungert, was ihnen Genießbares vor die Augen kommt? die es nach jedem Becher dürstet? die jede Einladung anzieht? jede Gestalt in Thorheiten verwickelt?

A. Die Zahl von diesen ist groß.

F. Findest du nicht Andere, die gegen Alles mit Vorurtheilen eingenommen sind, was sie nicht gehöret haben, oder nicht denken wollen?

A. Sie stoßen mir allenthalben auf.

F. Giebt es nicht auch Manche, die Herkommen und Gewohnheit für ihre Leitungsregel gelten lassen?

A. Solche Feinde des Denkens giebt es viele.

F. Sind dir nicht auch oft solche aufgestoßen, welche einen ungestümen, unbändigen Willen hatten, und die von jeder Frechheit und Anmaßung hingerissen wurden?

A. Viele dergleichen beleidigen den sanften Menschenblick.

F. Sind diese Leute abhängig, oder unabhängig?

A. Sie sind abhängig.

F. Wovon sind sie abhängig? etwa von ihrer Vernunft?

A. Nein: denn dieses wäre gut, edel; sie sind aber von Dingen, die außer und in ihnen sind, abhängig.

F. Auf wie vielerlei Weise sind sie also abhängig?

A. Auf viererlei Weise: a) abhängig von den Dingen, welche die Sinnlichkeit reizen; b) abhängig von vorgefaßten Meinungen; c) abhängig von Herkommen, Beispiel und Gewohnheit; d) abhängig von einem ungebildeten Willen.

F. Wenn ich nun aber einsehen würde, es sey vernunftwidrig, auf diese Weise abhängig zu seyn: wornach müßte ich streben?

A. Nach Unabhängigkeit.

F. Nach welcher Unabhängigkeit? Etwa nach der Unabhängigkeit von meiner Vernunft?

A. Dieß wäre die höchste Unvernunft.

F. Wovon müßte ich denn also unabhängig seyn?

A. Von dem Einflusse der Dinge außer mir und vor einem ungebändigten Willen in mir.

F. Ich bedarf aber ja der Dinge von Außen: wie kann ich unabhängig seyn?

A. . . .

F. Wer saget dir denn, daß du der Dinge von Außen bedarfst?

A. Meine Vernunft sagt es mir.

F. Bestimmet sie auch das Maß, wie viel du bedarfst?

A. Sie bestimmet das Maß; es lieget im Bedürfnisse.

F. Wenn dir nun die Vernunft sagt: „Gebrauche diese, jene Sache; gebrauche so und so viel davon": von wem hängest du ab?

A. Von meiner Vernunft.

F. Und, wenn du, ohne die Vernunft zu fragen, auf die Dinge, welche dir vorkommen, wie ein hungriger Geier hinfielest: von wem hiengest du ab?

A. Von den Dingen.

F. Sage mir nun: in welchem Falle bist du abhängig, und in welchem unabhängig?

A. Wenn ich von den Dingen außer mir mich beherrschen lasse, dann bin ich abhängig; und wenn ich mich von meiner Vernunft leiten lasse, dann bin ich unabhängig.

F. Wer ist denn nun ein unabhängiger Mann?

A. Derjenige, welcher bei sich selbst bleibt und sich durch seine Vernunft bestimmen läßt.

F. Auf wie vielerlei Weise haben wir oben gesehen, daß wir abhängig werden können?

A. Auf viererlei Weise.

F. Wovon muß aber der unabhängige Mann unabhängig seyn?

A. 1. Unabhängig von den Dingen, welche die Sinnlichkeit reizen; 2. unabhängig von vorgefaßten Meinungen; 3. unabhängig von Herkommen, Beispiel und Gewohnheit; 4. unabhängig von einem ungebildeten Willen.

F. Sind die genießbaren Dinge, welche mich umgeben, meiner Lust und Begierlichkeit preisgegeben, und darf ich davon genießen, was, und wie viel ich will?

A. Dieß kann nicht seyn; ich habe nur Bedürfnisse zu befriedigen, keineswegs die nie satte Begierlichkeit.

F. Ich darf also nicht von den reizenden Dingen außer mir, sondern ich muß von etwas Anderm abhangen?

A. Ich darf nie von Dingen abhangen; sondern einzig von der Vernunft, und von den auf mein Vernunftwesen gebaueten Grundsätzen.

F. Gieb mir einen solchen Grundsatz in Bezug auf das Genießbare an.

A. „Genieße nach Bedürfniß, und nicht nach bloßer Lust!" Oder: „genieße als Vernunftwesen, nie als bloßes Thier!"

F. Ich darf mich also nicht zu etwas hinziehen lassen, weil es mir angenehm zu seyn dünket; mir schmeichelnde Gefühle verspricht; mich in Sinnenrausch versenket?

A. So vergaß sich schon Eva.

F. Was thut also der unabhängige Mann, wenn ihn eine Lust oder Begierlichkeit reizet?

A. Er erinnert sich seiner Würde, und entschließt sich, nie bloß Thier zu seyn.

F. Wenn er auf ein wollüstiges Blatt stößt, welches den klaren Himmel der Unschuld trübt?

A. Er schließt eilfertig das Buch, traurig über Vernunftwesen, die ihr Denken so mißbrauchen.

F. Wenn seine aufgereizte Sinnlichkeit ihn mit Lustvorstellungen bestürmet?

A. Er tritt mit edlem Fuße auf diese verführerische Schlange.

F. Wie muß der unabhängige Mann bei den Zumuthungen der Wollust dastehen?

A. Sich selbst gebietend, und nur auf Wahrheit und Weisheit horchend.

F. Was schätzet der wahrhaft unabhängige Mann für sein größtes Unglück?

A. Sclave der Sinnlichkeit zu seyn. 2 Petr. II, 19.

F. Giebt es Meinungen, die man sich gefallen läßt, weil man dabei gewinnt; weil man sie am ersten gehört hat; oder weil sie meinen Neigungen angemessen sind: Meinungen, die meinem Denken vorangeeilet sind, und denen ich vor dem Denken Beifall gegeben habe?

A. Dergleichen Erfahrungen habe ich gemacht.

F. Wie nennt man dergleichen Meinungen?

A. Vorgefaßte Meinungen.

F. Was ist eine vorgefaßte Meinung?

A. Die ich eher angenommen habe, als mich Gründe dazu bestimmten.

F. Du fühlst, daß dieß ein schmählicher Zustand sey?

A. So schmählig, als vor dem Denken für etwas eingenommen seyn!

F. Kann man bei solcher Stimmung ein unabhängiger Mann seyn?

A. Nein.

F. Ist das, was ich am Ersten höre, auch allezeit das Gewisseste, das Beste?

A. Nein.

F. Was muß darum der unabhängige Mann meiden?

A. Die Vorschnelligkeit, sich nach dem ersten Hören stimmen zu lassen.

F. Ist

F. Ist das, was ich von der Sache selbst denke, allemal das Richtigste?

A. Weit gefehlt.

F. Was steht hierin dem Manne zu, der unabhängig seyn will?

A. Nicht auf sein Urtheil versessen zu seyn.

F. Ist es rathsam, bei dem zu bleiben, was ich mir einmal in den Kopf gesetzt habe?

A. Es kommt ja auf Wahrheit an: nicht auf das in den Kopf setzen.

F. Wie beträgt sich der unabhängige Mann, wenn er dergleichen etwas bei sich merket?

A. Er fragt nur nach Wahrheit, nicht nach seinem Wähnen, und huldigt ihr, wo er sie findet.

F. Wovor muß er sich jedoch in Acht nehmen?

A. Daß die Liebe zur Unabhängigkeit nicht auch eine vorgefaßte Meinung werde; und daß er nicht aus lauter Streben, ein unabhängiger Mann zu werden, ein Sclave dieses Gedankens werde.

F. Wie wird man diese Klippe vermeiden?

A. Wenn man nur Unabhängigkeit von der Sinnlichkeit suchet: nie aber von dem, was als wahr und gut anerkannt werden muß.

F. Wenn dir Jemand sagt: „so war es allezeit;" was gedenkest du von diesem Grunde?

A. Wenn etwas Unzulässiges allezeit war, so war es allezeit unrecht.

F. Wenn sich Jemand auf Beispiele berufet, hat er einen haltenden Grund?

A. Beispiele allein geben ihn nicht, wenn sie nicht von der Vernunft unterstützet werden.

F. Ist Gewohnheit etwas, was mich sicher genug leitet, und auf die ich bei meiner Wahl sehen darf?

A. Ich entdecke in mir kein Gesetz, welches heißt: „Folge der Gewohnheit!" sondern: „Folge der Vernunft!" Gewohnheit war nie der von Wenigen besuchte Tugendpfad.

F. Wenn sich aber Jemand bei seinem Thun durch Herkommen, Beispiel, Gewohnheit bestimmen ließe?

A. Er wäre kein unabhängiger Mann.

F. Warum nicht?

A. Weil er nicht von seiner Vernunft, sondern von äußern Dingen abhienge.

F. Was ist darum des unabhängigen Mannes würdig?

A. Darauf wohl Acht zu haben, daß ihn nicht Herkommen, Beispiel, Gewohnheit leiten.

F. Wann ist aber doch auf Herkommen zu sehen?

A. Bei gleichgültigen Dingen; oder wenn es einem Andern ein Recht gründet, welches auf diese Weise erworben werden kann.

F. Wann ist das Beispiel ehrwürdig?

A. Wenn ich in demselben die Leitung der Vernunft sehe, und den allgemeingeltenden Grundsatz, aus dem es fließt.

F. Wann darf ich der Gewohnheit nachgehen?

A. Wenn sie von der Vernunft wenigstens nicht getadelt wird.

F. Wenn aber Personen, welche mir lieb und schätzbar sind, sich etwas, das vernunftwidrig wäre, eigen gemacht hätten, dürfte ich es nicht um ihret willen annehmen?

A. Nie: Freundschaft darf nie Vorwand werden, meine Vernunft zu verläugnen.

F. Wenn aber alte und in Ansehen stehende Personen die Gewohnheit ehrwürdig machten?

A. Die Wahrheit ist älter als alle Menschen, und macht allein ehrwürdig.

F. Was hältst du darum für nothwendig?

A. Unabhängig von Herkommen, Beispiel, Gewohnheit zu seyn, wenn sie nicht Wahrheit und Vernunft zu ihrer Empfehlung mit sich führen.

F. Es ist doch schön, Alles durchsetzen und erreichen, was man will?

A. Wenn das Wollen von der Vernunft geleitet wird, sonst nicht.

F. Die Vernunft könnte mir aber gerade das versagen, was mir angenehm wäre?

A. Eben darum kann ich überzeugt seyn, daß sie mich zum unabhängigen Manne haben will.

F. Worauf müßte darum der Mann, welcher unabhängig seyn will, Acht haben?

A. Auf die Ausbildung seines Willens.

F. Wie bildet man seinen Willen?

A. Wenn man ihn gewöhnt, zuerst die Gesetze anzuhören, und dann sich darnach zu bestimmen.

F. Aber so entbehrt man ja manche Freude?

A. Manche verwerfliche Freude, und erhält würdigere dafür.

F. Was für würdigere Freuden?

A. Vernunftfreuden. Wenn mir diese nicht würdiger sind, als Sinnenfreuden: so ist es meine Schuld. Nachdenken und Uebung sind das Mittel, den Werth der Vernunftfreuden inne zu werden.

F. Wenn ich aber meinen Willen gewöhne, nach der Entscheidung der Vernunft zu wollen; was erlange ich?

A. Ich werde unabhängig von der Sinnlichkeit.

F. Und was ist der Mann, welcher nicht Sclave der Sinnlichkeit ist?

A. Ein unabhängiger Mann.

F. Er ist aber doch von der Vernunft abhängig?

A. Diese Abhängigkeit ist das nothwendige Bedingniß, unter welchem Vernunftwesen Vernunftwesen seyn können.

F. Wonach willst du demnach streben?

A. Durch Unabhängigkeit von der Sinnlichkeit ein unabhängiger Mann zu werden.

— — Ich darf hier doch wohl auf das Gefühl jedes gebildeten Lesers appelliren, ob eine solche Lehrweise nicht den Stempel des echtsokratischen Geistes trage, ob sie nicht Alles, was Unkunde, Irrthum, Aberglaube und blinder Eifer heißt, nothwendig ausschließen müßte, ob nicht jeder vernünftige Vater seinem geliebtesten Sohne einen solchen Erzieher wünschte?

Ueber Festigkeit des Charakters.

(13. März 18[illegible]2.)

F. Was nennen wir Charakter?

A. *Die herrschende Stimmung des Gemüthes, wodurch Einförmigkeit der Triebfedern, Zwecke, Absichten in ein Leben gebracht wird.* So giebt es Charaktere, wo Leichtsinn auf jeder Handlung und Aeußerung liegt; Muthwillen in jedem Zuge, Verschlagenheit in jedem Streben, Verstellung und Lüge sogar im *Vaterunser* beten.

F. Was nennen wir einen *festen Charakter*?

A. Jenen, der sich immer gleich bleibt, und seinen Zweck mit unverändertem Streben verfolgt.

F. Aber, das thut ja auch der Intrigant, der Schelm, der Betrüger?

A. Darum hat er auch Charakter, ob es gleich ein abscheulicher Charakter ist.

F. Von welchem festen Charakter ist aber hier die Rede?

A. Vom festen im *Gutesthun*.

F. Und worin besteht denn die Festigkeit dieses Charakters?

A. *In der Unveränderlichkeit des Willens, das anerkannte Gute zu thun.*

F. Welches sind die Bestandtheile dieses Charakters?

A. 1) Das Gute, 2) das Streben, es aufzufinden und anzuerkennen, 3) die Unveränderlichkeit in der Ausübung.

F. Was nennen wir gut?

A. Was in der Menschennatur und in der ganzen Naturordnung gegründet ist, und was Gott durch besondere Offenbarung als seinen Willen dem Menschen zu erkennen giebt.

F. Wie heißt die nothwendige Bedingung in Betreff des Guten, da wir unwissend auf die Welt kommen?

A. Das Streben, es aufzufinden, und kennen zu lernen.

F. Wie müssen wir uns gegen das aufgefundene Gute verhalten?

A. Mit Unveränderlichkeit müssen wir es anerkennen und ausüben.

F. Und was giebt die Verbindung aller dieser schönen Merkmale?

A. Festigkeit des Charakters.

F. Wem ist die Festigkeit des Charakters vorzüglich nothwendig?

A. Allen, die in bedeutenden Aemtern stehen, vorzüglich den Fürsten.

F. Warum vorzüglich den Fürsten?

A. Weil nichts so sehr den festen Gang der Regierung hindert, als wenn Der keine entschiedene feste Richtung hat, der ihr Oberhaupt ist.

F. Was kann der Beamte unter einem solchen Fürsten thun?

A. Er kann seine Handlungen so anlegen, daß er immer Herr bleibt, daraus zu machen, was er will. Er weiß die Vergehungen so zu strafen, daß man es am Ende auch für Freundschaft ansehen kann.

F. Was widerfährt dem Bürger unter einem solchen Fürsten?

A. Er gleichet einem Schafe ohne Hirten, geht wie es ihm gefällt, verirret sich in Gebüschen, und wird die Beute des lauernden Wolfes.

F. Wie gelanget ein Fürst zur Festigkeit des Charakters?

A. 1. Durch die treue Bearbeitung seiner Vorliebe für das Gute; 2. durch das frühe Angewöhnen, immer nach Grundsätzen zu handeln; 3. durch Verschmähung aller fremden Einwirkung, sogar flehentlicher Bitten, wenn an die Stelle der Wahrheit bloß Gefälligkeit treten soll; 4. durch Umgang mit standhaften, zuverlässigen Menschen; 5. durch Selbstbestrafung, wenn man sich schwach findet.

F. Wie bearbeitet man seine Vorliebe für das Gute?

A. 1. Wenn man sich oft saget: daß es allein unser würdig, und die einzige Bestimmung der Vernunft-

wesen sey; 2. wenn man das Gute dringend von sich fordert, und sich Aufgaben davon machet.

F. Wann gelange ich zur Gewohnheit, nach Grundsätzen zu handeln?

A. 1. Wenn ich mich in sittlichen Dingen niemals frage: was ist dir lieb; was wünschest du? sondern: was ist Recht, Pflicht? 2. wenn ich meine Handlungen stets nach Grundsätzen prüfe; 3. wenn ich dem Geiste des Zeitalters keinen unbedingten Einfluß auf mich lasse.

F. Was hältst du von jenen, welche gefällig sind, wo sie gerecht seyn sollten?

A. Sie haben keinen Charakter.

F. Was muß darum der feste Mann verschmähen?

A. Alle fremde Einwirkung und Bitte . . wider Recht und Pflicht.

F. Warum räthst du dem Fürsten den Umgang mit standhaften, zuverlässigen Menschen?

A. Weil der Umgang mit solchen Felsenmännern ihm den Charakter der Festigkeit giebt.

F. Aber, solche Männer sind gar nicht zu genießen?

A. Etwa für das flatterhafte Geschlecht nicht; aber für die Edeldenkenden sind sie eine Wohlthat, weil ihre Schwäche sich auf dieselbe stützen kann. Bei ihrer Festigkeit kann man sein Leben genießen, wenn man auch sie nicht sollte genießen können: und dieß ist sehr viel!

F. Wodurch wird man gegen Schwäche gesichert?

A. Wenn man sich keine verzeihet, sondern sich darum selbst strafet.

F. Ist die Festigkeit des Charakters dem Fürsten nothwendig?

A. Unentbehrlich.

F. Warum glaubest du dieses?

A. Weil er, als der Repräsentant des Gesetzes, fast einzig und allein den Launen, der Wechselliebe, der Flatterhaftigkeit der Welt entgegen steht.

F. Was geschieht, wenn ein Fürst keinen festen bestimmten Charakter hat?

A. Er steht unter dem Einflusse der Menschen, wo die Menschen unter dem Seinigen stehen sollten; er läßt

sich gefallen, was sie mit ihm machen wollen, anstatt sie zu nöthigen, sich die Vernunft gefallen zu lassen.

F. Was würde aus Menschen unter einer solchen Regierung werden?

A. Ein Geschlecht von Leichtsinnigen. Sie werden auf der Wagschale der Völker ohne Bedeutung seyn: zu Allem bestimmt, nur zum Guten nicht; ohne Nachdruck, Kraft, Würde.

F. Wenn du unter zwei Uebeln zu wählen hättest: nämlich zwischen einem harten oder unbestimmten Charakter, welchen würdest du vorziehen?

A. Allemal den harten; denn er hat doch Richtung, und man kann sich auf ihn verlassen, wo der Andere durchaus unzuverlässig ist. Bei Niemanden ist dieß folgenreicher und niederschlagender als bei Regenten.

F. Wie wird die Festigkeit des Charakters bei Fürsten verdorben?

A. 1) Durch eine schüchterne Erziehung, 2) durch Gefallsucht, 3) durch mißlingende Wagstücke, wozu man ihn in den Tagen seiner Raschheit verleitet, 4) durch das Umgebenseyn mit jungen Leuten, 5) durch die zu geringe Herrschaft der Vernunft bei der vollen Begünstigung der Lust, die so gerne wechselt, 6) durch zu vielen Umgang mit Weibern.

F. Was nennst du eine schüchterne Erziehung?

A. Wenn einem Kinde unnöthige, kleinliche Bedenklichkeiten gemacht werden; wenn man es allenthalben fürchten, Gefahr wähnen läßt; wenn man ihm immer hilft, immer Hand reichet, es nicht anweiset, sich vernünftig auf seine Kraft zu verlassen, wo es sich selbst genug ist; wodurch auch sogar der Gedanke erlöschen muß, daß man sich selbst genügen könne.

F. Wie verderbt eine solche Erziehung die Festigkeit des Charakters?

A. Ein solcher Zögling kann nicht bestimmt und entschieden im Handeln werden, weil er überall fürchtet; er wird immer kleinlich, und nie Mann seyn.

F. Was schadet die Gefallsucht der Festigkeit des Charakters?

A. Der sich in den Kopf gesetzt hat zu gefallen, der studirt die Neigungen der Menschen, und ändert sich mit diesen, weil er gefallen will.

F. Wozu verleiten unerfahrene und übelgesinnte Rathgeber den Fürsten?

A. Zu Wagstücken in den Tagen seiner Raschheit.

F. Was begegnet den Wagstücken sehr oft?

A. Daß sie mißlingen.

F. Und was ist die Folge davon?

A. Daß der Fürst durch das Mißlingen schüchtern gemacht wird, und an der Festigkeit des Charakters verlieret.

F. Was hältst du von dem Einflusse junger Leute auf die Fürsten?

A. Sie möchten aus Mangel an verdauter Weisheit und Erfahrung ihm wohl nur Festigkeit in der Unordnung geben.

F. Was behauptest du hier?

A. Was Natur und Erfahrung lehrt. Junge Leute sind selbst noch nicht fest und gebildet; Erfahrung und tiefere Einweihung in's Denken fehlt ihnen; wie sollte ihr Umgang der Festigkeit des Fürsten, der sich gern nach ihnen bildet, nicht nachtheilig seyn? Ihr leichtes Blut macht sie zum Wechseln geneigt. Gerathen sie auf böse Wege, so haben sie allein hierin eine traurige Festigkeit, welches die Seltenheit des Zurückkommens beweist.

F. Was ist der Neigung zum Wechsel vorzüglich entgegengesetzt?

A. Die Vernunft, welche ewig dieselbe bleibt.

F. Wobei muß demnach die Festigkeit des Charakters gewinnen, wobei verlieren?

A. Sie gewinnt unter der Leitung der Vernunft, und verlieret, wo die Lust herrschend wird.

F. Warum verliert die Festigkeit bei der Lust?

A. Weil die Lust so gerne wechselt; denn sie wird sehr bald des alten Genusses satt, und suchet neuen.

F. Wie wirket der häufigere Umgang mit Weibern auf den Charakter?

A. Er macht ihn weibisch, flatterhaft, launig, veränderlich; weil dieses Geschlecht (die Ausnahme macht sich von selbst,) gern empfindelt, tändelt, an Mode hänget, wechselt.

F. Könnte aber Festigkeit des Charakters nicht endlich Härte werden?

A. Alles kann übertrieben werden.

F. Dieß wirst du aber doch nicht wollen?

A. Nichts weniger!

F. Was ist nun zu thun, um diese Klippe zu meiden?

A. Man setze die Festigkeit des Charakters mit andern Tugenden in Verbindung.

F. Wie soll man dieses machen?

A. Man bearbeite in sich die Milde und Sanftheit, die wir an Jesus bewundern; man sey gerecht, und bei Handhabung der Gesetze gütig, wie der himmlische Vater, und lasse demnach, wie Er, die Sonne über Böse aufgehen und auf ihre Felder regnen, u. s. w. Im Zweifel gewöhne man sich, die mildere Meinung gelten zu lassen.

F. In welchen Stücken soll sich die Festigkeit des Charakters vorzüglich zeigen?

A. 1) in der Freundschaft, 2) in Förderung der Ehre Gottes, 3) in Erfüllung der Verbindlichkeiten, 4) in Haltung der Versprechen, 5) im Hasse des Bösen, 6) im Hinarbeiten zum Zwecke.

F. Was hältst du von Freundschaft?

A. Sie ist der süßeste Genuß des Lebens. Freunde sind jedem Menschen nothwendig. Wehe dem Menschen, der keine Freunde hat, und der ihren Werth nicht fühlt!

F. Findet man leicht Menschen, die zur Freundschaft geeignet sind?

A. Sie sind eine wahre Seltenheit.

F. Wie muß man sich gegen Freunde betragen?

A. Standhaft. Mit Menschen, die nicht zuverlässig sind, soll man keine Freundschaft stiften. Sind sie wahre Freunde, so muß ich ihnen entgegen geben, was sie mir geben, und treu und standhaft seyn.

F. Für wen eifert der feste Mann vor Allem?
A. Für seines Urhebers Ehre, für Gott!

F. Was hältst du von dem Arbeiten für das Glück seines Hauses?

A. Es ist Thorheit, wenn man sein Haus ohne Gott gründen will. Nur der für Gott arbeitet, gründet sein Haus.

F. Was fordern Verbindlichkeiten, die ich auf mich genommen habe?

A. Treue Erfüllung.

F. Was ist mir aber nöthig, damit ich tauglich sey, der Pflichtentreue zu entsprechen?

A. Festigkeit des Charakters.

F. Was erwartet man von dem, der verspricht?
A. Daß er sein Versprechen erfülle.
F. Und wenn er es nicht erfüllt?
A. So ist er wandelbar, unzuverlässig oder gar falsch.

F. Was muß demnach der Fürst thun, wenn er einmal etwas versprochen hat, damit er nicht für wandelbar oder gar für falsch angesehen werde?

A. Er muß standhaft erfüllen, wenn jedoch die Erfüllung nicht gegen eine höhere Pflicht anstößt.

F. Darf sich der Fürst nie mit dem Bösen, oder mit bösen Menschen aussöhnen?

A. Niemals, so lange sie böse sind; denn er ist Gerechtigkeit und Ordnung.

F. Worin muß er also standhaft seyn?
A. Im Hasse des Bösen.

F. Hat der Fürst einen Zweck?
A. Einen unaussprechlich großen Zweck, die Würde und Wohlfahrt seines Volkes.

F. Wovon hänget das Glück seiner Regierung ab?
A. Von Erreichung dieses Zweckes.
F. Was ist ihm nöthig, ihn zu erreichen?
A. Festes Hinarbeiten zu demselben.
F. Und was ist ihm zum Ganzen nöthig?
A. Festigkeit des Charakters.

Werthschätzung der Zeit.
(20. Januar 1802.)

F. Wie nennt man den Lauf der Augenblicke, Stunden, Tage, Monate, Jahre, in welcher die Ereignisse aufeinander folgen?

A. Zeit.

F. Machen die Ereignisse die Zeit, oder macht die Zeit die Ereignisse?

A. Die Ereignisse machen die Zeit.

F. Wie können die Ereignisse die Zeit machen?

A. Die Ereignisse machen die Zeit, indem sie so und nicht anders auf einander folgen.

F. Woher kommt denn dieses Aufeinanderfolgen der Ereignisse?

A. Von der Verkettung der Dinge, und von der Bestimmung freithätiger Wesen.

F. Also machen ja wir die Zeit?

A. Ja, wir machen sie, in sofern wir durch freies Handeln die Aufeinanderfolge der Ereignisse bestimmen.

F. Und die Natur macht auch die Zeit?

A. Sie macht auch die Zeit — durch die nothwendige Verkettung der Ereignisse.

F. Muß man denn nicht sagen, daß Gott die Zeit macht?

A. Gott macht die Zeit, denn Er hat die Natur, Er hat die Welt, Er hat Geister und Menschen, Er hat Alles gemacht. Ohne Ihn gäbe es keine Naturverkettung der Dinge, ohne Ihn kein freies Handeln, ohne Ihn keine Zeit.

F. Kann man nicht sagen: die Zeit liege in uns?

A. Ja, sie liegt in uns, in einem dreifachen Sinne, weil wir a) die nothwendige Aufeinanderfolge der Dinge in der Natur wahrnehmen, bezeichnen, messen; weil wir b) durch freies Handeln die Aufeinanderfolge vieler Ereignisse selbst bestimmen; weil wir c) nur eines nach dem andern denken, anschauen, bewirken können.

F. Welche Betrachtung der Zeit ist für uns die ermunterndste?

A. Wenn wir sie als ein leeres Buch ansehen, das wir mit lauter Wahrheit und Tugend vollschreiben sollen, als einen Zwischenraum, den wir von einer Epoche zur andern mit lauter guten Thaten ausfüllen sollen.

F. Warum ist dieß die ermunterndste Betrachtung?

A. Weil sie den Sinn für Menschenwürde anregt, indem nicht die Zeit die Thaten in uns bringen kann, sondern wir die Thaten in die Zeit.

F. Was giebt es noch für lehrreiche Betrachtungen der Zeit?

A. Weil eine Stunde die andere drängt, und wir sie nicht aufhalten, nicht verspäten mögen, so sagen wir: daß die Zeit flüchtig sey ꝛc.

F. Wie gehst du mit einem Vogel um, den du mit der Hand hältst?

A. Sehr vorsichtig; ich sorge, daß er nicht entfliehe.

F. Aber auch die Zeit entflieht dir, wie ein sorglos gehaltener Vogel: was mußt du thun?

A. Ich muß sie zu halten suchen.

F. Was muß man sich öfter sagen, wenn es auf Zeit ankommt?

A. „Die Zeit wartet nicht auf dich!"

F. Auf wessen Kosten leben die Gemächlichen, die Zauderer, die sich nie entschließen, nie fertig werden können?

A. Auf Kosten der Zeit!

F. Was muß man sich gefallen lassen, damit sie nicht entfliehe?

A. Sie fest zu halten.

F. Wodurch wird die Zeit fest gehalten?

A. Durch Handlungen. Wer handelt, der hat durch sein Thun die Zeit befestiget. Man kennt oft nach Jahrhunderten noch das Merkmal, welches er der Zeit eingedrückt hat, und rechnet davon her. So rechnet die dankbare Menschheit von Jesus.

F. Wenn ein Augenblick einmal vorüber ist, kannst du ihn wieder zurückrufen?

A. Nimmermehr!

F. Er ist also für dich — für allezeit vorüber?

A. Für allezeit, ewig!

F. Keine Reue, kein Wunsch, selbst kein Geld kann ihn zurückkaufen?

A. Kein Preis.

F. Wenn du aber endlich doch eine versäumte Handlung noch verrichtest?

A. Die Zeit ist vorüber; denn du verrichtest sie in einem neuen Augenblicke.

F. Ist dieß aber nicht gleichviel?

A. Nein; denn auch der unnütz verflossene Augenblick bot sich mir dar, eine Handlung aufzunehmen.

F. Die Zeit wäre also?

A. Unwiederbringlich! — Lehrer. Welches Unglück! Einen Theil meines Lebens habe ich wie Rauch verschwinden lassen, ohne mir oder Andern genützet zu haben, u. s. w.

F. Könnte ich aber nicht die verlorne Zeit wenigstens einigermaßen ersetzen?

A. Ja, wenn ich in den kommenden Augenblick mehr That hineinlege und meinen Fleiß verdopple.

F. Wie geschah es, daß manche Menschen gegen die Menschheit so wohlthätig waren?

A. Durch den guten Gebrauch der Zeit; sie wirkten, da es Zeit war.

F. Wo fanden die großen Gesetzgeber ihre Weisheit, wo die Heiligen die Erhabenheit und Lauterkeit ihrer Tugend?

A. Im guten Gebrauche der Zeit.

F. Wo findet der Jüngling seine Ausbildung und seine Zubereitung zum Glücke der künftigen Tage?

A. Im guten Gebrauche der Zeit.

F. Wo findet der Regent das Glück seiner Unterthanen, die Sicherheit vor Feinden, die Bewahrung vor Verführung, den Frieden und die Ruhe seines Landes?

A. Im guten Gebrauche der Zeit.

F. Wie entgeht der Regent der Verführung, den Fallstricken der Sophisterei, den Lockungen der Sinnlichkeit?

A. Wenn er die Zeit mehr zum Denken, als zum Genießen gebraucht.

F. Also bilden sich große Männer in der Zeit: und was wäre sie demnach?

A. Die Mutter großer Männer.

F. Was findest du bei solchen Betrachtungen an der Zeit?

A. Daß sie kostbar sey.

F. Wem fromme ich durch den guten Gebrauch der Zeit?

A. 1) Mir selbst. 2) Auch Andern ꝛc.

F. Wie fromme ich mir selbst?

A. Ich liefere mich durch die Benützung des gegenwärtigen Augenblickes besser und veredelt in die Hände des folgenden.

F. Was folget daraus?

A. Wer die Zeit schätzet, schätzet sich selbst.

F. Und wer die Zeit hinwegwirft? . .

A. Wirft sich selbst hinweg.

F. Warum wirft er sich selbst hinweg?

A. Weil er sich weder durch Ausbildung noch durch That veredelt.

F. Was hältst du von Vorsätzen, welche auf die Zukunft gestellt sind?

A. Sie sind meistens eitel, und die Nachtheile groß.

F. Warum?

A. Weil die Zeit der Aussaat versäumet ist: wo keine Aussaat ist, da ist keine Ernte.

F. Wenn Jemanden die Zukunft nützlich seyn soll, was muß er thun?

A. Er muß die Gegenwart benützen.

F. Worauf muß darum der sehen, welcher einst Wohlthäter der Menschheit seyn will?

A. Auf Benützung der Gegenwart muß er sehen. Nützen wollen, ohne sich dazu tauglich zu machen, ist ein süßer Traum.

Lehrer. O, Gegenwart, die man so oft verträumet, vertändelt, wegwirft: wie soll aus deiner Asche, wenn ich so sagen darf, der große Mann hervorgeh'n!

F. Wenn die Augenblicke der vorübereilenden Zeit sprechen könnten, was glaubest du, würden sie dir zurufen?

A. Benütze uns! Benütze uns!

F. Bringt denn die Zeit etwas mit sich?

A. Nichts; sie ist als eine leere Fähigkeit aufzunehmen. Sie möchte mit unsern Tugenden ausgefüllt seyn; sie bietet sich uns an, daß wir gute Thaten wie Kinder in ihren Schooß aufnehmen sollen.

F. Wohin deutet uns also die Fähigkeit der Zeit, unsere Thaten aufzunehmen?

A. Sie deutet auf unsere Ausfüllung.

F. Was ist demnach die Forderung der Augenblicke an uns?

A. Füllet uns aus! Füllet uns aus!

F. Und womit sollen wir sie ausfüllen? Etwa mit dem, was uns gefällt? Mit unsrer Thorheit, mit unserm Leichtsinne?

A. Fern sey dieses! sondern mit dem, was 1) unser als Vernunftwesen würdig; und 2) was den Absichten der Zeit angemessen ist.

F. Wenn nun die Augenblicke die Forderung an uns machen: Füllet uns aus! sind wir denn schuldig, auf ihre Forderung zu hören?

A. Wir sind es schuldig.

F. Warum?

A. Weil es Stimme der Natur, und folglich Ausspruch des Urhebers der Natur ist.

F. Was haftet auf diesem Hören?

A. 1) Die Ueberzeugung, den Willen Gottes erfüllt zu haben; 2) Segen für sich und Andere.

F. Wenn ich aber über dem Getöse der Gelüste diese Stimme nicht höre?

A. Traurig, sehr traurig!

F. Was haftet auf diesem Nichthören?

A. 1) Der Vorwurf, mein und fremdes Wohl verscherzt zu haben; 2) das Gefühl der Untreue gegen die Führungen Gottes; 3) Verantwortung vor der ewigen Gerechtigkeit.

F. Wer soll die Zeit vorzüglich gut anwenden?

A. Der die Pflicht auf sich hat, für Andere zu sorgen. Z. B. Fürsten, Eltern, Erzieher ꝛc.

F. Warum müssen diese vorzüglich die Zeit gut anwenden?

A. Weil diese ihre Zeit und den Gebrauch derselben Andern schuldig sind.

F. Wenn in einer Haushaltung, in einer Verwaltung die Zeit verschleudert wird, auf wen fällt dann die Schuld der übeln Maßregeln?

A. Auf den, der durch das Verlieren der Zeit sich die nöthigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten zum Geschäfte nicht erworben hat.

F. Wer trägt die Schuld, wenn im Hause oder in seiner Verwaltung Tugend und Frömmigkeit in Verfall gerathen?

A. Der, welcher diese Gefühle weder in sich noch in Andern bearbeitet, und seine Zeit bei Kleingeistigkeit und Spiel verliert.

F. Woher rührt es, daß man sich oft den schlechtesten Rathgebern und Helfern überlassen muß?

A. Weil man die Zeit weder zum Lernen noch zum Selbstdenken verwendet hat.

F. Warum sind Reiche und Vornehme so selten im Stande, die Absichten verschmitzter Diener zu durchschauen?

A. Weil sie die Zeit der Bildung versäumet und die Freudenjagd an die Stelle der Bildung gesetzt haben.

F. Was machet den Menschen zum Schatten eines Menschen; und was stellet die Großen jener Mücke gleich, welche auf der Deichsel saß, und den Wagen zu ziehen glaubte?

A. Versäumter Zeitgebrauch.

Lehrer. Traurige Aussichten für den, der die Zeit nicht zu schätzen weiß! Trauriger noch für die Unschuldigen,

digen, welche von Jemanden in irgend einer Stelle Rath und Hülfe erwarteten, der das Mittel nicht kannte, sich nützlich zu machen!

Von dem fürstlichen Sinne.

F. Hast du nicht schon bemerket, daß manche Leute bei aller Mühe, welche man sich gab, sie z. B. Musik zu lehren, nichts davon zu lernen im Stande waren, und lauter falsche Töne von sich gaben?

A. Leute ohne musikalisches Ohr giebt es viele.

F. Haben nicht Andere wieder eben so wenig Geschicke zum Tanzen, u. s. w.?

A. Eben so.

F. Was saget man von solchen Leuten?

A. Man saget: sie haben keinen Sinn für dieses und jenes Geschäft.

F. Es wäre demnach in dem Menschen ein gewisser Sinn für das nöthig, was er leisten soll?

A. Dieser ist nöthig, sonst gelinget ihm nichts.

F. Worin besteht das, was wir Sinn nennen?

A. Darin, daß wir schnell wahrnehmen und richtig unterscheiden alles das, was z. B in die Sphäre des Berufes, Geschäftes fällt, und dieser Unterscheidung gemäß denken und handeln.

F. Demnach gäbe es so vielerlei Sinne, als es Berufsgeschäfte giebt?

A. Eben so viele.

F. Folglich gäbe es wohl mehr, als die gewöhnlichen fünf Sinne?

A. Körperliche Sinne giebt es nur die bekannten fünf; aber davon ist die Rede nicht. Hier sprechen wir von einem geistigen Sinne, der sich seinen Gegenstand suchet, findet und darin lebt.

F. Wenn ein Fürst alle seiner großen Stelle angemessene Gesinnungen zeigte; wenn er die leisesten Forderungen derselben fühlte, und sich bestrebte, sie so genau zu erfüllen, als richtig er sie fühlet: was hätte er?

A. Einen fürstlichen Sinn.

F. Was wäre nun ein fürstlicher Sinn?

A. Das richtige und lebhafte Gefühl seines hohen Standes, mit dem Bestreben, ihm auf's Beste zu entsprechen.

F. Aus was besteht demnach der fürstliche Sinn?

A. 1) Aus dem richtigen und feinen Gefühle seines fürstlichen Standes; 2) aus dem Bestreben, ihm auf's Beste zu entsprechen.

F. Wie zeiget sich das richtige und feine Gefühl?

A. Wenn nichts der Aufmerksamkeit entgeht, was dem Begriffe, Fürst, Wahrheit und Vollständigkeit geben kann; ja, wenn der Fürst sogar mehr darin zu sehen weiß, als gemeine Augen zu unterscheiden im Stande sind.

F. Ist dieses wohl eine leichte Sache?

A. Gewiß nicht! So wenig es gemein ist, unter den Gelehrten Newtone und unter den Künstlern Praxitelesse und Raphaele zu finden.

F. Ist feines und gebildetes Fürstengefühl der ganze fürstliche Sinn?

A. Nein; das Gefühl muß Leben, der Gedanke That werden.

F. Wenn aber ein Fürst viele Thätigkeit äußerte, die aber selten von den edlern Gefühlen des fürstlichen Sollens eingegeben wäre?

A. Auch dieses wäre nur ein Theil des fürstlichen Sinnes, dem es gerade an der Seele des Handelns fehlte.

F. Kann man sich einen fürstlichen Sinn erwerben?

A. Ohne Zweifel, wenn anders die gehörige Fähigkeit dazu nicht mangelt. Wo sich ein solcher gleichsam angeborner Sinn findet, da ist Anlage zum großen Manne in dieser Art.

F. Durch welche Mittel gelanget man dazu?

A. 1) Durch Einpflanzung und Bearbeitung der Gefühle seines ausgezeichneten Berufes; 2) durch Unterricht; 3) durch Hinblick auf große Beispiele; 4) durch Aufschauen zu Gott.

F. Was bemerkest du von den verschiedenen Gattungen des Berufes, die es giebt?

A. Daß ein jeder auf seine eigene Weise gefühlt werden müsse. Bei einem muß Menschenliebe das herrschende Gefühl seyn; bei dem Andern Muth und Stärke; bei dem Dritten Eifer für das Seelenheil; bei dem Vierten Edelmuth und Seelengröße u. s. w.

F. Was für Gefühle müssen vorzüglich ein fürstliches Herz zieren?

A. 1) Allgemeines Wohlwollen, wie jenes eines Vaters gegen seine Kinder; 2) Edelmuth und Seelengröße, welche sich in jedem seiner Worte, in jeder Handlung zeigen müssen; 3) Gerechtigkeit.

F. Kann Unterricht einem zum fürstlichen Sinne verhelfen?

A. Ohne Zweifel. Es giebt zwar Gemüther, die zum Großen und Edlen geschaffen zu seyn scheinen; aber der Unterricht kann Vieles ersetzen, und selbst den natürlichen Anlagen als Bildungsmittel entgegenkommen.

F. Was hältst du auf die Beispiele in dieser Hinsicht?

A. Ich fühle sie in mir selbst wohlthätig.

F. Wie das?

A. So oft ich ein edles großes Beispiel sehe, hebet sich mein Herz, und es möchte eben so seyn, weil es das Würdige im Musterbilde fühlet.

F. Wodurch muß der fürstliche Sinn am reichlichsten gewonnen werden?

A. Durch das Hinsehen auf Gott.

F. Warum?

A. Weil in Gott alle Größe und Erhabenheit liegt, welche Personen zieren muß, die einen Theil seiner Würde tragen.

F. Was hindert und verderbt oft den fürstlichen Sinn?

A. Die äußern Ursachen sind: 1) Erziehung, 2) Verführung, 3) Zeitgeist, 4) böse Beispiele. Die innern Ursachen aber sind: a) wenn man seine Regierung auf Genuß berechnet, b) wenn man zwischen Größe und Stolz nicht unterscheidet, c) wenn man auf sich und nicht auf seinen Zweck sieht.

F. Wie kann dem fürstlichen Sinne durch Erziehung geschadet werden?

A. Wenn kleinliche, wunderliche, veränderliche, irrdenkende, ausschweifende Menschen daran Theil nehmen. Der Geist derer, welche mit dem Kinde umgehen, drückt sich in demselben ab.

F. Was thut Verführung?

A. Sie setzet verkehrte, selbstersonnene Maximen an die Stelle der auf Natur gegründeten; sie entreißt das Handeln der Aufsicht der Vernunft, und giebt das Beispiel dazu.

F. Was ist Zeitgeist?

A. Eine herrschende Stimmung der Zeit, die ihren Grund in dem Scheine, nicht in der Wahrheit hat; eine allgewaltige Leidenschaft, die alle anderen Kräfte verschlingt, und der alle anderen dienen.

F. Wie verderbt dieser den fürstlichen Sinn?

A. Er giebt dem Fürsten das Gepräge der Zeit, da er das Gepräge des Fürsten haben sollte. So sah man Fürsten wechselweise Jäger, Komödianten, kriegerische Donquixotte, Sophisten, Oekonomen und Verschwender werden.

F. Was ist das böse Beispiel?

A. Ein Ruf in den Wald, der sich von dort aus wieder giebt.

F. Wie verderbt dieß den fürstlichen Sinn?

A. Es giebt dem unglücklichen Nachahmer die Lebensart seines Verführers. Er wird leichtsinnig, Wollüstling, oft selbst Gottesläugner seyn, wie sein Muster.

F. Wodurch wird der fürstliche Sinn vorzüglich verdorben?

A. a) Wenn man seine Regierung auf Genuß berechnet; b) wenn man Stolz äußert, wo man Größe zeigen sollte; c) wenn man mit Gewalt ausführt, wo man den allgemeinen Willen verehren sollte.

F. Welches sollte der gesuchteste Genuß des Fürsten seyn?

A. Das Wohl seiner Unterthanen.

F. Was hältst du von jenen, welche das Glück, Fürst zu seyn, vom Ertrage des Landes, von den Anstalten der Lust u. s. w. her rechnen?

A. Abscheulich! Sie haben keinen Fürstensinn.

F. Was ist für ein Unterschied zwischen Stolz und Größe?

A. Stolze sind nie groß, und Große sind nie stolz. Stolz gefällt sich, betet sich an, bezieht Alles auf sich; der Große ist Alles für Andere.

F. Hat derjenige einen fürstlichen Sinn, der sich auf Gewalt verläßt?

A. Gewalt darf nur gegen Feinde gebraucht werden. Wo sich der allgemeine Wille äußert, da ist Vernunft, da ist Gesetz.

F. Was sieht man oft für fürstlichen Sinn an?

A. 1) Eigenwillen und Unduldsamkeit des Widerspruchs; 2) Größe an Massen statt Größe der Gesinnung; 3) Unglauben statt geläuterter Religion; 4) Aufwand statt Wohlstand, u. s. w.

F. Was für Folgen hat der Eigenwille und das Nichtdulden aller Einrede?

A. Sie arten endlich in Despotie und Unterdrückung aus. Nichts ist härter, als wenn sogar die Bescheidenheit schweigen muß, und wenn Wohlmeinen ein Verbrechen wird.

F. Was nennest du Größe der Gesinnung?

A. Den Umfang des Wohlmeinens und die Reinheit der Absicht.

F. Aber große Gebäude, Aufführungen, Anstalten, das Erschaffen von Grund aus, sind doch auch Größen?

A. Sie sind Größen an Massen, wo Vernunftgröße die Auszeichnung seyn sollte.

F. Wie ist es möglich, daß man Unglauben statt reiner Religion wähle?

A. Bei gesunden Sinnen freilich nicht; aber es wird bewirket a) durch die gangbar gewordenen Grundsätze der Verführung; b) durch den Hang zum Sinnengenusse.

F. Mag dieß wohl den Großen der Erde nachtheilig seyn?

A. Ungemein! Sie sind gegen den Einzigen und Höchsten gefühllos, was werden sie den Menschen seyn?

F. Aber darin liegt doch ein fürstlicher Sinn, daß goldene Palläste prangen, Vergnügungen strömen, bloße Sättigung ein Bußtag ist, und man eher müde wird zu begehren, als herbeizuschaffen?

A. Wer möchte einen solchen Sinn nicht beweinen!

F. Worin muß sich demnach der fürstliche Sinn zeigen?

A. In innerer und äußerer Würde.

F. Was ist innere Würde?

A. Gesinnungen, die der Erhabenheit der Stelle und dem Umfange ihrer Pflichten angemessen sind.

F. Wie muß der Mann von innerer Würde aussehen?

A. Wahrheit, die in ihm wohnet, wird ihr reines Wesen über sein Angesicht ausbreiten; sein edles Herz wird durch sein ganzes Wesen schlagen; Wohlwollen wird aus seinen Augen leuchten; und seine aus der Hand der Tugend empfangene Größe wird weit um ihn her Achtung und Verehrung verbreiten.

F. Was ist äußere Würde?

A. Der Ausdruck der innerlichen, wodurch sich der Vater und Wohlthäter des Landes ankündiget.

F. Was hältst du von einem solchen fürstlichen Sinne?

A. Er ist der unentbehrlichste Schmuck des Fürsten.

F. Hältst du es deiner würdig, nach demselben zu streben?

A. So würdig, daß ich gern gestehe, ich wäre ohne ihn des fürstlichen Berufes nicht werth.

Von Plauderhaftigkeit, und der Kunst, zu schweigen.

(26. Dezember 1800.)

F. Ohne Zweifel bist du auf Menschen gestoßen, welche über Alles redeten, immer redeten, wiederholten, und nie fertig werden konnten?

A. Solche lästige Wesen sind mir genug aufgestoßen.

F. Welche entstellende Eigenschaft zeigen solche Leute an sich?

A. Plauderhaftigkeit.

F. Woher entsteht die Plauderhaftigkeit?

A. 1) Von guten Schwätzorganen, dem Beneficium der Lunge; 2) vom Mißverhältnisse zwischen Denken und Reden; 3) bei Kindern von langer Weile und Unbesonnenheit; 4) von einer angebornen Geschicklichkeit, Gedanken aneinander zu reihen, und von der Angewöhnung, über Alles abzusprechen; 5) von dem Bedürfnisse der Eitelkeit, sich reden zu hören.

F. Wodurch wird die Plauderhaftigkeit genähret?

A. 1) Durch Unthätigkeit. Man scheuet natürlich das Leere, und schwatzt. 2) Durch Beispiel, durch Umgang mit Schwätzern. 3) Vom Glauben, Alles sagen zu dürfen. 4) Von der unzeitigen Bewunderung des Gesagten an Kindern, die das Lügengefühl der Eitelkeit und den Drang, sich hören zu lassen, steigert.

F. Welche Folgen hat eine solche Plauderhaftigkeit?

A. 1) Folgen in Betreff seiner selbst; 2) Folgen in Rücksicht auf Andere.

F. Welche Folgen hat sie in Betreff des Plauderhaften selbst?

A. 1) Sie giebt Andern eine geringe Meinung von ihm; 2) seine Vortheile und Nachtheile legen sich in fremde Hände; 3) er wird sein eigener Verräther, und stellet sich dem Mißbrauche bloß; 4) man verräth die Geheimnisse; wird gewissenlos.

F. Welche Folgen hat sie in Rücksicht auf Andere?

A. 1) Man vertrauet ihm, als einem Schwätzer, nichts an; 2) man entfernt sich um seiner Sicherheit willen von ihm, und entziehet ihm die Vortheile der Gesellschaft.

F. Welche üble Seiten entdeckt die Plauderhaftigkeit am Menschen?

A. 1) Verstandesschwäche; 2) Unherrschaft über sich selbst; 3) Leichtsinn, der bis zur Gewissenlosigkeit steigt, indem er wider allen Verstand ausschlägt; 4) Unkunde des erlaubten Gebrauches der Rede.

F. Warum ist Plauderhaftigkeit ein Zeichen der Verstandesschwäche?

A. Weil man dabei mehr Rücksicht auf Sagen, als auf das Gesagte nimmt. Man kann dabei unmöglich Alles prüfen, und spricht oft, ohne zu denken, wie man oft mit geöffneten Augen nicht sieht.

F. Wie entdecket sich denn Unherrschaft über sich selbst durch Plauderhaftigkeit?

A. Wer, ohne auf die Weisungen der Vernunft zu achten, bloß nach Einfall und Laune handelt, der hat keine Herrschaft über sich selbst.

F. Wie kann denn der Plauderer gewissenlos werden?

A. Wenn er Dinge redet, welche dem allgemeinen oder Privatbesten nachtheilig sind; wenn er sich nicht an die Regel alles Aeußerens hält: „Aeußere dich nur unter Aufsicht deiner Vernunft und des Gesetzes!"

F. Wo liegt die Unkunde von dem Gebrauche der Rede?

A. 1) Darin, daß er die sittlichen und bürgerlichen Folgen seiner Rede nicht berechnet; 2) daß er nur redet, um zu reden, und nicht, um einen erlaubten Zweck dadurch zu erreichen.

Kunst, zu schweigen.

F. Was nennen wir Kunst?

A. Die errungene Fertigkeit, etwas zu thun, nicht zu thun.

F. Und was wäre denn Kunst, zu schweigen?

A. Die Fertigkeit, sich da das Sprechen zu versagen, wo nach den Regeln der Weisheit nicht geredet werden darf.

F. Ist denn das Schweigen eine Kunst?

A. Allerdings eine große Kunst.

F. Warum ist es eine Kunst?

A. Weil uns oft der Drang, uns zu erklären, das Gedachte mitzutheilen, das Unangenehme zu rügen, das Auffallende zu tadeln, das Eigene zu erheben, das Fremde herabzuwürdigen u. s. w., die Worte von der Zunge

stiehlt: und es kostet viele Herrschaft über seine Zunge, wenn man sie nicht mißbrauchen soll.

F. Wann hat man das Schweigen bis zur Kunst gebracht?

A. Wenn einem selten mehr ein Wort entwischet, welches Andern auffallend seyn möchte, oder welches man zurückwünschte.

F. Sage mir kurz und bestimmt die Lehre vom Schweigen?

A. 1) Es giebt Zeiten, wo man schweigen muß; 2) es giebt Dinge, welche man verschweigen muß; 3) es giebt Personen, vor welchen man schweigen muß.

F. Zu welchen Zeiten muß man schweigen?

A. 1) In der Jugend; 2) bei einem unvollständigen Unterrichte in einer Sache; 3) in Hitze und Leidenschaft; 4) wo Reden fruchtlos ist.

F. Warum soll man in der Jugend schweigen?

A. Weil man zuerst lernen muß, ehe man nützlich reden kann.

F. Warum bei einem noch unvollständigen Unterrichte in der Sache?

A. Weil ich nach besserer Belehrung wohl anderer Meinung werden könnte.

F. Warum zur Zeit einer Leidenschaft schweigen?

A. Weil man da Alles im falschen Lichte sieht.

F. Warum schweigen, wo das Reden fruchtlos wäre?

A. Weil ich die Worte verlöre. Werfet die Perlen nicht den Schweinen vor!

F. Welche Dinge muß man verschweigen?

A. 1) Verkleinernde; 2) verfeindende; 3) verführende Dinge; 4) anvertraute Geheimnisse.

F. Was ist verkleinernd?

A. Was eine geringere Meinung von Jemanden giebt, als er verdient; oder ohne Noth den guten Ruf, welchen er genießt, verderbt.

F. Warum soll ich verfeindende Dinge verschweigen?

A. Weil gutes Benehmen gegen alle Menschen und Aufrechthaltung friedlicher Gesinnung rc. Pflicht ist.

F. Soll ich diesen Grundsatz allezeit und allgemein befolgen?

A. Wo mich nicht Pflicht auffordert, den Haß der Menschen, die Feindschaft und ihre Folgen auf mich zu nehmen.

F. Was ist verführend?

A. Was Andern Ursache wird, den Weg der Wahrheit und Ordnung zu verlassen.

F. Was hältst du davon?

A. Abscheulich! Die heil. Schrift nennt es Aergerniß geben.

F. Wie vielerlei sind die anvertrauten Geheimnisse?

A. 1) Privatgeheimnisse; 2) Staatsgeheimnisse.

F. Was ist ein Privatgeheimniß?

A. Etwas, das mir ein Mitbürger im Vertrauen auf meine Verschwiegenheit mitgetheilt hat.

F. Was sind Staatsgeheimnisse?

A. Hinterlagen, die mein öffentliches Amt, oder öffentliches Anliegen betreffen. Sacramentum regis abscondere bonum est.

F. Vor welchen Personen soll man schweigen?

A. 1) Vor Geschwätzigen; 2) vor Kindern; 3) vor Neugierigen; 4) vor Unbekannten; 5) vor Unverhältnißmäßigen; 6) vor Großen.

F. Wen kann ich für geschwätzig ansehen?

A. Denjenigen, der sich aus Erzählen und Wiedererzählen ein Geschäft und einen Genuß macht.

F. Warum soll man vor Kindern schweigen?

A. Weil ihre Unbekanntschaft mit der Welt den Mißbrauch des Gehörten erleichtert.

F. Warum soll ich vor Neugierigen schweigen?

A. Weil diese Leute meistens eben so mittheilend sind, als einsaugend.

F. Warum muß man vor Unbekannten schweigen?

A. 1) Weil ich vor dem Mißbrauche meiner Worte nicht gesichert bin; und 2) weil es etwa ein Freund dessen seyn könnte, gegen den ich mich erkläre. So machten sich Manche Verdruß, welche vor Ungekannten von Familien, Regierungen, Religion sprachen.

F. Wer sind die Unverhältnißmäßigen, vor denen man schweigen soll?

A. Welche ihrem Stande und ihrer Bildung nach tief unter der Sache stehen, wovon ich reden möchte. Z. B. wenn ich vor Kutschern, Bedienten, gemeinen Soldaten von Staatssachen spräche.

F. Warum soll man vor Großen schweigen?

A. 1) Seine Ehrfurcht zu bezeigen; 2) weil man aus Gefälligkeit leicht gegen sein Gewissen sprechen kann; 3) weil man leicht schaden kann, indem Alles weit aussehend ist, oder werden kann, was ihnen mitgetheilt ist.

F. Ist denn das Schweigen nicht sündliche Verstellung?

A. Nie, wenn es von Weisheit eingegeben wird; wohl aber, wenn ein böses Herz es auflegt.

F. Giebt es nicht ein beredtsames Schweigen, welches oft mehr ausdrückt, als die Rede selbst?

A. Es giebt wohl ein solches: z. B. wenn ich so schweige, daß man mir die Antwort auf dem Angesichte lesen kann, wenn man lesen will. So schweigt man oft vor einem unbilligen Gewaltigen; vor einer rasenden Bestie, die ich nur mehr reizen würde u. s. w.

F. Wem fehlt zum größten Nachtheile die Kunst, zu schweigen?

A. Den Großen, wann sie ihnen fehlt.

Von den Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern.

(28. Jänner 1801.)

F. Wenn wir das Wort, unsre lieben Eltern, aussprechen, welche Menschen bezeichnen wir mit diesem Worte?

A. Die, durch welche uns Gott Daseyn und Leben geschenkt hat.

F. Ist also zwischen Eltern und Kindern ein großes, ein heiliges Verhältniß?

A. Das größte, das heiligste — nach Gott.

F. Warum das größte und heiligste nach Gott?

A. Den Eltern verdanken wir das Leben: und das Leben ist ja die Wurzel aller andern Verbindungen mit andern Menschen, und unsrer vollständigen Entwickelung

und Bildung für Zeit und Ewigkeit. Also ist die Verbindung, in welcher die Kinder zu den Eltern stehen, nach jener Verbindung, in der wir Alle zu Gott stehen, die höchste, die heiligste.

F. Was für Pflichten gehen aus diesem großen, heiligen Verhältnisse für Kinder hervor?

A. Vorzüglich Dankbarkeit, Gehorsam, Liebe.

F. Was ist Dankbarkeit?

A. Das Streben, den empfangenen Wohlthaten durch Erkenntlichkeit, durch gute Wünsche, durch Segnung und Anhänglichkeit zu antworten.

F. Was genießen Kinder durch die Eltern?

A. Die Wohlthat des Lebens, Erziehung, Erhaltung, Versorgung für die Zukunft u. s. w., und eine Liebe, die an Herzlichkeit Alles übertrifft.

F. Was muß die Ueberzeugung davon im Kinde wirken?

A. Das Bestreben, auf jedem Gesichtszuge, in jeder Handlung, in jeder Gesinnung Dankbarkeit auszudrücken.

F. Auf welche Weise kann das Kind seine Dankbarkeit äußern?

A. 1) Durch die besorgteste Aufmerksamkeit auf Winke und Bedürfnisse der Eltern; 2) durch das lebhafteste Vergnügen an dem Wohlseyn der Eltern; 3) durch die Zufriedenheit mit Allem, was es von den Eltern hat; 4) durch sein Bestreben, den Eltern seine kindlichen Gesinnungen fühlbar zu machen, und Genuß durch Gegengenuß zu vergelten.

F. Worin sollen die Kinder vorzüglich den Eltern sich dankbar erzeigen?

A. 1) Darin, daß sie ihre Ermahnungen zum Guten befolgen; 2) daß sie ihre Bemühungen zum Besten der Unmündigen anerkennen und zu achten wissen; 3) daß sie sich bestreben, sie durch ein schönes Betragen zu erfreuen; 4) daß sie die Hoffnung durch Tugendliebe gründen, daß sie Kinder hinterlassen, die ihrer würdig sind.

F. Was soll ein Kind aus Dankbarkeit zu erzeugen suchen?

A. 1) Häusliche Freuden; 2) frohes Gefühl der Elternschaft; 3) die Ueberzeugung, daß Sorge und Mühe der Eltern an ihm nicht verloren sey.

F. Wann fehlt das Kind gegen die Pflicht der Dankbarkeit?

A. 1) Wenn es Wohlthaten annimmt, ohne sich die denselben entsprechenden Gefühle zu gebieten; 2) wenn es ohne Rücksicht auf Sorgen und Arbeiten der Eltern nur genießt; 3) wenn es das Ansehen hat, als halte es die Eltern nur für gut, Angenehmes herbeizuschaffen; 4) wenn es sich nicht bestrebt, die Wohlthaten da, wo Verdienst Platz hätte, zu verdienen; 5) wenn es sich nicht auch beschwerliche Opfer gefallen läßt, welche es den Eltern als Zeichen der Dankbarkeit bringt.

F. Was sollen die Kinder denken, wenn die Eltern etwas Schweres von ihnen begehren?

A. Noch nicht genug für eure Liebe; nicht genug für eure Sorge!

F. Was hältst du von Kindern, welche ihren Eltern trotzig begegnen, harte Reden geben? u. dgl.

A. Die Undankbaren! Ohne die Eltern würden sie nicht seyn; ohne ihre Erziehung etwa nur lallen und nicht reden; ohne ihre Lehre kaum denken können: und sie sollten Denken und Reden zur Kränkung der Eltern mißbrauchen können?

F. Welches schöne Beispiel der Dankbarkeit finden wir in der heil. Schrift?

A. Jenes von Joseph gegen seinen Vater Jakob, den er aus Kanaan zu sich bringen ließ u. s. w.

F. Was heißt gehorsam seyn?

A. Sich nach dem vernünftigen Willen eines Andern richten.

F. Was sind die Kinder in dieser Rücksicht den Eltern schuldig?

A. Sich nach dem vernünftigen Willen derselben zu richten.

F. Was machet den Gehorsam den Kindern zur Pflicht?

A. 1) Ihre Abstammung von den Eltern; 2) ihr unausgebildetes Wesen; 3) der erklärte Wille Gottes.

F. Wie folget aus der Abstammung der Kinder Gehorsam?

A. Die Abstammung der Kinder machet die Eltern nach Gott zu Gebietern, zu Machthabern über Kinder, und überall, wo ein Theil das Recht hat, zu gebieten, da hat der andere die Pflicht, zu gehorchen.

F. Wie weit erstrecket sich die Pflicht des Gehorsames?

A. 1) Ueber alle Dinge, welche von mir abhangen, und wo ich mich nach dem Willen der Eltern richten kann und darf; 2) über Alles, was aus dem Begriffe der Eltern fließt: z. B. Hausordnung, Ausgaben, Erziehungsplan, Lehre, Bildung u. s. w.

F. Was verbindet Kinder ferner noch zum Gehorsame?

A. Ihr unausgebildetes Wesen.

F. Was leget dieses den Eltern auf?

A. Die Pflicht, zu sorgen, daß die Bildung befördert werde.

F. Damit aber Bildung befördert werden könne, was muß vom Kinde geschehen?

A. Es muß gehorsam seyn.

F. Wo hat sich Gott hierüber erkläret?

A. 1) Dadurch, daß er Kinder schwach, kenntniß- und erfahrungslos geboren werden ließ; 2) in den zehn Geboten, und Ephes. 5.: Kinder, gehorchet euern Eltern im Herrn!

F. Wenn aber die Eltern unangenehme und beschwerliche Dinge begehren?

A. Das thut nichts: hier fragt es sich nur, was gut und recht ist, nicht was schwer und unangenehm ist.

F. Wer gab im alten Testamente ein schönes Beispiel des Gehorsames?

A. Isaak.

F. Und im neuen Testamente?

A. Jesus.

F. Wie verfehlt man sich gegen den Gehorsam?

A. 1) Wenn das Kind Alles auf Zwang ankommen läßt; 2) wenn es mit den Eltern streitet; 3) wenn es das Gebot unvollständig erfüllet; 4) wenn es dasselbe nach seinem Sinne auslegt u. s. w.

F. Wann ist der Ungehorsam besonders wichtig?

A. 1) Wenn er den Eltern Ursache wird, sich sehr zu betrüben; 2) wenn er das Kind in große Nachtheile der Sittlichkeit, der Gesundheit, des Vermögens rc. setzet.

F. Was erleichtert den Kindern den Gehorsam?

A. 1) Die Ueberzeugung vom Willen Gottes; 2) ein wahrhaft kindliches Herz; 3) vernünftige Selbstachtung; 4) eigenes Wohlseyn.

F. Was ist Liebe gegen die Eltern?

A. Innige, mit dem reinsten Wohlwollen verknüpfte Freude an den Eltern, kraft deren das Kind gleichsam nur zum Vergnügen derselben lebet, und durch diese Verschönerung und Versüßung ihres Daseyns das Empfangene einiger Maßen ersetzet.

F. Was verbindet die Kinder zu einer solchen Liebe?

A. 1) Die Abstammung von den Eltern. Kinder sind Zweige von dem Baume, dem sie sich zu verdanken haben; 2) die unaussprechliche Elternliebe, welche sie genießen; 3) die Fähigkeit, zu lieben, die sie nach Gott gegen Niemanden würdiger äußern können, als gegen die Eltern.

F. Wozu wird diese Liebe die Kinder verbinden?

A. 1) Nie knechtisch vor den Eltern zu erscheinen, nie aus bloßer Furcht zu handeln; 2) sich mit Freuden nach ihrem Willen zu fügen, ja demselben zuvorzukommen; 3) Anhänglichkeit und Ergebenheit in vollem Maße zu zeigen; 4) die Eltern von allen andern Menschen durch den Ausdruck der kindlichen Ehrfurcht zu unterscheiden.

F. Können die Eltern nicht das Recht auf diese Liebe verlieren, wenn sie etwa nicht nach dem Willen der Kinder thun?

A. Niemals! Auch unbillige Härte von Seiten der Eltern muß die Kinder nicht beleidigen können.

F. Wenn aber diese Liebe große Opfer, Verläugnung seiner selbst forderte?

A. Nichts darf abhalten; nichts zu beschwerlich fallen: wir haben ihnen nach Gott ja Alles zu verdanken.

F. Also: wie heißen die Pflichten der Kinder?

A. Dankbarkeit, Gehorsam, Liebe.

F. Ließen sich diese Pflichten nicht in einer andern Ordnung darlegen?

A. Warum nicht? Bei jeder Uebersicht des Ganzen lassen sich einzelne Glieder anders verbinden, vielleicht auch neue auffinden.

F. Wollen wir nicht, um uns dieselbe Sache eindrücklicher zu machen, eine lichtere und vollständigere Darstellung versuchen?

A. Ich freue mich, sie vor meinen Augen entstehen zu sehen.

F. Wenn die Liebe das ganze Gesetz des Menschen ausmacht: wird sie nicht auch das ganze Gesetz der Kinder in Hinsicht auf ihre Eltern seyn?

A. Wer die Eltern liebt, hat als Kind sicherlich auch das ganze Gesetz erfüllt.

F. Wenn die kindliche Liebe in dem Herzen eines Kindes lebt: wird sie sich nicht 1) im freudigen Zutrauen, 2) in thätiger Dankbarkeit, 3) in willigem Gehorsam, und 4) in ungeschwächter Ehrfurcht offenbaren müssen?

A. Die Liebe wird lauter Vertrauen und Zuversicht, die Liebe wird thätige Dankbarkeit seyn, die Liebe wird gern gehorchen, die Liebe wird sich nie einen Mangel an Ehrfurcht zu Schulden kommen lassen.

F. Also wird das Gesetz der kindlichen Liebe die ganze Kindermoral — in Hinsicht auf ihre Eltern ausmachen?

A. Die ganze Kindermoral.

F. Ist diese Darstellung richtig?

A. Mir ist sie lichter und vollständiger, lichter, weil sie Alles in der Liebe zusammenfaßt; vollständiger, weil sie das Vertrauen und die Ehrfurcht als besondere Glieder des Ganzen angiebt.

F. Was

F. Was ist aber in Hinsicht auf die Wahrheit das Wichtigere, die Darstellung oder die Ausübung?

A. Die Ausübung; ich will mir also als Sohn das heilige Verhältniß, in dem ich gegen meine Eltern stehe, heilig seyn lassen, das ist, üben, was ich gelernt habe.

Ueber Aufklärung.

(28. März 1802.)

F. Ist der Mensch des Fortschreitens in seinen Erfahrungen und Kenntnissen fähig?

A. Er ist es fähig; denn ein Gedanke wecket den andern, eine Wahrheit führt zur andern.

F. Diese Fähigkeit des Fortschreitens wird doch dem Menschen, wie alle Kraft in seiner Natur, auf etwas deuten, ihm etwas zur Pflicht machen?

A. Unsere Fähigkeiten sind Winke und Forderungen an uns: nämlich das zu suchen, wozu wir Fähigkeit haben.

F. Und welche Forderung müßte die Fähigkeit, die wir haben, in Erfahrung und Kenntniß fortzuschreiten, an uns machen?

A. Die Forderung, uns in Erfahrung und Kenntniß zu vervollkommnen.

F. Diejenigen fehlen also, welche nie weiter rücken?

A. Sie fehlen.

F. Wogegen fehlen sie?

A. Gegen die erste Forderung, welche ich mir selbst machen muß: Gebrauche deine Fähigkeiten, vorzüglich deine Vernunft.

F. Wenn du eine Reise zu irgend einem Ziele machest, was hindert dein Gelangen zum Ziele?

A. 1) Irrführende Wege, 2) verdorbene Wege.

F. Was hindert dein Fortschreiten in Erfahrung und Erkenntniß?

A. 1) Irrführende Lehren, 2) Wahrheiten, aber ohne gründliche, lichthelle Darstellung.

F. Wie verwahrest du dich gegen beide Hindernisse des Fortschreitens in Erfahrung und Kenntniß?

A. a) Durch Entdeckung des Irrthums, b) durch reinere Ansicht der Wahrheit, die ich zu gewinnen strebe.

F. Wenn du aber den Irrthum aufdeckest, und die Wahrheit im reinern Lichte zeigest: so giebst du Licht, wo nur Finsterniß oder Dämmerung war?

A. Ich gebe Licht.

F. Du hellest also und klärest auf?

A. Dieses glaube ich einmal.

F. Und was wäre demnach das Streben, den Irrthum aufzufinden, und die Wahrheit im reinern Lichte darzustellen?

A. Es ist Aufklärung.

F. Kannst du diese Aufklärung für nützlich ansehen?

A. Nicht nur für nützlich, sondern für nothwendig.

F. Warum für nothwendig?

A. Weil sie in der Natur und im menschlichen Geiste gegründet ist. Es giebt in der Natur eine Unendlichkeit des Erkennbaren, und im Menschengeiste einen Hunger nach Erkenntniß und ein Vermögen, das Wahre zu forschen. Wenn wir nun überall bei dem Anfange des Erkennens stehen blieben: so wäre a) das Erkennbare, b) der Hunger nach Erkenntniß, und c) das Vermögen, zu erkennen, umsonst gegeben.

F. Also wäre das sich Aufklären Gesetz und Naturbefehl?

A. Dieser Befehl liegt in unsrer Fähigkeit.

F. Demnach wäre Aufklärung nichts Neues und erst Aufgefundenes?

A. Nur das Wort ist etwa neu.

F. Warum wird denn dieses Wort überall mit so viel Enthusiasmus wiederholet, da man doch sonst nicht so gern von Pflichten spricht?

A. Vielleicht auch, weil es ein Wort ist, eine Firma, unter der man wohl manche seiner Pflichten hinwegwerfen kann.

F. Es wäre also nicht Alles Aufklärung, was man mit diesem Namen bezeichnet?

A. Gewiß nicht. Darum giebt es auch eine falsche Aufklärung, wie es eine wahre giebt.

F. Worin besteht aber das Wesen der wahren Aufklärung?

A. In Erzeugung wahrer, in Berichtigung falscher, in Reinigung vermischter Vorstellungen, Kenntnisse.

F. Wo hat die Erzeugung wahrer Kenntnisse Platz.

A. Da, wo uns unbekannte Wahrheiten im hellen Lichte dargelegt werden, daß wir sie wirklich einsehen und in uns aufnehmen.

F. Für wen ist dieser erste Dienst der Aufklärung nöthig?

A. Für jeden Unwissenden.

F. Wer bedarf Berichtigung seines Erkennens?

A. Jeder Irrgeführte, jeder Getäuschte.

F. Wie kommt Irrthum in uns?

A. 1) Durch die frühen Eindrücke, wenn nämlich Irrthum das erste ist, was wir auffassen; 2) durch den Zeitgeist, der mit blendendem Irrlichte spielt; 3) durch Einfluß des Temperaments, das dem gesunden Urtheile vorläuft; 4) durch die allgemeine Vorliebe zu Allem, was sinnlich ist, und durch das spätere Erwachen der Vernunft.

F. Haben wir auch Reinignng unsrer Kenntnisse nöthig?

A. So gewiß als Berichtigung des Irrigen.

F. Warum haben wir sie nöthig?

A. 1) Weil sich die Eigenliebe so oft unter die Beweggründe, die unser Urtheilen und Handeln bestimmen, mischet; 2) weil uns die Gewohnheit des Lebens so oft die Wahrheit oder die Pflicht aus dem Auge rückt; 3) weil uns die Trägheit in der Scheidung des Falschen von dem Wahren hindert.

F. Wie heißt die Stelle, die Gegend, wo die Reinigung anfangen muß.

A. Die Sümpfe, aus denen die Nebel aufsteigen, die dann das Licht der Wahrheit verdunkeln, müssen zuerst abgegraben und der Boden von giftigen Dünsten gereiniget werden. Neigungen, Absichten, Beweggründe, Triebfedern — die sind die Gegend, an die der Eifer der Reinigung zuerst Hand anlegen muß.

F. Wenn wir aber verbunden sind, wahre Kenntnisse zu suchen, irrige zu berichtigen, unreine zu reinigen, also uns aufzuklären: so muß es doch etwas geben, wornach die Erzeugung wahrer, die Berichtigung irriger, die Reinigung unreiner Kenntnisse beurtheilet werden kann?

A. Es muß sich ein Maßstab der wahren Aufklärung finden lassen.

F. Wo liegt dieser Maßstab?

A. In der allgemeinen Menschenvernunft.

F. Warum in der allgemeinen?

A. Weil jeder Mensch seine eigene Vernunft besitzt, die denn mit Vorurtheil, mit Wahn und mit Dünkel umlagert ist: so kann dieser mit Vorurtheil, Wahn und Dünkel umlagerte, mit so viel Asche gedrückte Lichtfunke nicht für Alle zum sichern Maßstab dienen, weil er in Jedem anders und wieder anders umlagert und gedrückt ist.

F. Wo finden wir also den gesuchten Maßstab, wenn keiner die allgemeine Vernunft besitzt, und die, welche er besitzt, mit Vorurtheil, Wahn und Dünkel umlagert ist?

A. Nur der hat den Maßstab der Aufklärung gefunden, welcher a) sich wider die Asche, die seinem Lichtfunken drückt, mit edlem Rittergeiste wehret, welcher b) nicht nur das Licht, das in ihm ist, so viel möglich rein bewahret, sondern sich auch an dem Lichte der Offenbarung durch Christus dankbar sonnet, und c) mit seinem, durch die Offenbarung erhelleten und erweiterten Vernunftblicke das Gebiet des Wahren durchforschet.

F. Hat uns denn Gott durch Christus mehr gegeben, als Jedem durch seinen Vernunftfunken schon gegeben ward?

A. Mehr an Wahrheit, mehr an Sicherheit, mehr an lebendigem Triebe.

F. Wird aber der weise Mann seinen Vernunftfunken verachten, weil er nicht die Geistersonne selber ist?

A. Unmöglich, denn gerade sein Vernunftwesen ist es, das ihn fähig macht an dem Lichte der höhern Offenbarung Theil zu nehmen. Für Klötze und Thiere leuchtet es nicht.

F. Worin bestünde also der Maßstab wahrer Aufklärung?

A. In der allgemeinen Menschenvernunft unter Leitung der Offenbarung Gottes durch Christus.

F. Wenn aber Jemand auf die allgemeine Menschenvernunft keine Rücksicht nähme; wenn er die Erweiterung derselben durch die Offenbarung Christi verschmähete, und nur sich und seine Stimme hörete und von Andern gehöret wissen wollte?

A. Dieß wäre falsche Aufklärung.

F. Warum wäre dieses falsche Aufklärung?

A. Weil er sich selbst zum Gesetzgeber machte. Dieß ist, da ihm das Vermögen dazu offenbar fehlet, falsche Aufklärung, ein Aberglaube, schädlicher als alle Mirakelbilder, denn da machte er sich selbst zur Gottheit.

F. Giebt es kein äußeres Merkmal, das uns wahre oder falsche Aufklärung vermuthen läßt?

A. Was sich durch Glanz heben will, was so gewaltig schreiet, was sich überall im Posaunentone ankündet, was der Sinnlichkeit das Wort redet, und darauf ausgeht, dem Geiste die Flügel zu stutzen: davon erwarte nichts Großes. Was sich dagegen sanft und bescheiden ankündet, was dein Gemüth erleichtert, hebt, stärkt, was dich überall an Gott und die Ewigkeit anweiset, was dir Sinn für Ordnung, Genügsamkeit rc. einflößt, da nähere dich dem neuen Boten: es kann wohl ein Himmelsbote seyn, und laß dich mit ihm weiter ein.

F. Welches sind die echten Unterscheidungszeichen der wahren und falschen Aufklärung im sittlichen Gebiete?

A. Die falsche kündiget sich durch ein wildes Hinwegwerfen, durch ungezäumte Freude, durch Bezeichnung alles dessen mit Aberglauben, was ihr nicht gefällt, durch Leichtsinn und Ungebundenheit; die wahre Aufklärung aber durch vermehrtes Gottes- und Tugendgefühl an.

F. Was muß derjenige vorzüglich beobachten, der wahrhaft aufklären will?

A. Er muß nichts übertreiben: a) weder zu schnell, b) noch zu viel aufklären wollen, c) von sich selbst anfangen.

F. Warum muß er nicht zu schnell aufklären wollen?

A. Weil es ohne Vorbereitung wäre, und nur ein Gebäude ohne Fundament gäbe: auch thut es wehe.

F. Wen muß er hierin nachahmen?

A. Die Sonne. Sie rücket langsam von der Dämmerung zum Tage, und von da zum Mittagslichte.

F. Was entsteht durch zu schnelles Vorrücken?

A. Blendung und nicht Erleuchtung.

F. Wie soll er es mit dem Maße der Aufklärung halten?

A. Nur nicht zu viel! Nichts übertrieben!

F. Warum nicht?

A. Der Geist verdauet eben so wenig das Uebermaß als der Magen: es leget einen Grund zur Krankheit.

F. Warum soll der, welcher aufklären will, von sich selbst anfangen?

A. Weil er sonst nicht einmal fähig ist, Aufklärung auch nur zu denken, und wie ein Blinder von der Farbe spricht.

F. Wenn du einmal in deinem Zimmer ausmusterst, oder in irgend einer andern Sache Liebe zum Ausmustern gefaßt hast, was für eine Gefahr drohet dir?

A. Daß mir bald nichts mehr gefallen werde.

F. Was wird dir am Ende fast nothwendig?

A. Daß ich Alles hinwegwerfe.

F. Aber es sind kostbare, noch brauchbare, leicht zu verbessernde Geräthe darunter?

A. Meine Lust zum Ausmustern wird siegen: unter tausend Vorwänden werfe ich Alles hinweg.

F. Würdest du aber klug handeln?

A. Wie alle Liebhaber! — Nie soll man unter dem Vorwande der Ausmusterung etwas noch Brauchbares in seiner Haushaltung zerstören.

F. Könnte dir wohl eben dieses widerfahren, wenn du dir einmal das Aufklären in den Kopf gesetzt hättest?

A. Allerdings.

F. Was würdest du in diesem Falle thun?

A. Statt aufzuklären hinwegwerfen, statt zu ordnen zernichten.

F. Was würde man deine Aufklärung alsdann nennen können?

A. Zernichtung, Hinwegwerfung.

F. Unter wessen Leitung sollen demnach Aufklärungen versuchet werden?

A. Unter der Leitung echter Frömmigkeit nach den bewährtesten Grundsätzen der Vernunft und Religion.

F. Welche Menschen sollten demnach zu diesem Werke genommen werden?

A. Fromme, weise Männer.

F. Ich meine aber, Philosophen wären die echten Aufklärer?

A. Echte Philosophen wohl, nur keine Sophisten: Marktschreier tödten den Patienten!

F. Welche sind aber die echten, die auserwählten Philosophen?

A. Ich möchte sie lieber gemalt sehen, als selber malen.

F. Helle Augen und lautere Gemüther, die in dem Vergänglichen, das sichtbar ist, das Unvergängliche, das unsichtbar ist, erforschend, endlich den Ursprung aller Dinge in Gott erblicket haben, und den Gott, den sie in ihrem innersten Selbstbewußtseyn wahrgenommen haben, als Gott in ihren Gesinnungen verherrlichen und in ihrem Leben nachahmen... diese hellen Augen, diese lauteren Gemüther bilden die echten, die auserwählten Philosophen. Sie sind echte Philosophen, weil sie mit lauterem Gemüthe das Unvergängliche suchen; sie sind die auserwählten, weil sie den Ursprung aller Dinge in Gott finden, Gott als Gott im Gemüthe anbeten und im Leben nachahmen.

F. Diese echten, auserwählten Philosophen sind doch wohl hinreichend zur Aufklärung des menschlichen Geschlechtes?

A. Ja, und Nein. Ja, wenn sie in der Schule Christi das Licht suchen, das sie in sich nicht finden, und im Bunde mit Christus sein Licht ausbreiten. Nein, wenn sie die Erlösung von der Finsterniß, die uns Chri-

stus anbeut, verschmähen könnten, also hierin ihrer Philosophie selbst untreu würden.

* * *

Diese Vorzeichnungen *) des Weges, den der Lehrer bei dem Unterrichte des königlichen Zöglings gegangen ist (denn, wie gesagt, als bloße Vorzeichnungen wollen sie angesehen seyn, und als solche sah er sie selber an), zeigen zur Genüge, daß Sambuga nicht bloß als frommer Mann, sondern als denkender Mann das große Werk der Bildung trieb. Ob er nun als denkender Mann es allen Andern, die von seinem Denken Notiz nehmen mochten, werde recht gemacht haben, ist eben so wenig zu erwarten, als daß der Eine Hut, der für alle Menschenköpfe paßte, noch vor dem jüngsten Tage werde zurecht gemacht werden. Genug: Sambuga wollte das Prinzip des Selbstdenkens in dem Prinzen so lebendig, und in einem solchen Grade leicht- und schnellbeweglich machen, daß es jetzt sein Privat- und einst sein öffentliches Leben zu beleuchten, Sonnenkraft genug in sich hätte.

---

*) — — Ungern breche ich hier ab, denn die jüngern Erzieher, deren Bedürfniß ich in der Darstellung des Lehrtalentes an Sambuga mit in's Auge faßte, würden nicht ohne besonderes Interesse lesen die weitern Gespräche, von denen ich nur die Aufschriften hersetze:

1) Selbsterkenntniß, vor allem nothwendig.
2) Von dem Streben nach Größe.
3) Von guten, reinen Absichten, als einer allgemeinen Pflicht bei Erfüllung jeder besondern.
4) Ueber Regierung, Unterordnung der Zwecke derselben.
5) Der Fürst, in philosophischer und christlicher Betrachtungsweise.
6) Daß einem Fürsten Geistesarbeiten besser anstehen als körperliche.
7) Von der großen Entschiedenheit für Religion und Tugend, welche Fürsten zeigen müssen.
8) Ueber die Veranstaltung öffentlicher Vergnügungen.

VII.

Sambuga, als Religionslehrer aller königlichen Kinder.

Wie er in Bildung des Kronprinzen und seines Bruders Carl, Herzogs von Bayern, mit den Gefühlen für Vaterland und Religion zugleich die Keime des Selbstdenkens zu wecken und zu beleben suchte: so that er dieses auch im Unterrichte der königlichen Prinzessinnen Auguste und Charlotte und der andern Prinzessinnen bis an sein Lebensende. Darin zeichnete sich sein Religionsunterricht aus. Er wollte nirgends blinden Glauben pflanzen. Auch die weiblichen Wesen sollten wissen, was sie glaubten, und die Gründe kennen, auf denen ihr Glaube beruhete. Keine Aufforderung, die der aufkeimende Verstand der Prinzessinnen an ihn that, wies er zurück. Er wußte, warum er glaubte, und hoffte, seine Glaubensgründe für jedes glaubwillige Gemüth überzeugend darlegen zu können. Selbst auch Fragen aus dem Gebiete der Geschichte der Philosophie, die die Prinzessinnen bei fortschreitender Bildung an ihn thaten, beantwortete er mit einer Bestimmtheit und Klarheit, die Männer angezogen haben würde. So hat er am 20. Dec. 1802 der Prinzessin Auguste auf ihr ausdrückliches Begehren die Frage, was Dialektik sey, in einer ziemlich vollständigen Abhandlung gelöset. Er unterscheidet vorerst die Dialektik, die bloß eine Kunstwaffe ist, den Gegner zu schlagen, er möge recht oder unrecht haben, von der Dialektik, die den Schein des Wahren, der dem Falschen anhängt, und den Schein des Falschen, der dem Wahren angehängt wird, durch scharfsinnigen Widerstreit enthüllet, und durch diese Enthüllung das Wahre von dem Falschen scheidet (nach Cicero: dialectica est veri et falsi quasi disceptatrix judex). Er zeigt nachher, was die Dialektik a) der Griechen, b) der Kirchenväter, c) der Scholastiker war, und d) in den neuern Zeiten der Gährung ist. Aber den ersten Fleiß wandte er denn doch auf die Elemente der Religion; sie dem Verstande klar, sie

dem Gemüthe fühlbar zu machen, darin war er unermüdlich, darin unerschöpflich.

So hat er für die Prinzessin Charlotte (ein eingelegtes Blatt von seiner Hand, worauf die Worte stehen: pro Catechismo Princ. Charlottae, beweiset es) den ersten Religionsunterricht in fünf Unterweisungen abgefaßt, die das Gepräge des gebildeten Denkers tragen. Die erste hat die Aufschrift: Dinge, Welt, Weltall; die zweite: der Mensch; die dritte: Bestimmung des Menschen; die vierte: Gott; die fünfte: unser Begriff von Gott. Diesen fünf Unterweisungen geht voran eine Erweckung der Lernbegierde in dem Kinde, und ein Uebergang zur ersten Unterweisung, die beide zu schön sind, um nicht in der Biographie des Unterweisers zu stehen:

1.

Erweckung der Lernbegierde im Kinde.

Lehrer. Merke, mein Kind, auf das, was ich dir jetzt sage! Sowohl ich, als deine lieben Eltern, wie auch die andern Menschen, mußten Alles lernen, was wir jetzt wissen, und was du an uns etwa bewunderst. Wir kamen so klein, wie du, auf diese Welt; wir hatten Mühe, die ersten und nöthigsten Worte aussprechen zu lernen, wie du. Was wirst du wohl thun müssen, um einst eben das zu wissen, was wir jetzt wissen?

A. Ich werde lernen müssen, wie auch Andere lernen mußten.

F. Nun sage mir: wenn du etwas Verborgenes suchest, und es hat Jemand so viel Liebe zu dir, daß er dich dahin führet, wo das Gesuchte lieget; wirst du das Verborgene nicht leichter finden, als wenn du es ohne Anführung und allein suchen müßtest?

A. O, das finde ich freilich leichter, was mir Jemand zeiget!

Lehrer. Dasjenige, was du zu lernen hast, mein Kind! ist auch etwas Verborgenes für dich. Du weißt jetzt noch nichts. Du issest Brod, und weißt noch nicht,

was es ist, und wo es herkommt; du bedeckest dich mit Kleidern: und noch ist es dir verborgen, wie sie entstanden sind; du liebest deine Eltern: und es ist dir unbekannt, wer sie dir gegeben hat; du lebest: und weißt noch nicht, wozu du da bist, u. s. w. Wie wirst du Alles dieses am leichtesten finden: wenn ich es dich lehre, oder wenn du es selbst suchen mußt?

A. Wenn Sie mich lehren, werde ich bald Alles wissen, was ich wissen soll.

Lehrer. O, das will ich gerne thun, liebes kleines Wesen! Ich habe dir so viel Schönes und Gutes zu sagen! Aber: womit willst du mich belohnen, wenn ich dir so schöne Kenntnisse verschaffe?

A. . . . . .

Lehrer. Sey nicht verlegen, mein Kind! Ich begehre nichts, was du nicht sehr leicht thun könntest. Ist es zu viel, wenn ich nur allein Aufmerksamkeit auf meine Lehre von dir begehre?

A. Gar nichts ist dieses: ich verspreche Ihnen volle Aufmerksamkeit.

Lehrer. Nun muß ich dir aber noch etwas sagen: Alles Wissen, das ich dir beibringen möchte, ist für dich eine Anweisung zum Thun. Das Wissen, welches nicht zum Thun führet, ist ein unnützes Wissen; jenes aber, welches mich zum Thun anführet, ist ein nützliches Wissen. Jetzt weißt du schon, wie vielerlei Wissen es giebt?

A. Es giebt ein nützliches und ein unnützes Wissen.

F. Welches Wissen ist nützlich?

A. Dasjenige Wissen, welches mich zum Thun anführet.

F. Und welches Wissen ist ein unnützes Wissen?

A. Dasjenige, welches mich nicht zum Thun anführet.

F. Wodurch willst du dir das nützlich machen, was du lernest?

A. Durch Thun und Befolgen.

F. Darf ich es sicher von dir erwarten, daß du dir dein künftiges Wissen nützlich machen werdest?

A. Zweifeln Sie nicht daran; was mir nützlich ist, befolge ich ja gerne.

Lehrer. So höre mich denn mit froher Lernbegierde an, und laß dir unvergeßlich seyn jedes gute Wort, welches ich dir sagen werde! Laß keine von den guten Lehren fruchtlos ausgesprochen seyn, welche du vernehmen wirst: sondern belohne sie mit deinem schönen Betragen, wie das Bäumchen seinen Pflanzer mit den angenehmen Früchten belohnet!

2.

Uebergang zur ersten Unterweisung.

F. Nicht wahr: ein jedes Bäumchen wächst, die kleine Blumenpflanze wird täglich größer, trägt endlich Knospen und wohlriechende Blumen?

A. Dieses zu bemerken habe ich an meinen Blumentöpfen so oft Gelegenheit.

F. Es muß also ein Gesetz in der Natur seyn: was wachsen kann, soll wachsen?

A. Daran läßt es sich nicht zweifeln!

F. Wenn aber das Bäumchen wächst, dann wird es vollkommener?

A. Es wird vollkommener!

F. Es ist also auch ein Gesetz in der Natur: Alles soll vollkommener werden?

A. Alles soll vollkommener werden!

F. Dieses wird wohl auch ein Gesetz für den Menschen seyn?

A. Auch der Mensch gehört ja zum Ganzen, zu der Natur.

F. Ist denn der Mensch so ganz Blumenpflanze oder Bäumchen; oder unterscheidet er sich davon?

A. Wohl merklich unterscheidet er sich: er redet und denkt, wovon im Gewächse keine Spur vorkommt.

F. Welches ist denn unter beiden das Werthere: Reden, oder Denken?

A. Denken ohne Anstand; denn ich muß zuerst denken, bevor ich rede.

F. Der Mensch müßte also im Denken vollkommener werden, wie das Bäumchen im Wachsen?

A. So finde ich es.

F. Es besteht also für den Menschen ein Gesetz: werde im Denken vollkommener?

A. Ein liebes Gesetz.

F. Es ist also Gesetz in der Natur: was wachsen kann, soll wachsen; was denken kann, soll denken, und im Denken vollkommener werden?

A. Ja, Ein Gesetz.

F. Da aber Alles, was uns umgiebt, auf uns einwirkt: so müssen wir zuvor einige Kenntniß von dem haben, was mit uns ist. Wir sind also bei der ersten Unterweisung: Dinge, Welt, Weltall.

Im Geiste dieser einfachen Ordnung, die jeder Lehre die Stelle anweiset, an der sie am meisten Licht empfängt, giebt ꝛc. sind alle seine Unterweisungen abgefaßt.

Es war aber nicht bloß a) der Geist der lichten Ordnung, es war zugleich b) die Würde des Lehr-Inhaltes, und c) das liebende Gemüth, das aus dem Lehrer sprach, so wie d) das Vertrauen, die Lernbegierde und die sichtbare Theilnahme der Zöglinge, was in freundlicher Eintracht zusammenwirkend, dem Unterrichte jene ausnehmende Lebendigkeit und Lieblichkeit *) verschaffte, die man bei mancher Lehrstunde vergebens suchen würde.

Eins läßt mich das Gefühl der Gerechtigkeit nicht verschweigen: Beide Königlichen Hoheiten, Auguste und Charlotte, haben in Ihrem durch Schicksal und Erfahrung ausgezeichneten Lebenslaufe den Grundsatz, den Ihnen Sambuga tief in das innerste Gemüth eingeprägt hatte: Gott und dem Gewissen in jedem Wechsel der Dinge treu bleiben — das sey die Basis aller Gemüthsruhe, das sey die Seele

---

*) Man vergleiche damit, was §. II. von seinem Charakter Nro. 2. gesagt wird.

aller vernünftigen Lebensführung, das sey die Quelle alles Trostes in widrigen Ereignissen, durch Anwendung probehaltig gefunden, und segnen noch diese Stunde das Andenken an Ihren Lehrer mit der Thräne des Dankes. Wer solche Früchte seiner Lehrweisheit zurückgelassen hat, mag dem Tage der Garben getrost entgegengesehen haben!

VIII.

Sambuga in den letzten Prüfungen seines Lebens.

Im Jahre 1813 ereigneten sich in seiner Familie drei Sterbefälle, welche seinem Herzen tiefe Wunden schlugen. Er hatte den beiden Söhnen seiner ältern Schwester von ihrer Kindheit an besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Sie genoßen das Glück, von ihm unterrichtet und erzogen zu werden, und entwickelten schöne Hoffnungen. Der ältere studirte die Arzneikunde, und verdiente das Diplom der Doctorswürde, das ihm ausgefertiget worden. Er arbeitete unter dem berühmten Dr. Hagenmeyer in den bayerschen Spitälern mit dem besten Erfolge. Um sich noch mehr zu vervollkommnen, begab er sich schon als Doctor vorerst nach Landshut, um im Umgange mit den berühmten Aerzten und Lehrern dieser Universität seine Kenntnisse zu vermehren, und dann von Landshut nach Paris, und machte, bei kluger Benützung aller daselbst befindlichen Hülfsmittel, bedeutende Fortschritte in seiner Kunst. Mittlerweile trat der jüngere Bruder, nach rühmlich vollendeten Studien, seine öffentliche Laufbahn, als Staatsdiener, in München an. Kaum hatte er aber die ersten Versuche seiner Berufsthätigkeit gemacht, so ward ihm seine endliche Versorgung in der obern Heimath, durch einen frühen Tod angewiesen. Eine schmerzliche Trennung für seinen Oheim, der in diesem liebenswürdigen Neffen alle seine Anverwandten gleichsam versammelt sah — und in dem Einen alle liebte. Noch blutete die erste Wunde,

als die Nachricht eintraf, daß der Arzt in Paris, der ältere Bruder, nach einer kurzen Krankheit, die sein Eifer, bei den anatomischen Operationen Zeuge und Gehülfe zu seyn, veranlaßt haben mag, nun auch dem jüngern nachgefolgt sey. Sambuga fühlte, was er an beiden dankbaren und achtungswürdigen Söhnen, denn sie liebten in ihm ihren Vater, verloren hatte, fühlte den schmerzlichen Verlust der untröstlichen Eltern, fühlte die Verwaisung der gebeugten Mutter, die nicht ohne Grund besorgte, daß das angegriffene Vaterherz ihres Gemahles der Macht des Schmerzens unterliegen würde. Und wirklich erfolgte noch im nämlichen Jahre der gefürchtete Hintritt: der Vater eilte seinen Kindern nach.

Diese Ereignisse, die Schlag auf Schlag dieselbe zarte Stelle des gefühlvollen Mannes trafen, ließen keine vollständige Heilung mehr zu, bis der letzte Schlag, der nicht mehr lange ausblieb, allen Leiden ein Ende machte.

Daß aber aus diesen drei Wunden die zweite am tiefsten müsse gegraben haben, das konnte seinen Freunden nicht unbemerkt bleiben. Wie hätte es aber auch anders seyn können? Denn man durfte kein Oheim, man durfte nur Mensch seyn, um über den Verlust eines jungen Mannes, der mit der Wissenschaft seines Faches und mit einem religiösen Gemüthe feine Sitte und Weltkunde verband, und gerade da er die Laufbahn seiner Vorbereitung schloß, sein Leben schließen mußte, von ganzem Herzen zu trauern: was muß erst der Oheim und der Oheim Sambuga gefühlt haben?

Man durfte ihm lange nichts darüber sagen, um nicht sein Schmerzgefühl, das nie recht vernarbte, wieder aufzureißen; nur das Wort, das ein Freund, Dekan Joseph Stöger,*) wie im Vorbeigehen fallen ließ: er müßte wohl starke Schultern haben, weil man ihm so viel auflege, that Wirkung. Er blickte zum Himmel auf und gieng erheitert an sein Tagewerk.

*) Auch dieser ausgezeichnete Pfarrer ist seinem Freunde Sambuga nur zu früh nachgefolgt. Er starb am 26. April 1816.

Sobald sein Gemüth einige Uebermacht über den Schmerz errungen hatte, säumte er nicht, von der Religion selbst aufgerichtet, die leidende Schwester aus ihrem Kummer zu heben.

Seine tröstlichen Briefe, die er bei diesen bittern Prüfungen schrieb, fließen über — von erbauenden Proben seiner Ergebenheit in Gottes Willen, seines wahrhaft himmlischen Sinnes. Auf das Einnehmendste ermahnte er die Hinterlassenen, im Vertrauen auf Gotttes Vorsicht nicht zu wanken. „Sie sollten in die Leere, welche durch diese Unfälle in ihren Herzen entstanden sey, Gott aufnehmen, und in Ihm allein Ersatz suchen. Nichts fülle auf Erden unsere Erwartungen aus als Gott.“ „Die Fähigkeit unsers Geistes, schrieb er unter Anderm, ist zu groß, als daß Welten sie sättigen könnten, und so hoffe ich, daß Gott die Herzen der Frühvollendeten desto vollkommener einnehmen, daß sie sich desto reichlicher an Gott schadlos halten werden, da ihnen die Welt so wenig Zeit ließ, an sich selbst die Erfahrung zu machen, daß sie, fähig zu täuschen, unvermögend sey zu beglücken. Hoffentlich ist nun ihr Verlangen nach Seligkeit gestillet, das sich hier so mächtig in unserer Brust reget, und uns so vernehmlich aufwärts ruft, — weil sich Niemand an den Zeichen sättiget. Gewiß wären sie mehr um uns beunruhiget, wenn Unruhe noch ihr Loos seyn könnte, als wir um sie; so sehr wir es auch sind. Sie hätten Ursache zu fürchten, daß uns die Zeitlichkeit zu sehr einnehme, deren Eikelkeit ihnen nun so offenbar ist. Ich bin versichert: selbst ihren Verlust, den wir bedauern, rechnen sie unter Zeitlichkeit.“

Indeß, so sehr Sambuga Andere und sich selbst mit den Trostgründen christlicher Weisheit aufzurichten suchte, so konnte er doch die nachtheiligen Einflüsse dieser Ereignisse auf seine Gesundheit nicht ganz verhindern. Das Abnehmen seiner Lebenskraft ward von Monat zu Monat sichtbarer.

In den letzten Tagen seines Lebens fiel es seinen Freunden auf, daß er, dem sonst in gesunden und kranken Tagen die Betrachtungen des Todes und der Un-

sterb-

sterblichkeit die vertrautesten waren, dießmal, bei den mißlichsten Zuständen seiner täglich mehr sinkenden Lebenskräfte, sich nie ganz mit dem ernsten Todesgedanken befassen zu wollen schien. Sein Geist mochte wohl bereit gewesen seyn, zu jeder Stunde aus der Sichtbarkeit auszutreten. Auch hatte er zu wiederholten Malen in dieser Krankheit die heiligen Sacramente empfangen. Allein das Sehnen, länger zu leben, und auch die Hoffnung, sein Tagewerk jetzt noch nicht zu schließen, waren doch sehr vordringend. Ohne zu leugnen, daß die Natur, die nie gern stirbt, auch den frömmsten Mann mit eitelm Lebenswunsche unbewußt zu täuschen vermöge, so müssen wir doch zur Ehre der Wahrheit bekennen, daß, wenigstens im klaren Bewußtseyn des trefflichen Mannes, sein Wunsch und seine Hoffnung, länger zu leben, vorzüglich auf einem Werke, das er noch gerne vollendet hätte, beruheten. Dieß Werk war eine Unterweisung der Jugend in der Religion, und zwar eine Unterweisung, die den stufenweisen Fassungskräften des zunehmenden Alters angepaßt seyn sollte. Auf Vollendung dieses Werkes hatte Sambuga einen Theil seines reifern Lebens verwendet. In dieser großen Arbeit waltete sein reger Geist noch in der letzten Krankheit: da trat die Hoffnung hinzu, daß ihn die Vorsehung dieses Werk noch vollenden lasse werde, und unter den geheimen Einsprechungen dieser Hoffnung konnte ihm kein fester Todesgedanke beikommen.

Gerne hätte er auch noch die erste Communion Ihrer königl. Hoheiten der Durchl. Prinzessinnen Elise und Amalie von Bayern, die er zu dieser heiligen Handlung schon vorbereitet hatte, mitgefeiert. Schon hatte er zu dem Lehrgedichte, das er bei diesem Anlasse herausgeben wollte, und wie so vieles Andere unvollendet lassen mußte, die Kupferplatte durch Lips stechen lassen. „Schön schweben sieben himmlische Genien, Glaube, Hoffnung, Liebe, Wahrheit, Unschuld, Sanftmuth, Einfalt über den zwei holden Beterinnen, die so eben, nach empfangenem heil. Abendmahle, voll Andacht zu ihrem Betstuhle zurückkehren."

Die Sinnbilder, welche die Genien kennbar machen, sind gut gewählt, und Sambuga freute sich noch der glücklichen Wahl, der viel Forschen und Denken vorausgegangen war. Der Glaube ist durch Kelch und Kreuz, die Hoffnung durch den Anker, die Liebe durch das flammende Herz, die Wahrheit durch die Sonne auf der Brust, die Unschuld durch die Lilie, die Sanftmuth durch das Lämmchen und die Einfalt durch die Taube angedeutet. . . Elise und Amalie werden diese Genien in ihrem ganzen Leben wohl nie vergessen können — so wenig als ihren Lehrer, der sie Ihnen als sein Vermächtniß zurückgelassen hat!

Wenige Tage vor seinem Hinscheiden sagte er Jemandem, der ihn besuchte: „Es ist Vieles auf kleinen Papierchen hin und her geschrieben, ausgelöscht, verbessert, geändert, wieder verbessert; wer wird, nach meinem Tode, dieß Alles zusammensuchen, ordnen, bearbeiten können oder wollen?“

So ist es denn klar, daß ihm sein Scheiden zu früh kam, weil es seiner Thätigkeit zum Besten Anderer ein Ziel setzte. Indeß fand der Tod, auch da er für Sambuga zu früh kam, nicht nur sein Gemüth in Hinsicht auf das Ewige gefaßt, sondern auch sein Zeitliches geordnet. Denn, ein treuer Freund, dem die Wahrheit über Alles heilig ist, und der lieber ungenannt seyn will, wußte den Edeln, ob er gleich sein Ende nicht so nahe glaubte, noch zu rechter Stunde mit einem leisen Winke zu bereden, daß er über das, was ihm angehörte, seinen letzten Willen aussprach.

Er sprach ihn aus — da tönte der höhere Ruf, und Sambuga ward hinübergeholet . . im Jahre 1815. Ein Brachmonat war es, der ihn in das sterbliche Leben eingeführt hatte: ein Brachmonat war es auch, der ihn in das unsterbliche Leben gebar. Am neunten ward er der Erde geschenkt, am fünften ihr wieder genommen.

Seine Leiche ruht auf dem Kirchhofe zu Neuhausen, sein Geist in Gott, sein Andenken in liebenden Herzen ohne Zahl!

Der Kronprinz feierte die Todesnachricht (er vernahm sie bei einem glänzenden Feste in Mannheim, das ihm gegeben ward) mit Thränen des Dankes..... Bei seiner Zurückkunft nach München ließ er seinem unvergeßlichen Lehrer und Freunde, wie er ihn nannte, ein Denkmal setzen, das der Kunst und dem Herzen des Prinzen Ehre machen wird. Doch das schönste Denkmal — — — (die Hoffnungen des Vaterlandes täuschen nicht) ist Er selber.



§. II.
Sein Charakter.

Odi profanum vulgus, et arceo:
Favete linguis. Carmina non prius
Audita Musarum sacerdos
Virginibus puerisque canto.
Horatius Carm. l. III. Ode I.

Haben wir den Mann schon aus dem Ganzen seines Lebens, nach der Zeitfolge zusammengedrängt, kennen und lieben gelernt: so wird die Darstellung seines sittlichen Charakters, die uns in die innerste Quelle seines Lebens hineinführet, unsere Gefühle noch mehr in Anspruch nehmen, und zu verehren nöthigen, den wir lieb gewonnen haben.

1.
Der Eine Charakter des Mannes.

Was das Gemüth in seinen Bewegungen, den Willen in seinen Entschließungen beherrscht, und dadurch den Handlungen ein unterscheidendes Gepräge verleiht, heißt von eben diesem unterscheidenden Gepräge, Charakter des Mannes, und in so fern es sich in mancherlei Handlungsweisen, Sitten, Angewöhnungen, Manieren spiegelt, und bei allem Wechsel von Jahren, Erfahrungen, Schicksalen sich immer gleich bleibt, der Eine, feste Charakter des Mannes.

Sambuga war Mann, und war ein Mann von Charakter, und der Charakter des Mannes war von dem Tage an, da Gemüth und Geist mündig zu werden anfingen, jenes höhere Lebensprincip, das Alles auf Gott zurückführt, Alles in Gott sieht, Alles vor Gott beschließt,

und Alles mit Gott vollführt, — mit einem Worte: Religiosität.

Da die Religiosität das doppelte Loos der Wahrheit hat, mißverstanden zu werden wie sie, und mit hämischem Spotte gegeißelt zu werden wie sie: so sey es mir hier erlaubt, mit aller mir möglichen Bestimmtheit zu erklären, was ich unter dem Worte: Religiosität verstehe und verstanden wissen wolle. Denn sie hat nicht Ursache, das Licht zu scheuen, und wer ihr Freund, also ein Freund des Lichtes ist, eben so wenig. Wer das Rechte will, und weiß, was er will, tritt jedem vernünftigen Manne mit Zuversicht unter das Auge — dem andern geht er aus dem Wege, wo er kann und darf...

Die Religiosität, die ich als den Charakter des Mannes auszurufen, von den überzeugendsten Gründen mich gedrungen fühle, ist im Grunde nichts anders, als was, nach Moses und Christus und aller Vernunft, das Gebot aller Gebote ausmacht, eine Liebe, die (nach (1 Timoth. I, 5.) einen unverfälschten Glauben zu ihrer Quelle, ein lauteres Herz zu ihrer Wohnstätte, und ein ruhiges Gewissen zu ihrem Begleiter hat; eine Liebe, die Gott in Gott und in den Menschen ehrt, und das ganze Geschlecht mit heiligem Wohlwollen umfasset.. das und nichts anders, das und das allein ist mir Religiosität.

Diese Religiosität, diese Anerkenntniß Gottes in der Natur und in der Geschichte, in dem Weltall und in jeder Führung jedes Menschen ist also, 1) weil sie aus dem ungetrübten Lichte des Glaubens kommt, und in Liebe ihr Seyn und Wesen hat, nicht finster in Handlung und Geberde, sondern heiter und erheiternd; nicht kopfhängend, dumpfsinnig und traurig, sondern froh und froh machend; nicht menschenscheu und fliehend vor Menschen, sondern gesellig und Menschen suchend und Menschen bindend.

Diese Religiosität ist 2) kein lichtloses, kein gedankenscheues Gefühl; sie ist das geradeste Gegentheil von aller Licht- und Gedankenscheue, und war das

geradeste Gegentheil in Sambuga. Denn, so wie er Alles auf Gott bezog, so wußte er auch Alles denkend aufzufassen, Alles geistig anzuschauen; und wie er Alles denkend auffaßte, geistig anschaute, so führte er Alles, denkend und geistig anschauend — auf Gott zurück. Sein Gedanke hatte dasselbe Bedürfniß, wie sein Gefühl, und beide dieselbe Richtung genommen. Denn, wie es ihm ein nie ruhendes Bedürfniß war, Alles auf Gott zurückzuführen, so war es ihm gleicherweise ein nie ruhendes Bedürfniß geworden, Alles mit dem Gedanken zu ergreifen und zur geistigen Anschauung zu verarbeiten. Und, eben weil er Alles denkend auffaßte, so kamen seine Gedanken, nachgehend dem geheimen Zuge des Gemüthes, überall bei Gott an; und weil seine Gedanken überall bei Gott ankamen, so konnte er nicht umhin, Alles in Gott zu sehen. Daher kam es denn auch, daß sein Geist sich eine solche Gewandtheit, Alles denkend aufzufassen, Alles geistig anzuschauen, errang, daß ihr nur die Thätigkeit des Gefühles, Alles auf Gott zurückzuführen, gleichkommen konnte. — Dieß mag der großen Welt, und vielleicht auch der gelehrten, ein Geheimniß oder wenigstens ein Räthsel seyn, denn beide scheinen bisher noch nicht begriffen zu haben, daß zwischen der echten Frömmigkeit des Gemüthes und der echten Klarheit des Verstandes ein unauflösliches Connubium Platz haben kann, und bei harmonischer Bildung der Vernunft und des Gemüthes Platz haben muß.

Diese Religiosität war eben deßhalb, weil Sambuga Alles denkend auffaßte, und die ganze Menschheit wohlwollend umfaßte, 3) in ihm nicht träge, nicht thatenlos, sondern stets bildend an ihm selber und an Allem, was sich von ihm bilden ließ, um das Bild Gottes überall je länger, je mehr herauszubilden.

Daß diese Religiosität, die Alles denkend auffaßte, und Alles auf Gott zurückführte, die, selbst heiter, Alles um sich her erheiterte, die, im Lichte wallend, Alles erleuchtete, und, nach Gott gebildet, überall Gottes Bild herauszubilden, zu verschönern suchte, der Charakter des Trefflichen war, zeigte sich nicht bloß a) in seinem

Leben und b) im Umgange, sondern auch c) in allen seinen Schriften, d) besonders in seinen Predigten, e) in seinen Briefen, f) selbst in seinem Antlitze und g) wohl auch in der ganzen Haltung seiner Person.

Wohl weiß ich, daß diese Gemüthsfassung, kraft deren wir Alles auf Gott zurückführen, nicht bloß ein Geheimniß, ein Räthsel für die Welt, wie ich so eben erinnert habe, sondern, wie das Wort vom Kreuze, dem Juden ein Aergerniß, dem Heiden ein Unsinn ist; aber ich weiß auch und bekenne es im hellsten Lichte der Ueberzeugung und in höchster Freude des Herzens, daß diese Gemüthsfassung im Auge der Vernunft und im Urtheile der Ewigkeit der unverwelkliche Kranz aller Weisheit, aller Tugendstärke, und aller Seligkeit ist, der die Auserwählten unsers Geschlechtes schmückt. Ja, ich weiß auch, daß alle Weisen aller Zeiten in dieser Gemüthsfassung den unverwelklichen Kranz aller Weisheit, aller Tugendstärke, und aller Seligkeit wirklich erblicket haben!

2.

Der zuverlässigste, jedem gesunden Auge einleuchtendste Beweis der Religiosität war — seine Berufstreue. Denn, wie das religiöse Gemüth nur Gott, so lebet der Mann des Berufes nur seinem Berufe. Und, was man Treue in Ausfüllung des Berufes nennt, ist nichts anders, als dieselbe Religiosität, die, in das Leben herausgegangen, sich zunächst in den Arbeiten des Berufes offenbaret.

Sambugas Beruf war im Grunde nur Einer: das Amt der religiösen Bildung, das er als Kaplan, als Prediger, als Pfarrer in christlichen Dorf- und Stadtgemeinden, und als Religionslehrer der königlichen Jugend am Hofe ausübte. Ein Amt, nur die Standpunkte und die Ausübungsweisen waren verschieden. Wenn wir bei dem Berufe des Religionslehrers am Hofe verweilen, so ist das Merkwürdigste wohl dieses, daß es bei allen Zeugen seines Wirkens am Hofe einstimmige Ueberzeugung geworden: Sambuga lebe so ganz dem religiösen Unterrichte seiner Zöglinge,

als wenn er nur für diesen Unterricht allein geboren wäre. Denn auf jede Stunde dieses Unterrichtes bereitete er sich mit ernstem Fleiße vor; den jedesmaligen Unterricht begnügte er sich nicht durch Erklärung, durch Prüfung in Fragen und Antworten, durch Wiederholung in den Verstand, und nachher in das Gedächtniß zu legen; dieser Unterricht mußte in den jungen Herzen Wurzel fassen, mußte darin keimen, darin emporsprossen, darin Blüthe treiben, darin Früchte bringen: das war die Seele seines Lehramtes.

Diesem Unterrichte bereitete er deßhalb empfängliche Gemüther vor; diesen Unterricht erwärmte sein Beispiel, seine Liebe und das Leben der Religion, das aus ihm sprach; diesen Unterricht unterstützte er mit Gründen, diesen wiederholte er mit neuen Erläuterungen, diesem gab er in förmlichen Anreden und Herzensergießungen das höchste Interesse; diesen versiegelte er mit Gebeten *) aus dem Herzen, aus dem seinen und aus dem der Zöglinge; diesem half er in Briefen und schriftlichen Erinnerungen nach. Und, wenn die Pädagogen weise erinnern, daß sich in dem Informator überhaupt, und besonders in dem religiösen die Zartheit der mütterlichen und die Mannhaftigkeit der väterlichen Liebe vereinigen sollen: so kann man sagen, daß sich in dem Religionsunterrichte, den Sambuga den königlichen Kindern ertheilte, der klare Verstand des Vaters und die Gefühligkeit der Mutter wunderbar verschmolzen haben.

---

*) Wenn er z. B. dem Kronprinzen das Evangelium des Sonntags, des Festtages auslegte, so war es immer ein Gebet aus dem Herzen, was die Auslegung einleitete, und ein Gebet voll Geist und Salbung, was die Auslegung beschloß. Und so sehr Sambuga die Keime des Selbstdenkens, wie es die angeführten Proben des Unterrichtes zur Genüge bewiesen haben, in dem Prinzen zu wecken und zu erziehen wußte, so war doch die religiöse Richtung des Gemüthes die Hauptsache, auf die er nach jeder Entwickelung, Erörterung der Begriffe, wieder zurückkam.

So ausgezeichnet übrigens seine Berufstreue war, indem sie den ganzen Mann der Pflicht hingab, so ließ er doch keinen Augenblick, den ihm sein Amt frei ließ, und der ihm eine andere Thüre öffnete, wo er hineingehen und wohlthun konnte, unbenützt. So hat er, (um nur Ein und zwar stadtkundiges Beispiel anzuführen,) obgleich die religiöse Bildung der königlichen Kinder seine vornehmste Angelegenheit ausmachte, der er eigentlich lebte, als wenn er nur für sie allein auf der Welt wäre, doch noch Zeit gefunden, andere Kinder zu unterrichten, wie die des Herrn geheimen Rathes von Branca . . . daß er kein edles Gemüth, das sich in Hinsicht auf das Heiligthum, ich meine, das eigentliche Leben der Religion, seiner Führung anvertraute, zurückwies, sondern im Geiste des heiligen Franz von Sales, die Leitung vieler trefflichen Seelen auf sich nahm, wissen Die am besten, welche sein Wort, sein Beispiel, und sein vertrauter Umgang zwischen den Abgründen des menschlichen Daseyns links und rechts glücklich hindurchführte. Denen darf ich es zutrauen, daß Sie, ohne eines Schlüssels zu bedürfen, auch die Winke des Biographen verstehen werden. Diese mögen wohl auch unter denen, die nach einer Aeußerung der Vorrede, die Beschreibung seines Lebens mit erster Theilnahme lesen werden, oben anstehen, weil sie die Copie mit dem Originale am besten vergleichen können.

3.

Weil seine Religiosität Liebe war, und Liebe in ihrer Hinkehr zu Menschen nichts anders als Liebe seyn kann: so war der menschlichste Ausdruck seiner Religiosität

Sanftheit, Milde, Gelindigkeit.

Dieser Ausdruck war Sambuga im Lehren und Ermahnen, so wie im geselligen Umgange, natürlich.

Die Sanftheit schloß das Starke, das Heftige von seinen Gemüthsbewegungen, und dann insbesondere Zorn, Erbitterung, und — alle Unruhe, die das Gepräge starker Leidenschaften ist, aus.

Die Milde verbannte das Harte, Scharfe aus seinen Mienen, Geberden, Worten.

Die Gelindigkeit entfernte alles Rauhe aus Worten, Geberden, Manieren, Handlungen.

Die Sanftheit, Milde und Gelindigkeit würde sich unzählige Male durch Schwäche, Nachgiebigkeit, Unbestand entehret haben, wenn ihr nicht der ernste, entschlossene, feste Sinn, der in Sambuga mitinwohnte, Haltung verschafft hätte. Manchmal blieb man auch ungewiß, ob Milde mehr durch den Ernst, oder der Ernst mehr durch die Milde durchgeschienen habe. So viel aber hat sich in dem ganzen Laufe seines öffentlichen und stillen Lebens erprobet, daß über die Quelle des Sanften, Milden, Gelinden in seinem Aeußern kein vernünftiger Zweifel übrig blieb. Denn, was das Sanfte so sänftigend, das Milde so mildernd und das Gelinde so lindernd machte in Hinsicht auf Alle, die in seinen Wirkungskreis kamen und den Ausflüssen seines Herzens keinen unempfänglichen, durchaus verschlossenen Sinn entgegenstellten, war die Fülle des Wohlwollens, die mit dem Worte aus Ton und Accent, und aus dem Blicke des Auges und dem ganzen Antlitze sprach.

Ja, nur die Fülle des reinen Wohlwollens gegen Alles, was Mensch ist, eine Fülle, die sich täglich im Born der Liebe gegen Gott, der eigentlichen Religiosität, ergänzte und erneuerte, nur diese Fülle des Wohlwollens konnte das sanfte, milde, gelinde Wesen über sein Aeußeres ausgießen. Denn a) nicht aus dem Temperamente kam seine Sanftheit. Sein Temperament hatte vielmehr Ueberfluß an Feuer und Leben, das ihm kräftig genug aus dem Auge blitzte, wenn er es ausstrahlen ließ und nicht zurückhielt.

Seine Sanftheit kam b) nicht aus kalter Selbstbeherrschung der Stoa, der man etwa die Mühe des Kampfes wider sich selbst ansehen mag. Man las auf seiner Tugend kein saures Soll; es war ein liebendes, ein seliges Gernethun, was seine Opfer so angenehm machte — dem, der sie würdigen konnte, weil er die Seele des Opfers, das heilige Wohlwollen sah.

Seine Sanftheit konnte c) am allerwenigsten aus einer heuchelnden Schönfärbung kommen, die den geheimen Zorn, die geheime Erbitterung, und die geheime Unruhe des Herzens nur übertünchen kann, und nicht einmal übertünchen kann, weil sich über die Hölle kein Himmel malen läßt.

Seine Sanftheit kam auch nicht d) aus der Laune des Augenblickes; denn die Laune des Augenblicks kann wohl süße Worte sprechen, kann milde darein sehen, aber sie kann dem süßen Worte, dem milden Blicke, kein Zeugniß der Wahrheit mitgeben; denn es kommen andere Augenblicke, und mit den Augenblicken andere Launen, und die andern Launen kennen kein süßes Wort, keinen milden Blick mehr.

Und gerade das macht die Sanftheit zum Charakter, daß sie sich in Allem gleich bleibt, daß sie denselben Ton im Leben, im Umgange und in schriftlichen Arbeiten spricht. Als Sambuga in seiner Schrift über den Philosophismus S. 272—275 den echten Tugendfreund im Lichte der Religiosität und des von ihr ausstrahlenden sanften Wesens darstellte, hat er, unbewußt, sich selbst gemalet.

„Gott ist ihm Alles: Rath, Weisheit und Licht; Erweckung, Antrieb und Begeisterung; Maß, Ziel und Ordnung; Reichthum, Ehre und Glück; Zufriedenheit, Trost, Lohn und letzter Grund. Sein Herz ist immer mit Gott, denn woran sollte es sich sonst heften? Was wäre seiner wohl noch würdig? Gott ist sein Muster und Vorbild, denn woran sollte sich der Sohn spiegeln als am Vater? Nach wessen Aehnlichkeit des Menschen Geist streben, als nach jener der Urvernunft? Sein Herz hat nur eine Richtung: Gottes Willen und Gesetz. Sein eigenes Wollen ist von Gottes Liebe verschlungen. Er kennet nur Einen heiligen Willen, nur Einen reinen Beweggrund: Gott ist ihm beides. Da Gott ihm Alles ist und Alles über ihn vermag: so hat er, in Vergleichung mit Andern, eine ungewöhnliche Herrschaft über sich selber. Und doch kennet er die Selbstverleugnung nicht, denn Gott ist sein Leben, und was nicht Gott ist,

war ihm nie auf eine solche Weise sein Selbst geworden, daß er einer Verleugnung bedürfte, um es sich aus Liebe zu Gott zu versagen. — — Zum Vernunftleben herangewachsen überläßt er Kinderspiele dem Kindesalter, und strebet ernstlich und kraftvoll zum Ziele. Er dienet Allen, nur sich nicht — — hierin zeigt er einen Stolz, den er sonst verschmäht: nicht sein Sclave zu seyn. Allgemeines Wohlwollen durchglühet sein Herz. Niemand ist krank, mit dem er nicht leidet; Niemand wird geärgert, ohne daß es ihn nicht selbst brenne. Er ist dem Blinden Auge, dem Lahmen Fuß, der Armen Vater, und bei Allem, was er thut, trägt er seine Liebe nie ganz ab, (denn er hält die ganze Schuld für untilgbar). Ein reines Herz ist sein Reichthum. Er kann es sehen, wenn Jemand glaubet, sich durch blitzende Steine, durch strahlendes Gold, durch schimmernde Farben einen Glanz zu geben; aber er hält das Herz übel damit bekleidet, dessen Reinheit und Unschuld nicht alle Kunst des Steinschleifers und Goldarbeiters überstrahlet. Mit Gottes Liebe, die allein heiliget, ist sein Herz wie mit einer tausendfachen Wache umgeben: und die geistig beschmutzende Lust muß sich weit entfernt halten. Es lebet in den Gefilden der Unversehrtheit, wohin keine Pest der entweihenden Lüste dringt. Im Reiche Gottes ist er, was Lilien im Garten sind: des edlen Auges Labung, des guten Herzens Freude. Er stützet sein ganzes Daseyn auf Gottes Vatersorge, und im Schooße der Vorsehung findet er Ruhe bei allen Stürmen der Zeit."

Also: das sanfte Wesen kommt von dem innern Wohlwollen, das Wohlwollen von der Liebe gegen Gott, die den ganzen Menschen beherrscht.

Hier hätte uns also der Edle die Quelle seines sanften Wesens verrathen, wenn sie uns noch ein Geheimniß gewesen wäre. Da ihm Gott, die Liebe, Alles war: so konnte er auch seinen Brüdern in Liebe Alles seyn wollen, ohne sich zur Ungeduld, zum Widerwillen verführen zu lassen.

Was die Anzeige seiner Schrift: „Untersuchung über das Wesen der Kirche" in der Felderschen Literatur-

zeitung Nro. 7. vom Jahre 1810 von der Menschenfreundlichkeit, wie er sie in dieser polemischen Schrift dargelegt, sehr richtig sagt, war die Ueberzeugung Aller, die den Mann im Leben beobachten konnten: unmöglich ist es so einen Mann nicht zu lieben, der in jedem Worte seine liebende Seele so liebgewinnend darzustellen wußte. Auf ähnliche Weise erklärte sich ein pfälzischer Gelehrter der protestantischen Confession, und bediente sich des passenden Ausdruckes: er, Sambuga, sey ein lebendiger Commentar über die Briefe des heiligen Johannes.

Dieses sanfte, milde, gelinde Wesen nahm im geselligen Verkehre seinem Witze und Scharfsinne, mit dem er manches Gespräch zu würzen verstand, den Stachel, der so gern verletzet; das ridendo dicere verum hieß bei ihm subridendo dicere verum.

Eben dieß sanfte, milde, gelinde Wesen machte ihn so liebens- und vertrauenswürdig in den Augen unschuldiger Gemüther, daß er sie bei dem ersten Anblicke an sich zog, und mehr fesselte, als bloß zog. Davon nur eine Probe. Ehe er als Religionslehrer in das fürstliche Haus eintrat, besuchte er noch einmal seine Freunde in Heidelberg, und unter diesen den Herrn Professor der Poetik, Carl Klein. Dieser hatte eben einen seiner talentreichsten Schüler Ph. W.. bei sich, der bei dem Eintritte eines fremden Herrn sich sogleich zurückzog. Sambuga, seiner ansichtig, grüßte ihn mit der herzlichen, ihm eigenen Freundlichkeit, und Klein nannte seinem Lieblinge den Namen dessen, der ihn angeredet hatte; das begeisterte den Jüngling*) zu einem schönen Gedichte, das Sambuga mit einer poetischen Epistel erwiederte . . . zum Beweise, daß man ihm unbelohnt — nicht leicht eine Freude machen konnte. Der Jüngling malet den Mann, wie er von dem Lehrstuhle des Volkes weggerufen, das Wort vernahm: Sey Lehrer der Fürsten, und dem göttlichen Rufe gehorcht. Der Mann

---

*) Der jetzt als Heilkünstler und Universitätslehrer sich auszeichnet.

erwiedert das Wort: Bilde für Gott den Erstling des Fürsten, mit einem andern: du Sohn des Gesanges, werde nur Barde der Tugend!

Eben dieß sanfte, milde, gelinde Wesen war, wie die Seele seines Umganges, so mitunter das schönste Talent seiner Lehrgabe. Denn dieß sanfte, milde, gelinde Wesen stahl dem Zöglinge das Herz und legte es, wie einen weichen Stoff, der alle Gestalten annimmt, in die Hände des Bildners. Nur zutrauende Gemüther sind bildsame Gemüther, und was am meisten Zutrauen einflößt und befestiget, ist die magische Kraft des sanften, milden, gelinden Wesens.

Während des Unterrichtes ward einmal einer seiner Zöglinge von einem heftigen Anfalle des Zorns überflügelt, und sprang auf, ward aber, indem er den ruhigen Sambuga anblickte, augenblicklich sich selbst wiedergegeben, faßte sich, und sprach: Verzeihen Sie, ich gerathe gar so leicht in Hitze! Eben das, war die Antwort, will ich Sie lehren, wie Sie dem Zorne und jedem Ausbruche des heftigen Wesens die Herrschaft abgewinnen sollen!

Dieß Talent seiner Lehrgabe konnte sich auch in schriftlichen Erinnerungen nicht verläugnen. Er hatte Jemanden, eines bedeutenden Fehltrittes wegen, in einem Briefe zurecht zu weisen und für die Zukunft zu warnen. Der Brief war kurz, aber der Eindruck tief und unauslöschlich. In meinem Leben, sagte ein Freund, der die Warnung gelesen, habe ich keinen solchen Brief gelesen. Der Tadel war ganz in Honig eingetaucht, und die tadelnde Liebe, die durch jeden ernsten Ausdruck durchblickte, wußte das strenge Urtheil der Wahrheit so zu mildern, daß der Fehlende kommen und danken mußte. Er kam wirklich und dankte.

Sicherlich war es auch dieser sich stets gleiche Ausdruck seines Antlitzes und seines Lebens, ich meine, die Sanftheit und Milde, was, in Verbindung mit seinen übrigen Gaben, ihm das Zutrauen Ihrer Majestät der Königin erwarb, bewahrte, sicherte. Sie gab ihm

bei allen Anlässen Beweise ihres Zutrauens, das auf Einsicht beruhete; denn sie hatte sich, bei genauer Prüfung, gar bald überzeugt, daß a) die Triebfeder seiner Handlungen echtchristliche Liebe sey, daß b) seinem Unterrichte eine unwandelbare Ueberzeugungsfülle zu Grunde liege, daß c) sein Leben genau mit seiner Lehre übereinstimme, daß d) er eine seltene Gabe besitze, die Religiosität den zarten Gemüthern einzubilden, daß e) das Sanfte und Milde seines Aeußern den Ernst und das Ehrwürdige seiner Lehre für die Kinderseelen anziehend und eindringend zu machen wisse. Und das ist es denn eigentlich, was die Person des Religionslehrers vertrauens- und achtungswerth machen kann. Und das ist es eben, was dem Verstande und dem mütterlichen Herzen der Königin in Festhaltung des Vertrauens auf Sambuga so viel Ehre machte.

Auch Seine Majestät, unser geliebter König, hatte einen ausdauernden Glauben an Sambugas Rechtschaffenheit; denn dieser Glaube dauerte wirklich bis an's Ende des Trefflichen, und dauerte unter mancherlei Gerüchten, die wider ihn aus- und eingestreut wurden. Im Hause des Königs aß Sambuga sein Brod, bis er starb. Lang lebe der König!

4.

Wenn Sanftheit der menschlichste Ausdruck seiner Religiosität, und echte Religiosität sein Charakter war: so mußte sie, wie im Ausdrucke menschlich, so im Grunde lauter seyn.

Zum Edlen seines Charakters gehörte also die Lauterkeit seiner Absichten. Es war weder Ehre, noch Reichthum, wornach er geizte. Selbst sein Leben am Hofe, das ihm so viele Ehren- und Gnadenanträge verschafft hat, und noch mehrere verschafft haben würde, wenn sie ihm willkommen gewesen wären, konnte das Licht seiner Uneigennützigkeit nicht im Geringsten trüben. Vielmehr trug gerade sein Daseyn am Hofe auch hierin das Gepräge jener Gesinnung, die jeden wahren Apostel von dem falschen

unterscheidet: quaestus magnus pietas cum sufficientia, Gottseligkeit mit Genügsamkeit — ein großer Gewinn. 1 Timoth. VI, 6. Männer, die ihn genau kannten, wissen und bezeugen es, daß ihm zur Erhöhung seines Einkommens ein Kanonikat in der Stifts-Kirche zu München, daß ihm späterhin der Orden der eisernen Krone, daß ihm ein Landgut in der Gegend von Como mit der Aussicht auf ein Bisthum, daß ihm der bayersche Civilverdienstorden angetragen ward; der aber alle diese Anträge zurückwies, war Sambuga. Zwar fehlte es nicht an Auslegern, die vorgeben, er hätte die geringern Anerbietungen zurückgewiesen, um ergiebigere hervorzulocken. Allein diese Auslegung wurzelte nicht sowohl in dem Texte, den sie auslegten, als in der Denk- und Sinnesart der Auslegenden. Es geht dem guten Manne nicht besser als der heiligen Schrift: beide müssen es sich gefallen lassen, daß man ihnen fremde Gedanken, fremde Zwecke unterschiebe. Wer sich nicht selber einer uneigennützigen, großmüthigen Hingebung für Pflicht und Recht bewußt ist, der kann nicht einmal daran glauben, daß diese uneigennützige und großmüthige Hingebung in einem Andern wirklich sey, und ich kann es nicht zu bestimmt sagen: Man muß einen Fond von Edelsinn in sich haben, um auch nur an den Edelsinn des Andern glauben zu können.

Und eben dieß, daß der Unglaube an lautere Tugend so allgemein ist, beweiset, daß die lautere Tugend gerade so selten seyn müsse, als jener Unglaube gemein. Denn sie, die lautere Tugend, ist offenbar nicht — in denen, die nicht einmal daran glauben können, also schon selten genug, weil deren Zahl so groß ist.

Jene Auslegung ist aber nicht nur grundlos, mir ist sie geradezu falsch; denn sie widerstreitet dem regen Gewissenstriebe *) des Mannes, der den leisesten Anklang

*) Davon gleich in der nächsten Numer Mehreres. Uebrigens war seine Gewissenstreue so allgemein anerkannt, daß ihm hierin nicht leicht das: zu wenig, wohl aber sehr oft das: zu viel auf die Rechnung geschrieben ward.

Anklang irgend einer Neigung siebenfach prüfte; widerstreitet seiner Pietät, die es mit der geringsten Abweichung von der evangelischen Lauterkeit so genau nahm; widerstreitet dem einstimmigen Urtheile seiner Freunde, die er in sein Innerstes schauen ließ. Menschen, denen man nie genug geben könnte, wenn man ihnen auch dreimal mehr gäbe, als ihnen gebührte, gehören vielleicht mit zu jenen Auslegern, die keine Stimme haben.

Andere wußten ihm die Lauterkeit seiner Absichten auf einem andern Wege streitig, das heißt, seine Klugheit, Vorsicht, Verschlossenheit selbst gegen Vertraute zur Sünde zu machen. Klug, vorsichtig und wohl auch verschlossen war er allerdings. Allein, da an Höfen sogar die Wände hören (jetzt hören auch gemeine Wände, wo keine Höfe sind); da seine Denkart denn doch (wider seinen Willen, und vielleicht mehr, als er wußte und ahnte,) in einer Opposition mit der glänzenden, mit der herrschenden des Tages stand; da es nicht an Augen fehlte, die seine Schritte beobachteten; da selbst vertraute Lebensgenossen nicht immer die Gabe der Verschwiegenheit besitzen: so war ihm die Vorsicht eine unerläßliche Bedingniß zur vernünftigen Führung seines Amtes.

Und, wenn er auch in der Vorsicht zu viel gethan hätte, so wäre dieser Fehler der Würde seines Berufes offenbar weniger nachtheilig gewesen, als der entgegengesetzte. Denn, was wäre das für ein Religions-Lehrer am Hofe, der nicht einmal das Wort seines Mundes zu beherrschen gewußt hätte? Einige Male hätte man ihn auch gern geheimer Verbindungen beschuldiget, und wo wäre in unsern Tagen irgend eine ausgebreitete Thätigkeit dieser Beschuldigung entkommen? Aber, weil er schweigend forthandeln und die Fersenstiche der schadenfrohen Unerkenntniß nichtachten konnte, gelang es dem Gedichte nicht, sich als Wahrheit geltend zu machen. Ruhig und groß in sich, sagte er etwa nur: „ich bin schon in zwei großen, öffentlichen Orden, denen mein ganzes Leben ange-

höret: Einer heißt Staat, der andere Kirche. Ich bedarf keines dritten, keines geheimen, in dem die zwei öffentlichen schon den ganzen Sambuga in Anspruch nehmen." Um dieses einzigen Wortes*) wegen müßte man jetzt noch, da er schon jenseits des Berges ist, sein Freund werden, wenn man es dießseits nicht gewesen wäre.

5.

Zur Lauterkeit seines Gemüthes gesellte sich als untrennlicher Lebensgefährte die Reinheit seines Gewissens, so wie die Religiosität unmöglich als sein Grund-Charakter hätte bestehen können, ohne das Zartgefühl dieses innersten Selbstbewußtseyns, das sich denn auch an Innigkeit und Ausbreitung gleich blieb, bis sein Pilgerlauf vollendet war.

Seine Moral war zwar nicht strenger, als das Evangelium; aber das Evangelium selbst duldet ja nichts, was die sittliche Würde des Guten wie immer beleidiget, oder die Unschuld ärgert. Daher sein Grundsatz: Rein im Innern, unanstößig im Aeußern. Diesem Grundsatze zufolge drang er auf Reinigkeit des innern, und auf Modestie des äußern Lebens mit einem unnachgiebigen Ernste. Alles, was die sittliche Würde oder auch der sittliche Anstand gebot, war ihm heilig; Alles, was die sittliche Würde oder den sittlichen Anstand beleidigte, war ihm Sünde. Hierin konnte der milde Sambuga ernst, der gelinde strenge, der sanfte unbeweglich fest seyn.

Die gewöhnlichen Nuditäten, z. B. die sich das Frauenzimmer je länger je mehr erlaubt, konnte sein rein-

*) Dieß Wort ist mir so recht aus dem Herzen geschrieben. Denn da ich einen Freund habe, der so nahe mit mir verwandt ist, als ich mit mir selber, der auch in zwei öffentlichen Orden, Staat und Kirche eingeschrieben, und von jedem dritten, geheimen so rein ist, wie Jesus und Johannes, und doch der Lästerung, als hätte er geheime Verbindungen, nicht entgehen kann; so wird es ihn freuen, an Sambuga einen Gesellen seiner Unschuld und seiner Beschuldigung zu haben. Juvat socios habuisse malorum.

sittlicher Blick durchaus nicht ertragen, und seine Freimüthigkeit strafte sie ohne Schonung. Eine Person von Stand bat ihn, daß er ihr Beichtvater werden möchte. Ja, sagte er, aber die Nuditäten müssen wegbleiben. Die Nuditäten blieben nicht weg; aber das Frauenzimmer kam nicht wieder. Ein andersmal wollte er bei einer vornehmen Dame lieber in eine Art Ungnade fallen, als jene für erlaubt erklären. Man mag dieß für übertriebene Strenge, oder für Mangel an Klugheit, an feiner Lebensart, oder für finstere Ansicht ausgeben oder für was immer; ich lasse Jedem die freie Wahl; aber so viel bleibt denn doch entschieden: In dem Maße der weiblichen Modestie ist a) das Zuviel für Jugend und Unschuld gedeihlicher, als das Zuwenig. Wenn das weibliche Geschlecht b) hierin selbst strenge wäre, so würde das Gewissen eines edlen Mannes nicht nöthig haben, es zu seyn.

Da die Damen überall die Männer bilden sollen oder wollen, so würde ihnen c) jener Ernst zu ihrem Bildungsberufe sehr gut stehen. Auch ihre eigene Würde gewänne d) mehr Sicherheit; denn sie würden seltener die unsittlichen Zudringlichkeiten zurückzuweisen nöthig haben, wenn sie die sittlichen Schwächen weniger anlockten. Selbst der Gesichtspunkt der Schönheit e) spricht dafür. Denn das Mädchen gewinnt durch sittliche Modestie offenbar einen neuen Schmuck, die Mutter neue Würde, die Matrone einen Ersatz für die verlornen Reize... Von der feilen Dirne kann die Rede nicht seyn; denn die hat ihre Persönlichkeit verloren, und ihren Namen aus dem weiblichen Geschlechte selbst ausgestrichen — indem sie sich weggeworfen. Auch ist es f) ein lauter Wunsch der Edlen: je höher eine Frau steht, desto mehr soll sie durch die Simplicität und durch die Modestie des Anzuges Gesetze geben. Da Eitelkeit und Gefallsucht mit zur Erbsünde des schönen Geschlechtes gehören (wenigstens mit dazu gerechnet werden von den häßlichen Männern), so hat g) das Christenthum, so wie es den Beruf übernahm, das Böse zu zerstören, zugleich auch die Eitel-

keit und Gefallsucht durch Modestie und Bescheidenheit zu bekriegen angefangen.

Rechtfertigung genug für den Ernst des Mannes, wenn er einer bedürfen könnte!

Dieselbe Zartheit seines Gewissens bewahrte sich in Sambuga, bis ihm — das Augenlicht brach.

Noch nach seiner vollendeten Sterbebeicht trug er seinem Gewissensfreunde auf, zwei edlen Männern, denen er etwas wenig Bedeutendes erzählt hatte, in dem Namen des Sterbenden zu sagen: er könnte von dem, was er ihnen als gewiß erzählt hätte, die Gewißheit doch nicht vollkommen verbürgen.

Der Gewissenhafte will eben keinen Schatten von Sünde in die Ewigkeit mitnehmen, um vor dem heiligen Auge des Ewigen bestehen zu können.

— Eine so zarte Gewissenhaftigkeit kann doch nur der lebendige Glaube an die Unsterblichkeit, nur die Religion bilden. . .

6.

Der Charakter des Mannes, der sich uns bisher entfaltet hatte, ist Religiosität; ihr einleuchtendster Beweis ist die Berufstreue; ihr menschlichster Ausdruck die Sanftheit; ihr Grund und Boden ein lauteres Gemüth; ihr ordentlicher Pulsschlag und Lebenszeichen — das Zartgefühl des Gewissens.

Allerdings ein Gemälde nach dem Leben. Allein, eine Unbestimmtheit ist noch in der Darstellung, die nun auch wegfallen muß, wenn der Mann in seiner ganzen Wahrheit erkannt werden soll. Denn sein Charakter war die völlige Bestimmtheit und ein Gegensatz alles Unbestimmten. Also war auch seine Religiosität eine durchaus bestimmte.

Ich will sagen:

So gewiß wahre, reine, lebendige Religiosität, die Alles auf Gott zurückführt, Alles in Gott sieht, Alles vor Gott beschließt und Alles mit Gott vollbringt, sein Charakter war, so gewiß war seine Religiosität ein

entschiedener, aus genauer Erforschung und ungetrübter Ueberzeugungsfülle quellender Sinn für die katholische Kirche in ihren wesentlichen Lehren, in ihren vornehmsten Einrichtungen und besonders in Hinsicht auf den Mittelpunkt ihrer Einheit. Wohl unterschied er mit Augustinus das System der wesentlichen Kirchenlehre von den Meinungen der theologischen Schulen, unterschied das Nothwendige von dem Ungewissen, das Bleibende von dem Wechselnden, und hielt sich mit allen aufgeklärten katholischen Christen an den Grundsatz:

In necessariis unitas,
in dubiis libertas,
in omnibus caritas.

Allein eben diese Unitas in necessariis war ihm nicht nur gewisse, wichtige Wahrheit, sie war ihm die wichtigste, sie war die Seele seines Glaubens und die Basis seines Lebens. Darin marktete er nicht, darin ließ er sich nichts, gar nichts abmarkten. Darin war er Fels, durchaus unbeweglich.

Diese feste Anhänglichkeit an Orthodoxie konnte aber seiner Liebe gegen Menschen jeder Denkart keinen Eintrag thun. Er hätte Muth gehabt, für die, welche nach seiner Ueberzeugung irrten, zu sterben.

So liebend war sein Gemüth, so unerschüttert sein Glaube!

Aber gerade dieser Zug in seinem Charakter, der ihm die höchste Bestimmtheit gegeben hatte, war es auch, was am meisten verkannt und mit dem bittern Namen der Intoleranz und mit dem erniedrigenden eines beschränkten Kopfes belegt ward.

Die Vorwürfe, glaube ich, habe er nicht verdient, und sie mögen wohl zu dem Unrechte gehören, das wir wissend oder unwissend nur zu oft einander anthun.

Er verdiente nicht den Vorwurf der Intoleranz. Denn die Intoleranz besteht nur darin, daß wir die Rechte der Ueberzeugung mit den Rechten der Person verwechseln, und, statt bloß das, was uns heilsame

Wahrheit ist, als heilsame Wahrheit zu vertheidigen, und das, was uns schädlicher Irrthum ist, als schädlichen Irrthum zu bekämpfen, die Person hassen, die Person drücken, die Person verfolgen, weil sie anders denkt, anders glaubt, anders lehrt als wir, und, da wir nach dem Evangelium selbst dem Feinde mit brüderlicher Dienstfertigkeit wohlthun sollen, den irrenden Bruder feindlich bekriegen.

So und nicht anders kann die Intoleranz begriffen werden. Sie ist der Uebergang von dem gerechten Eifer für das, was uns als Wahrheit heilig ist, zum ungerechten Eifer wider das Recht der andersdenkenden Person, das uns heilig seyn soll, und die Verwechselung des Einen mit dem Andern.

Nun kann jener Uebergang und diese Verwechselung bald mit mehr Unerkenntniß, Fehlgriff und Gutmeinung, bald mit mehr Bewußtseyn des Unrechtes und sohin mit freier Selbsthingebung an den bewaffneten Haß gegen Andersdenkende verknüpfet seyn. Es sey aber der Zustand des Gemüthes so oder anders beschaffen, die Folgen können nicht anders als zerstörend seyn. Die Intoleranz der zweiten Art kann in Hinsicht auf Quelle und Folgen, die der ersten in Hinsicht auf die Folgen die giftige heißen.

Das Wesen aller Intoleranz besteht also darin, daß der Mensch im Verkehr mit seinem Nachbar, der Mensch ist, wie er, die Polemik wider die Meinung der Person in eine Polemik wider die Person selber verwandelt, und statt dem Irrthum die freundliche Gewalt der Wahrheit entgegen zu stellen, die Person die feindliche Gewalt des Hasses fühlen läßt.

Von der giftigen Intoleranz jeder Art war Sambuga frei, weil er, Gott in Gott und im Menschen ehrend, denselben Gott auch in dem irrenden Menschen zu ehren wußte; weil er in Ausbreitung seiner Lehre sich kein Mittel erlaubte, als die ruhige, einfache, lichthelle Darstellung dessen, was Inhalt und Grund seiner Ueberzeugung war, und weil er bei dem freien Gebrauche

dieses seines Rechtes jedem Andern den freien Gebrauch eben desselben Rechtes zugestand.

Was den Vorwurf eines bornirten Kopfes betrifft, so müßte er entweder jedem gebildeten Manne, der eine von seinem Denken verschiedene Regel des Glaubens annimmt, gemacht werden können, oder er durfte auch dem gebildeten Sambuga nicht gemacht werden.

Entweder ist jeder Kopf beschränkt, der irgend eine Schranke, eine Richtschnur seines Denkens, die nicht sein eigenes Denken ist, anerkennt; oder es war auch Sambuga kein beschränkter Kopf. Denn, ob einer die heilige Schrift allein, oder mit der heiligen Schrift noch das lebendige Wort der Kirche als Richtschnur des Denkens annähme, so liegt es helle da, daß beide eine von ihrem Selbstdenken verschiedene Richtschnur ihres Denkens annehmen, also eine Schranke anerkennen, also der Vorwurf des in eine auswärtige Schranke eingeengten Kopfes entweder auf beide fallen müsse oder auf keinen fallen könne.

Wer sich durch Bildung seines Vernunftwesens zur Untersuchung tüchtig gemacht, und dann durch gründliche, parteilose, beharrende Untersuchung zur Erkenntniß durchgearbeitet hat, gehört sicherlich nicht unter die bornirten Köpfe. Oder man müßte mit demselben Rechte und auf dem kürzesten Wege Alles, was Christ, was katholisch, was Priester ist, in die verdammte Masse bornirter Köpfe werfen. Ja, wenn man mit dem verhaßten Brandmale noch freigebiger seyn wollte, weil es doch sehr leicht ist, hierin freigebig zu seyn, so könnte Jeder, der die Wahrheit gefunden zu haben glaubte, jeden Andern, den er auf einem Irrwege ertappt zu haben wähnte, geradezu für einen bornirten Kopf ausrufen, so wie der Ausgerufene den Ausrufer mit gleicher Münze bezahlen. Und dann, denke ich, wären wir mit aller Cultur des Verstandes glücklich zu Ende gekommen, oder, wie das Sprichwort kräftiger sagt, dann wäre dem Fasse der Boden vollends eingestoßen.

Ich wiederhole auch hier, was ich schon oft in Erinnerung gebracht habe:

Liebe Freunde! wenn wir nicht weise seyn können oder wollen, so lasset uns wenigstens nüchtern seyn!

Um aber selbst eine Probe dieses nüchternen Urtheiles auf der entgegenstehenden Seite zu geben, so darf ich hier nicht verschweigen, daß mehrere Freunde des Seligen bei aller Achtung für seine Orthodoxie denn doch die Ueberzeugung nicht los werden konnten: „er hätte, wenigstens in seinen letztern Jahren, den Eifer für die Unitas in necessariis zu weit und auch auf die non necessaria ausgedehnet und wohl auch mancherlei Anmaßungen der Curia in seinem Denken und in seinen Besorgnissen zu viel Gewicht behaupten lassen.“ Ich kannte ihn zu wenig, um mir eine entscheidende Stimme hierin zu erlauben. Nur um auch hier dem Lichte des Gemäldes — seinen Gefährten, den Schatten nicht fehlen zu lassen, wollte ich bloß fremde Urtheile erzählen, weil ich nicht Gründe genug hatte, selbst eines zu fällen.

7.

Sein Charakter verläugnete sich auch in den Erholungen nicht, deren der Belastete nicht wohl entbehren konnte.

Die Erholungen, die ihn ihm selber wiedergaben, und bei leichter Bewegung des Leibes, auch dem Gemüthe, sich auszulassen, freien Spielraum öffneten, waren ihm die liebsten; indem er die rauschenden oder glänzenden Vergnügungen des Hofes Andern recht gern überließ, behielt er sich nur das Fischen mit der Angel vor.

Wenn man bedenkt, daß der herrschende Trieb nach Glanz und Ehre, nach Lust und Habe, sowohl am Hofe, als auf dem Markte des Lebens, nach ganz andern Dingen angelt und kein geringeres Werk treibt, als dumme und kluge Menschen zu fangen und zu Werkzeugen selbstsüchtiger Zwecke zu machen: so muß man bekennen, daß, wenn Sambuga, frei von jedem Weltumtriebe, den Johannes so kurz und treffend schildert 1 Joh. II, 16. die Angel in das Wasser wirft, um Fische zu fangen, er

mit dem unschuldigsten Gegensatze das Treiben und Drängen der Welt, am Hofe und an jedem großen oder kleinen Nachbilde desselben symbolisiret. Vielleicht hat sich aber in dieser Erholung sein und aller Apostel hoher Beruf abgebildet. Er fühlte sich überall, wo er stand, am Hofe oder in Mitte einer Pfarrgemeinde, in Städten oder Dörfern, auf Reisen oder in bleibenden Wohnstätten, berufen, Einzelne aus dem Meere des sittlichen Verderbens herauszuholen. Ex hoc jam homines eris capiens Luc. V, 10.

Wirklich war diese Betrachtung seinem Herzen nicht fremde; er hat sie sich in einem Selbstgespräche, dadurch er seine Schwermüthigkeit heilen, oder wenigstens mildern wollte, aufgezeichnet. Er hatte nämlich in der ersten Zeit seines Aufenthaltes am Hofe gegen Anfälle von Traurigkeit zu kämpfen. Er paßte nicht recht in das neue Verhältniß der Dinge, und das Verhältniß der Dinge nicht zu ihm. Der Uebergang von der Einfachheit des Landlebens zur Vielfachheit des Hoflebens drückte ihn. Die neue Lebensform war eine neue Tracht, die ihm nicht recht anliegen, eine Speise, die ihm nicht genießbar werden wollte. Endlich faßte er sich zusammen und gab sich, im Aufblicke zum Führer seines Lebens, in sein neues Daseyn hinein, und lernte auf dem Boden, den er betreten hatte, stehen.

„Siehst du es denn nicht, die Vorsehung führt dich immer wohin du nicht willst, und du könntest noch über ihre Leitung klagen? Du bist immer so kleinlich, und sie scheint dich zu großen Planen gebrauchen zu wollen, welche du mit deiner Kleinlichkeit vereiteln willst. Du hängst an deinem Fischbache, an deiner Angel; und sie will, du sollst Menschen fischen. Erblickest du eine schöne Aussicht, einen Felsen, eine Eiche, so wünschest du dir deine Farben, deinen Pinsel zurück; und sie will, du sollst reine Tugend und wahre Frömmigkeit in die Herzen deiner fürstlichen Kinder zeichnen. Dein spannenlanges Gärtchen entgeht dir; und du bemerkst nicht, daß du einen großen Schloßgarten dafür erhieltst, und daß noch größere auf dich warten! Du bist auf deine anderthalb Speisen eingerichtet, ich lobe deine ländliche Genügsamkeit; bist

du denn aber erkenntlich, wenn dir eine Hoftafel dagegen bloß Bürde zu seyn scheint? Die Deinigen waren um deine Gesundheit besorgt und du selbst: siehst du nicht, wie sie bei der nicht so ängstlichen Pflegung am Hofe täglich zunimmt?"

— — Dieses Selbstgespräch sagt uns mehr, als es sagen zu wollen schien: wie viel Kämpfe in edlen Gemüthern vorgehen müssen, bis sie sich zur Festigkeit der Gesinnung und zur Gemüthsruhe durchkämpfen. Und doch wird gerade in dem bessern Menschen die Gemüthsruhe nur zu oft unterbrochen — denn es giebt auch eine edle Unruhe, die nur die Guten aus Erfahrung kennen, wie wir sogleich an Sambuga sehen werden.

8.

Seinen Charakter beurkundet endlich selbst sein geheimstes und tiefstes Leiden, das an seiner Gesundheit und an seiner Heiterkeit mit scharfem Zahne nagte, und das sich täglich erneuerte bei dem Anblicke der sinkenden Religiosität. Da nur wenige Gemüther dieses Leidens empfänglich sind, so werden Viele, die davon Notiz nehmen, wenn sie nach ihrer Weise noch sehr bescheiden sind, mitleidig darüber lächeln, die Andern über Wahnsinn schreien. Aber der Biograph erzählt auch hier nur, und kann keinen Stoff weder zum Lächeln, noch zum Verdammen darin finden. Denn wir können doch nicht im Ernste glauben und Andere glauben machen, daß die Religiosität in den letzten dreißig Jahren sonderlich gestiegen, auch nicht, daß sie im gleichen Stande geblieben sey; sie muß also in's Sinken gekommen seyn, und darüber können gute Menschen sicherlich nicht frohlocken, dabei die Edlen nicht gleichgültig seyn; die Besten werden also trauern müssen. Daß der Aufblick zu dem höchsten Regenten der Welt, und die mit diesem Aufblick wiederkehrende Uebermacht der Zuversicht das schneidende Trauergefühl gemildert haben werde, kann der genaue Beobachter der Ebbe und Fluth, der Traurigkeit und Freude nämlich, die auch in den reinsten Seelen kommen und gehen, ahnen oder wissen.

— — Ist es denn aber, fragt mich ein Kenner der Geschichte, auch wahr, daß die Religiosität in den letzten dreißig Jahren so sehr gesunken — so tief gefallen sey, als ihr Eiferer auf Kanzeln, in Schriften und in täglichen Gesprächen ausrufet?

Lieber Frager, kannst du prüfen, so lies; ich meine, und ich weiß, daß es mehr als Meinung ist: „Die Religiosität sey im letzten Jahrdreißig gesunken und gestiegen, habe verloren und gewonnen; habe verloren an Ausbreitung, und dafür gewonnen an Innigkeit; sey gesunken in den Vielen und dafür gestiegen in den Wenigen.“

§. III.

Seine gelehrte Bildung.

Wenn Sambuga durch das reine, milde Licht seines Charakters das Vertrauen und die Liebe so vieler Menschen in und außer seinem nächsten Wirkungskreise anzog: so bedurfte er allerdings einer gelehrten Bildung, die ihn tüchtig machte, den großen Anforderungen, die das fremde Bedürfniß und sein eigenes Herz an ihn thun mußten, ein Genüge zu leisten.

Was zu dieser gelehrten Bildung die öffentlichen Lehranstalten in seinen Studirjahren, und dann sein Aufenthalt in Italien ꝛc. beigetragen haben, wiederhole ich nicht, und begnüge mich hier bloß, von den Beiträgen zu seiner gelehrten Bildung, die seine Talente und seine Uebungen lieferten, einige zu erwähnen.

1.

So wie er selbst Alles denkend*) auffaßte, wie er besonders im Unterrichte des Kronprinzen überall die Keime des Selbstdenkens**) anregte, so hatte sich in ihm das Talent, das ich nicht besser zu nennen weiß, als das Talent der Gelehrsamkeit, ich meine den Beobachtungsgeist, diese Gabe, Vieles richtig und schnell zu bemerken, in seinen Verhältnissen, Umgebungen, Schicksalen und durch besondere Uebungen ganz vorzüglich ausgebildet. Was er nun einmal richtig aufgefaßt hatte, das suchte er auch genau zu bezeichnen, treu aufzubewahren und mit gesunden Betrachtungen zu begleiten. Er brachte überall ein offenes Auge mit, das die vorliegende Seite der Dinge wahrnehmen, ein gewandtes, das die tieferliegende und nur durchscheinende bemerken, ein ruhiges,

---

*) Siehe seinen Charakter Nr. I.

**) Siehe sein Leben Nr. VI. Sambuga als Religionslehrer.

das im Wahrnehmen und Bemerken bis zum Ueberschauen des Ganzen beharren konnte.

Auf diese Weise vermehrte sich sein Erkennen nicht nur mit jedem Tage, sondern es ward auch sein Eigenthum, gleichsam ein Vermögen, das ihm als disponibel zu Gebote stand.

Von dieser Fertigkeit, die Dinge richtig aufzufassen, genau zu bezeichnen, treu zu bewahren und seine Wahrnehmungen mit gesunden Betrachtungen zu bereichern, zeugt der ganze große Vorrath seiner Handschriften.

Es hat sich mir in Durchlesung derselben wieder bestätigt, was ich an so vielen Andern wahrgenommen und wohl auch an mir selbst erfahren habe: Die Gedanken müssen geschrieben, und wieder geschrieben seyn, wenn wir uns ihrer recht bewußt werden und sie in unsere Gewalt bringen sollen.

Diese handschriftlichen Aufsätze haben mich seinem stufenweisen Selbstbilden gleichsam zuschauen lassen. Ueberall verräth sich der rege Denkgeist, der neuen Stoff zur neuen Verarbeitung aufsucht und findet, und durch Wahrnehmung und Selbstdenken das Vermögen beider Kräfte erweitert. So fand ich in seinen Papieren ein Tagebuch voll richtiger Bemerkungen und Reflexionen von dem Einzuge der Franken in die diesseitige Pfalz im Herbste 1794, darin er die Thätigkeit der Feinde, das Uebermaß ihrer Forderungen, die Lasten der Gemeinden, und seine Mühungen, mancherlei Schrecken und Bedrückungen von ihnen abzuwenden, schilderte. Am Ende des Tagebuches steht eine merkwürdige, fast prophetische Anrede an Deutschland; daraus einige Zeilen: „Möchte doch der immer leichtgläubige Deutsche im Angesichte seines ausgeraubten, geschändeten und mit Leichen bedeckten Vaterlandes weise werden! Aber ich wage es kaum, dieses zu hoffen. Ein jeder deutsche Staat, und jeder einzelne Deutsche will Alles gewinnen und nichts aufopfern. Deutschland ist sich selbst fremde, und vergißt seiner ehemaligen Größe und Stärke! Kehre zurück, o deutsches Vaterland, zu deinem ehemaligen Gemeingeiste! Deine Trennung in dir selbst kostete dir schon vor Zeiten

drei schöne Bisthümer und einen beträchtlichen Theil deines Rheinufers; deine heutige Trennung könnte den alten Anschlag deiner Feinde vollenden."

Dieß Tagebuch erneuerte Sambuga im Junius 1796, als die Franken wieder über den Rhein giengen, und setzte es fort bis zum September 1796, wo er wegen der Siege des Erzherzoges Karl über den General Jourdan ein feuriges Danklied zu dem Herrn der Stärke und des Sieges gesungen hatte.

Eine zweite Handschrift beschreibt die kleine Gesundheitsreise gegen den Donnersberg und einen südlichen Theil des Gebirges, die die drei Pfarrer von Abenheim, Gundheim und Herrnsheim, Strauch, Krebs und Sambuga, in freundlicher Gesellschaft miteinander machten. Den Zweck der Reise giebt er bestimmt an: „Meine große Vorliebe zu Berg- und Wald-Gegenden; mein nicht geringer Hang zum Reisen; die Hoffnung, durch den Anblick fremder Gegenden und durch den Umgang mit andern Menschen die gewöhnlichen Vorstellungen mit neuen zu verwechseln; die Ueberzeugung, daß Erfahrung und vervielfältigter Eindruck dem Geiste mehr Stoff zur Verarbeitung darbieten; endlich die Liebe zu meiner Gesundheit, der ich durch Bergluft und Bergwasser das wieder ersetzen mochte, was ihr die Haussorgen und das Studirzimmer allmählig entziehen, alle diese Ursachen, sammt der lieben Gesellschaft der beiden Männer, die ich auf einige Tage gern genießen wollte, verleiteten mich, von Herrnsheim aus eine Reise gegen den Donnersberg ɩc. zu machen."

Die Beschreibung selbst ist lebhaft, reich an Bemerkungen aller Art über Menschen, Sitten, Ackerbau, Kunstfleiß, Sinn für Religion ɩc. Sie endet zu Goelheim bei einem Denkmale von gothischer Arbeit, einem Crucifixe, mit der merkwürdigen Inschrift:

Anno millesimo trecentis bis minus anno
In Julio Mense Rex Adolphus cadit ense.

„Ich war erstaunt, hier an der Stelle mich zu finden, wo Adolph von Nassau, den das deutsche Reich nach dem

Tode Rudolphs von Habsburg zum Kaiser gewählt hatte, sein Leben in einer Schlacht verlor, welche ihm der Sohn Rudolphs geliefert hat."

Eine dritte Handschrift von ihm enthält den Entwurf zur Geschichte seiner Pfarrverwesung in Herrnsheim. Darin las ich mit vieler Theilnahme, wie parteilos er die religiösen Angewöhnungen des Volkes nach der Richtschnur des göttlichen Evangeliums, und nicht das Evangelium nach menschlichen Gebräuchen beurtheilte. Darin las ich nicht ohne Verwunderung, wie rüstig er einigen irrigen Meinungen des Volkes zu Leibe gieng. Hie und da gewann es wohl auch den Anschein, als hätte die Thätigkeit seines Begriffes die tiefere Anschauung des Gemüthes beenget. So erzählet er sehr naiv, daß, als er in einer Kapuzinerkirche betete, und ihm das gerade gegenüberhängende Bild des heiligen Franz von Assis in das Auge fiel, seine ganze Andacht zu Trümmern gieng. Der Heilige lag in einer Geistesentzückung, und ein Engel, der die Geige strich, schwebte vor ihm. Nun fand Sambuga den Engel mit der Geige so lächerlich, daß das Gemüth von dem Haupteindrucke des Ganzen unergriffen blieb, und somit weder die himmlische Harmonie, die das Instrument des Engels bloß sinnbilden sollte, noch die entzückende Andacht, die ein Nachklang der himmlischen Harmonie war, mitfühlen konnte.

Doch Sambuga fand bald selber, daß der Verstand, der unfähig, die Sprache der Symbolik zu verstehen, tadelte, was er im Grunde doch nicht verstand, nicht der rechte Verstand eines Vernunftwesens seyn könnte. Und so geschah es, daß in demselben Augenblicke, in welchem der flachkritische Verstand seine Spitzen abgestoßen hatte, das Vernunftgefühl die verlorne Uebermacht wieder gewann. Ein Durchgang, den jeder Denker machen muß, der seine Bildung der Vollendung nähern will, den aber nicht Jeder macht.

Eine vierte Handschrift liefert uns den Anfang eines Tagebuches über die Erziehung seines Neffen Joseph Anton Zoppi. Da sich der Geist des Beobachters, die

schöne Seele des Erziehers und jenes geheime Arbeiten an Bildung seines Selbstes darin malt: so mögen einige Auszüge davon nicht am unrechten Platze stehen: „Im Jahre 1790 den 22. Mai, den Tag vor dem Pfingstfeste, brachte Franz Xaver Zoppi, Bürger und Handelsmann in meinem väterlichen Hause zu Walldorf, seinen Sohn Joseph Anton Zoppi zu mir, und bat mich, denselben zur Ehre seines Schöpfers und zum Besten seiner Mitmenschen zu erziehen.

„Kein Vater kann mit mehr Zärtlichkeit sein Kind als ein Geschenk des Himmels in seine Arme nehmen, als ich dieses mein Schwesterkind, als Denkmal der Liebe Gottes gegen mich, und als Unterpfand der Liebe meines Schwagers und meiner Schwester in mein Haus aufnahm. Joseph Anton Zoppi war im Jahre 1782 den 3. April geboren, kam also im neunten Jahre seines Alters zu mir. Es zeigte sich mir, von seiner ersten Kindheit an, etwas Holdes auf seinem Angesichte, Unschuldvolles in seinem Betrages, Sanftes in seinem Umgange, so wie Gelehrigkeit, Wißbegierde, schneller Begriff, und die Geschicklichkeit, das Gehörte treu nachzusagen. Er schien mir der Auszug von der Sanftmuth seiner Mutter und von der Güte seines Vaters zu seyn. Er fürchtete mich, so lange ich noch bei seinen Eltern war, weil ihm mein Gesicht zu ernst war; er liebte mich aber, sobald er bei mir allein war, weil er fand, daß mein Ernst nicht mürrisch, sondern nur der leichte Schleier meiner Liebe gegen ihn war.

„O, möchte ich im Stande seyn, die Erziehung dieses guten Kindes — dem großen Erzieher der Menschen abzulernen! Möchte ich das Bild seines und meines gemeinschaftlichen Vaters im Himmel lebendig in ihn hineinlegen und kennbar herausbilden können! Du schufest ihn für deine Ehre, Vater! und für seine Brüder: o, lehre mich bei seiner Erziehung diesen Zweck immer vor Augen haben! O, daß ich durch dieses mein Kind einigen Werth vor dir, bester aller Väter, erlangen, das ist, dich in ihm lieben, und der Menschheit durch ihn dienen könnte!

„Damit er zu keiner Zeit von meinen Augen entfernt wäre, schlug ich seine Bettlade zu den Füßen der meinigen auf,

auf, damit mein Auge bei dem Erwachen schon auf ihn sähe, und bei dem Schlafengehen sich im Blicke auf ihn schlöße; damit bei dem Erwachen, wie bei dem Einschlafen meine Wünsche zugleich für ihn und für mich zu dem Herrn unsers Lebens aufstiegen.

„Mein Unterricht fieng, nach einem von mir dazu aufgesetzten Plane, damit an, daß ich ihn durch Kenntniß der ihn umgebenden Natur zur Kenntniß seiner selbst, und durch Kenntniß der Natur und des Menschen zur Kenntniß Gottes führte. Ich trug ihm nur faßliche Dinge vor, und gieng von dem, was ihm schon klar geworden, aus, um ihm auch das Dunkle klar und anschaulich zu machen.

„Schreiben und Zeichnen mußte er mir zugleich lernen. Da ich das Zeichnen, dazu mir die Vorsehung in meinen jungen Jahren Anlaß und Trieb gegeben hatte, an mir so wohlthätig fand, indem ich mir von Dingen, die mir theuer sind, durch Farben, Licht und Schatten bleibende Vorstellungen machen und auch auf Andere dadurch wirken konnte: so hielt ich es in der Erziehungskunst für sehr bedeutend.

„So mußte er mir auch die Buchstaben, die Noten der Tonkunst und die Ziffer zugleich kennen lernen, und sich mit den Zeichen der Töne, der Wörter und der Zahlen mit Einem Male bekannt machen. Das sollte ihm eine Fertigkeit verschaffen, abgezogene Dinge unter gewissen Zeichen sich desto lebhafter vorzustellen. In Allem, was nicht sonderlich unschicklich, schädlich oder gar böse war, ließ ich ihm freien Willen; auch hielt ich ihn nicht strenge an Lernstunden, sondern lenkte ihn nur wieder ein, wenn ihn die Zerstreuung in das Spiel und freie Leben aus dem Geleise zu bringen schien oder schon gebracht hatte. Um seinen Körper mehr zu härten, schickte ich ihn mit meiner Magd, Anna Margaretha Conradin, die ich ihrer Gottesfurcht und Treue wegen hier gern nenne, oft auf das Feld, und ließ ihn mit ihr passende Arbeiten verrichten. Dadurch bezweckte ich, neben der Stärkung seiner Gesundheit, auch noch dieß, daß er seine Kräfte in mancherlei Arbeiten versuchen, sich von der

thörichten Verachtung des Bauernstandes bewahren, und die Einfalt des Landlebens sollte werthschätzen lernen.

„Gegen den Herbst dieses Jahres bekam er eine Geschwulst am Knie, die ihm viele Schmerzen und mir viele Sorgen zuzog. Die besten Leibärzte und Wundärzte wurden zu Rathe gezogen, aber alle angewandte Mittel halfen so viel als nichts. Wir mußten, da wir das Unsre gethan hatten, den Augenblick seiner Genesung der Zukunft, das ist, dem Willen Gottes überlassen.

„Im Christmonate dieses Jahres, den Tag vor Weihnacht, legte er bei meinem damaligen Herrn Kaplan Gabriel Hagspiel aus Mannheim, der ihn zärtlich liebte, seine erste Beicht ab; nachdem ich ihm zuvor den Unterricht in den Anfangsgründen der Religion, so wie den von der Beicht gegeben hatte.

„In eben diesem Monate fieng ich an, ihm Einiges aus der Naturgeschichte nach Raff beizubringen. Er konnte die Beschreibungen der Pflanzen und Thiere, die ich ihm nur einmal aus dem Buche vorgelesen hatte, auf das Genaueste nacherzählen. Seiner lebhaften Imagination gelang es, auch, ohne viele Mühe andere Menschen nachzuahmen. So drückte er, ohne daß ihn Jemand dazu aufgefordert hätte, die Stimme, Ton und Accent, Mienen und Geberden des Herrn Kaplans im Predigen aus, so, daß man nicht den Knaben, sondern den Kaplan zu hören glaubte. Ich wachte, daß er nur Schickliches und keine Unarten an Andern nachbildete.

„Meine Hausgenossen, bei denen er sich etwas freier ausließ, erstaunten über die richtigen Urtheile, welche er vor ihnen aussprach. Sein ganzes Herz war für die Gottesfurcht und Tugend gestimmt. Wenn nun in seiner Gegenwart in Worten oder Handlungen Unartiges vorkam, so wußte er es meiner Magd, die sein ganzes Vertrauen besaß, so richtig zu bemerken, als wenn er nur meine Bemerkungen hätte nachsprechen dürfen, da er doch ganz aus seinem Herzen urtheilte.

„Im Monate Mai 1791 gab ich ihm des sel. Hemmers deutsche Sprachlehre in die Hände. Da er sehr

leicht auswendig lernte, so behielt er die Grundsätze mit geringer Mühe.

„Seine Geschwulst am Fuße dauerte noch fort, doch mit einer merklichen Besserung, die wir der Verordnung des Herrn Hofrath May verdanken. In diesem Frühjahre sammelte er mit vieler Freude Insekten, pflanzte Blumen, lernte Kräuter kennen.

„Auch von der Erdbeschreibung gab ich ihm einige Kunde. Den 3. November ließ ich ihn nach ungefähr anderthalb Jahren mit seinem Vater das erstemal wieder nach seinem Geburtsorte zurückkehren. Um ja nicht zurückzubleiben, stand er schon um 12 Uhr Nachts, und als ich ihn zur Ruhe wies, um 2 Uhr auf, und reiste am Morgen mit seinem Vater fort. Die Freude ließ ihn nicht schlafen.

„Den 20. Jänner starb ihm ein sehr zahmer Finke, worauf er folgende Grabschrift machte:

Hier unter diesem leichten Stein
Liegt ach! mein trautes Vögelein,
Es war ein großer Springer:
Und ein gar lieber Singer:
Nun hat der Springer ausgesprungen,
Nun hat der Singer ausgesungen:
Das thut mir weh,
So weh, so weh!

„Heute, am 22. Jänner, bemerkte ich an ihm Eigensinn und Empfindlichkeit. Nach Tische gieng ich mit ihm spazieren, und erzählte ihm mancherlei Geschichten, wie sich Menschen durch Eigensinn und Empfindlichkeit an ihrem Gewissen versündigten, das Zutrauen der Bessern verloren, und die Freuden des geselligen Lebens für sich und Andere verdarben. Da ward er nachdenkend, und sprach nach einer Pause, erröthend: Lieber Oheim, Sie haben in fremden Fehlern meinen Fehler geschildert: ich danke für die väterliche Strafe, und küßte mir thränend die Hand.

——— „Es freuet mich, in der erstern Entwicklung und weitern Bildung meines Neffen die menschliche Natur

und den Beruf des Erziehers in der wirklichen Ausübung zu studiren. Indem ich der allmähligen Entfaltung eines jungen Lebens zusehe, gehet mir täglich ein neues Licht*) darüber auf, was es heiße, ein Mensch seyn und einen Menschen erziehen.“—

Eine fünfte Handschrift, das Gespräch im Postwagen, giebt uns einen hellen Blick in seine gelehrte Bildung, so wie in sein innerstes Leben. Wie er keinen Anlaß ungenützt vorbei ließ, die von der Religion entblößten Unseligen auf ihre schmähliche Blöße aufmerksam zu machen: so wollte er diese seine religiösen Versuche durch treue Darstellung sich und seinen Freunden genießbar und unvergeßlich machen. Handlung und Darstellung der Handlung macht den Mann und den Künstler: beides sollte Sambuga seyn, und war es auch.

Das Gespräch im Postwagen.

Den 7. December gesellete mich, auf meiner Reise nach meiner Pfarrei, das Loos meines Lebens, das wie Alles unter einer höhern Leitung steht, zu einem jungen Menschen im Postwagen, der, von Mainz gebürtig, schon 15 Jahre in Frankreich zugebracht hatte, und zu einem jungen Handelsmann, aus der Gegend von Elberfeld, der so eben von einer Speculationsreise aus Frankreich zurückkehrte.

Der Erste sagte: „Sterben ist ein unangenehmer Gedanke.“ Ich antwortete: Da es aber das einzige sichere unausbleibliche Ereigniß unseres Lebens ist: so ist dieser Gedanke unserer ganzen Aufmerksamkeit werth. Er: Wie so? Ich: Ich meine, da der Tod unser hiesiges Leben schließet, so müßte unsere ganze Aufmerksamkeit dahin gerichtet seyn, es wohl zu schließen. Er: Wer saget mir dieses? Ich: Ich selbst. Ich müßte mit mir selbst unzufrieden seyn, wenn ich meine Zukunft, welche wohl den größten Theil meines Seyns ausmachen dürfte, dem Ohngefähr über-

*) Sambuga ward also durch Bildung seines Neffen zu einer höhern unbewußt vorbereitet und gleichsam selbst erzogen — zum Erzieher.

ließe. Er: Aber in Frankreich habe ich viele Menschen ganz ruhig ohne Geistliche sterben sehen. Ich: Hievon kann die Rede nicht seyn. Diese Erfahrung zu machen, war nicht erst eine Revolution nöthig: man sah dieses bei den Wilden in Amerika, so lang man sie kennet. Es kann nur davon die Rede seyn, ob es mir frommen könne, ein Leben vielleicht voll Unordnungen, ein Herz voll untugendhafter Neigungen, einen in guten Gefühlen ganz vernachlässigten Geist mit über das Grab in die Zukunft zu nehmen; und ob die Religion dem Sterbenden so ganz unnöthig ihre Hülfe anbiete, um noch eine Ergänzung des Versäumten an uns zu versuchen. Er: Wer weiß aber, ob eine Zukunft sey. Ich: Mir ist sie ausgemacht. Er: Und die Beweise? Ich: Sie liegen in uns, und in der äußern Natur. Nicht wahr? Sie begehren doch nicht, daß ich Ihnen hievon einen mathematischen Beweis gebe; denn die Sache läßt sich nicht in die Länge und Breite ausmessen. Aber es giebt Gründe, die uns, als denkenden Wesen, überzeugend seyn müssen. Nicht wahr? Sie haben eine Denkkraft, und die Natur hat Erkennbarkeit? Er: Dieß ist wahr. Ich: Aber was erkennen Sie? Ihre ganze Kenntniß beschränket sich fast auf die bloße Einsicht, daß etwas Erkennbares da ist. Sollten Sie bloß leben, um zu erkennen, daß etwas Erkennbares da ist? ... Dieses ist die höchste Unwahrscheinlichkeit. Der Grashalm erreichet seine Reife und Vollkommenheit: und ich, der König der Schöpfung, sollte sie nicht erreichen? — Alle Weise starben mit dem Bekenntnisse: Jetzt fühle ich mich erst im Stande, etwas zu lernen! Und dieser Augenblick, dieses Gefühl soll das Ende Ihres Lebens seyn? Die Erfahrung an der Raupe unterstützet meine Behauptung. Nachdem sie sich verpuppet, und gleichsam selbst begraben hat, schlüpfet sie nach einiger Zeit aus ihrer Todtenlade wieder hervor, und ist gleichsam ein neues Wesen. Zuvor genoß sie nur ein Fraßleben, und schleppte den unbeholfenen Körper auf einem Blatte umher, das ihre Nahrung und Wohnung, ja ihre Welt gewesen ist; nach ihrer Verwandlung schwärmet sie, von leichten Fittigen getragen, in allen Lüften umher; genießet

die Freiheit, welche ihr ihre Hülle versaget hatte, und nähret sich aus dem Götterkelche der Blumen u. s. w. Und der Mensch, der die höchste Fähigkeit zur Verwandlung und das höchste Bedürfniß nach Verwandlung in sich hat, der Mensch, der nach Geist und Leib einer Verklärung für das ewige Leben fähig und bedürftig ist, der Mensch, fähig, ewig zu seyn, soll nach wenigen Augenblicken gewesen seyn auf immer? Muß nicht vielmehr die ganze vernünftige Natur ausrufen: Wenn das an der Raupe geschieht, was wird an dem Menschen geschehen? Dazu kommt noch eine andere Weissagung der Unsterblichkeit: Ich fühle mich nämlich unwiderstehlich aufgefordert, das Laster, das der Sinnlichkeit so süße ist, an mir zu tadeln, zu verdammen, zu strafen, und die Tugend, die der Sinnlichkeit so lästig ist, zu üben. Wenn es nun keine Ewigkeit gäbe, die der Tugend den Kranz der Herrlichkeit aufsetzte, und das Laster die Frucht seiner Aussaat ernten ließe: so wäre der Mensch sich selber lauter Widerspruch. Die Tugend macht ihn des ewigen Lebens werth, und seine höhere Natur sehnt sich nach dem ewigen Leben, und die Vernunft erwartet ewiges Leben.

Und nun, wenn der Tod des Leibes das ganze Menschenleben schlöße, so wäre der Heldengang des Tugendhaften ohne Zweck, das Sehnen des Edlen ohne Befriedigung, das Naturbedürfniß ohne Stillung — der ganze höhere Mensch lauter Lüge.

Dieses führte auf Gott. Er sagte: Wer weiß aber, ob ein Gott sey? Ich: Sie wissen ja doch, daß Sie Verstand haben. Ich frage Sie: Haben Sie ihn sich selbst gegeben?... Alle Menschen haben Verstand: und wer gab ihn sich selbst?... Deutet Ihnen dieses nicht auf einen höchsten Verstand; auf eine Quelle aller Erkenntnißfähigkeit? — Die Erde hat hervorbringende Kraft, und zwar eine nach Ordnung und Gesetzen hervorbringende Kraft. Die Erde ist Körper; sie konnte sich nicht selbst sagen: bringe hervor! Es muß also eine höchste hervorbringende Kraft geben. Alle Hervorbringung der Erde geschieht nach Gesetzen. Der Körper

konnte sich die Gesetze der Hervorbringung nicht selbst vorschreiben: es giebt also ein höchstes Gesetz u. s. w.

Beide waren mit der Unterredung zufrieden, ob sie gleich mehr der Geist der Ueberzeugung, der aus mir sprach, als das Wort, das sie überzeugen wollte, befriediget haben mochte. Denn der Glaube an Gott und an die Unsterblichkeit des Menschengeistes ist kein Problem der Mathematik, das durch eine mathematische Demonstration gelöset werden kann, sondern eine heilige Angelegenheit, die nur von reinen Herzen erfasset und aufgenommen werden kann. Im Aussteigen sagte der Mainzer Jüngling: Ich bin ganz aus der Religionsübung gekommen: und ich muß im Ernste daran, wieder hineinzukommen. Ich: machen Sie heute noch den Anfang. Dem geistigen Menschen ist die Religion nicht weniger nothwendig als die Luft dem sinnlichen. Er reichte mir dankend die Hand, und ich empfahl den Scheidenden dem bessern Lehrer, der im Himmel wohnet und im Herzen seine Katheder hat.

Eine sechste Handschrift verbürget uns, daß er nicht bloß seine Ueberzeugungen, sondern auch seine Kunstgefühle in einer treu nachbildenden Composition auszudrücken, und seinem Style Leben und Colorit zu geben verstand. Der Aufsatz heißt:

Vogler in Worms.

Ich bin kein Lautspieler; aber meine Gefühle während des Spieles von Vogler auf der Orgel der evangelischen Kirche in Worms will ich niederschreiben. Wenn ich gleich das Erhabene, Große, Dichterische, Meisterhafte des Künstlers nicht erreichen werde: so habe ich auch mehr nicht aufsetzen wollen, als — meine Gefühle.

Das Vorspiel — war ein Alles versprechender Morgen des auftritt- und wundervollen Tages. Reine Anstimmung, lieblicher Zusammenklang, reiche Abwechslung der Laute, unerwartete Auflösungen, kühne und große Uebergänge, häufige Verwandlung des Hauptsatzes, sanfte und starke Hinwirkung auf das Gefühl, höhere Spannung

des Geistes durch jeden Fingersatz, Vorgeschmack der vollen Nahrung für den Zuhörer von Geist und Gefühl.

Der Gesang — war ein sanfter und edler Ausdruck des Herzens in der Stunde der reinsten Gefühle. Man fand sich gezwungen, die Anliegen seines Herzens in Laute zu verwandeln, und ihnen nach Voglers Anleitung Wohlklang zu geben. Wie in der Gesellschaft von Freunden, die ein Lied beginnen, in das man unvermerkt seine Töne mit einmischet: so nahm man Antheil an seinem Liede.

Das Glockenspiel — war die glücklichste Nachahmung des gewöhnlichen Glockenspiels auf größern Orgeln, ohne daß jedoch die gegenwärtige das Glockenregister gehabt hätte. Vogler wußte die Laute so voll, so abgebrochen, so rein, so tönend zu greifen, daß man die glücklichste Täuschung nicht mißkennen konnte, und sagen mußte: Die Geschicklichkeit hat den Abgang des Registers ersetzet, und die Nachahmung war von dem Urbilde kaum zu unterscheiden.

Von diesem Stücke der, wenn ich so sagen darf, nur noch mechanischen Kunst überführte uns Vogler zur Belagerung von Jericho, wo sich sein Kunstgeist in erstaunlicher Größe zeigte. Hier wirkte nicht mehr der Zauber der Finger, die bei jeder Berührung den Laut, das Maß, die Runde, den Ausdruck, die Aehnlichkeit her befahlen; hier wirkte eine erhöhete Einbildungskraft: Wahrheit in der Darstellung, Wahrheit in der Ausführung. Israels Gebet zu Gott — war der hoffnungsvolle Hinaufblick zu Gott, der immer für sein Volk stritt, und den es so oft an seiner Seite gefühlet hatte; und der gewaltige Gedanke schien alle Reihen und Glieder zu durchschauern: „Gott ist Sieger! Durch ihn stehen und fallen die Völker! Wir heben unsern Arm auf deinen Befehl! Du bist der Gott der Heerschaaren! Völker, die dich nicht hören, fühlen deinen Arm!"

Der Schall der Trompeten von den Schaaren Israels begann. Die trotzenden Mauern bebeten; die Töne erschüttern die Grundfesten der Thürme; Jericho fühlet

Gottes Kraft gegen sich; die Mauern wanken wie die Aehren der Kornfelder, unter welche der West hauchet, und die Thürme werfen sich hin und her wie ein Berauschter. Im Zauber des Spieles sah man Steine auf Steine von den hohen Mauern herabstürzen; Wände herausbrechen und zertrümmert dahinfallen; Thürme bersten und in schrecklichem Getöse zusammenkrachen. So stand Jericho, seiner Wehre beraubet, in banger Erwartung. Der Sieger trat mit freudigem Schritte über den Trümmern dahin, und Vogler begleitete seinen stolzen Gang mit Tönen, wovon sich noch kein Sieg durch die Tonkunst begleitet sah. Schade, daß die Aufschrift nicht hieß: So zog Laudon in Belgrad ein!

Die freie Phantasie — schien mir ein angenehmer Garten, wo man auf Blumen jeder Art, auf Gesträuche, Wildnisse, Wasserfälle, Einöden stößt, und allenthalben die getreue Nachahmung der Natur, oder die Natur selbst findet. Man spürete den Mann, der die Welt sah, mit der Natur vertraut ist, und sie so schön, groß, prachtvoll darstellet, als es nur der höchsten Kunst möglich ist. Den Mann, der seinen Gefühlen durch Töne Leben zu geben weiß, und den die Freundin Tonkunst nie verläßt, er befinde sich in blumigten Gärten; auf grauenvollem Gebirge; hochwogigtem Meere, oder am sanftlispelnden Bache. Er schien mir einem Denker ähnlich, der von den angenehmen Hügeln, wo er die Natur freundlich und lachend sieht, in tiefe Thäler und Klüfte herabsteiget und seinen Geist im Schauder der Schatten, der stürzenden Bäche, der hängenden Felsenstücke weidet, und aus Allem große Gedanken schöpfet, die er mit Tönen fühlbar machet.

Das Flöten-Konzert — drückte alle Schönheiten der Flöte aus. Die Nachahmung der sanften und süßen Töne der Flöte war der Erwartung angemessen. Auch die chinesische Arie hatte ihre Eigenheiten und Schönheiten. Doch, wenn ich mich nicht irre, mag darin eben die richtige Zeichnung fehlen, wie an dem Porzellane der Chineser.

Das Adagio mesto — war eine Nachahmung aller Trauertöne, die ich je in der Natur auffieng. Kein

Klaglaut von der einsamen Waldtaube an bis zum leidenden Menschen schien mir zu fehlen. Der Mann hat, wenn nicht selbst versuchet, doch glücklich bemerket, was die unzähligen Gattungen von Trauer und Schmerz für Ausdrücke und Stimmen in allen lebenden Wesen erzeugen.

Die Hirtenwonne, vom Donnerwetter unterbrochen. — So schön besang noch kein Dichter die ländliche Zufriedenheit und Ruhe, wie sie Vogler durch Töne zeichnete. Man sah gleichsam mit Augen die einsame Hütte vor sich liegen, wo unter einem mit Stroh bedeckten Dache Liebe und Genügsamkeit wohnen. Die um die Hütte her zerstreut sich erhebenden Bäume waren sanfter Ruhe und süßer Wonne voll, wie ihre glücklichen Besitzer. Gesättiget und ungestöret lagen die belaubten Aeste nebeneinander, wie die Schafe der Heerde um die Mittagsstunde. Nur hie und da lispelte ein Blatt mit dem andern ein vertrautes Wort. Die Vögel sangen ihre ungekünstelten Lieder auf den ruhenden Zweigen; im Schatten weideten sorglos Ziege, Kuh und Lamm. Das nahe Meer selbst that sich wohl in dieser ungewohnten Ruhe; nur sanft trieb es seine unmerklichen Wellen an das Gestade, und ließ sie den umher liegenden Sand spielend einander streitig machen. Lange dauerte dieser beneidenswürdige Zustand nicht in dem Lande des ewigen Wechsels. Wie, wenn der Neid einem schuldlosen Glücklichen unvermerkt die Quelle seines Lebens trübet: so schlich sich ein Wölkchen aus dem Schooße des Meeres, das in seinem Gange wuchs und allmählig den reinen Himmel dunkelte. Von ungünstigen Winden getragen, drohet es der zufriedenen Hütte. Schon beben die Blätter auf den Bäumen, und die Halmen des Grases; schon heben sich die Aeste, und die Gipfel wanken; die Henne spüret den kommenden Sturm, und locket dem jungen Gefieder; schon erheben sich im fernen Meere höhere Wogen; schon trauert der Himmel; schweiget der Vogel, suchen Schafe und Kühe ihren Stall. Die Arbeiter eilen vom Felde, und suchen Schirm in ihrer Hütte. Fern sausen die Winde; werfen verachtend den Sand vom Gestade dem dräuenden Gewölke entgegen, seinen Zorn zu reizen;

wie heulende Wölfe über ein unschuldiges Lamm stürzen, das jeder mit sich reißen will: so fallen die Winde auf die einsamen Gesträuche und Bäume, die ihnen aufstoßen, und wühlen in ihren Eingeweiden. In einem Nu herrscht das Ungewitter über den ganzen Gesichtskreis; Nacht und Dunkel liegt auf der Hütte. Nun entzündet sich der schreckliche Donner; nun wälzen und schlagen sich, vom Sturme gereizet, die Aeste der Bäume; tief seitwärts biegen sich die Wipfel, als wenn sie sich losreißen, und dem Sturme entfliehen wollten. Die rauschenden Wogen stürzen auf das bebende Ufer; sie öffnen tausendmale ihren ungeheuern Rachen gegen das betäubte Land; der Donner eifert mit dem Gebrülle der Wogen, und beide kämpfet der wilde Sturm in seinem gräßlichen Geheule zu überflügeln. Schrecklich ist der Auftritt: Zerstörung bezeichnet jeden Schritt des Ungewitters; betäubet liegt die Natur.

Gesättiget vom verbreiteten Schrecken, schien sich endlich das Ungewitter zu sänftigen. Die Wolkenlast hob sich allmählig von der bangen Erde, die sie im Zorne würgte; das Licht suchet seine Stätte wieder; die Stürme werden nur noch auf dem fernen Meere gehöret; die letzten Thränen des Kummers fallen von den Blättern der Bäume; die liebkosende Sonne trocknet sie auf; Alles verkündet Ruhe und Frieden; und der Mensch, das Leben der Natur, tritt aus der Hütte, und spricht: Danket dem Herrn der Natur: wir sind gerettet!

Dieses empfand ich bei dem Spiele eines Mannes, der einzig in seiner Art ist, den unser Vaterland gebildet hat, und der Deutschlands Ruhm in ganz Europa verbreitet.

Sambuga.

— — — Ohne über den literärischen Werth dieser Compositionen zu entscheiden, lernen wir doch so viel daraus, wie sich sein Geist in den mannigfaltigsten Aufgaben *versuchet* habe, um sich selbst zu bilden, und das Gebiet seiner Einsicht und seiner Kunst mit jedem Tage zu erweitern.

2.

Das Talent der Gelehrsamkeit, der Beobachtungsgeist, verband sich in Sambuga mit dem unermüdlichen Fleiße, zu lesen in den mannigfaltigsten Schriften, sie mochten in deutscher oder lateinischer, in französischer oder italienischer Sprache*) abgefaßt seyn, und das, was ihm besonders zu seinem Berufe zu taugen schien, zu excerpiren. Die Notaten sind z. B. aus Göthe, aus Montesquieu, aus tableau naturel des rapports, qui existent entre dieu, l'homme et l'univers, aus Aristée ou de la divinité, aus der Geschichte des ägyptischen Königs Sethos, aus Tacitus, Cicero, Seneca, Petronius, aus Kirchenvätern, aus Reisebeschreibungen, aus deutschen philosophischen Schriften. Anfangs schrieb er die Excerpten in einem fort, und hielt sich ein förmliches Tagebuch seiner Beobachtungen über verschiedene Schriften, die er gelesen hatte. Späterhin verfiel er aber, wie mein Freund Conrad Schmid, auf die bessere Methode, die das Wiederfinden und die Anwendung des Gelesenen ganz besonders erleichtert. Er schrieb nämlich jede kürzere oder längere Stelle, die ihn anzog, auf ein besonderes Blatt, und zeigte über der Stelle den Inhalt mit einem Worte, oft mit einer kurzen Aufschrift an. Nach Jahren konnte er alle die Stellen, die eine gleiche Aufschrift hatten, z. B. Gott, Christus, Ewigkeit, Religion, Kirche, Staat, Regierung, zusammenstellen und die Früchte seines Fleißes überschauen.... Daß aber die Excerpte nicht bloß den Geschmack, sondern auch das Gemüth des Sammlers verrathen, kann man ihnen deutlich genug ansehen, z. B.:

Predigtamt.

Bourdaloue behauptete stets das Recht des Predigers, die Wahrheit auch in Gegenwart des Königs und seines Hofes mit Freimüthigkeit und Würde zu verkünden. Seine Manieren waren einfach, schlicht, natürlich, aber seine Seele war voll Geist und Leben. Feller Dict. Hist.

*) Er sprach und schrieb diese vier Sprachen.

Regierungsweisheit.

Tamahmah, König von Owheihi, sagte dem Seefahrer Vancouver, der ihn bereden wollte, er sollte das zur Neujahrsfeier gehörige und noch nicht geendete Tabuh (das Verbot, sich nicht aus dem Bezirk zu entfernen, so lange diese Feiertage dauern) übertreten, und ihn nach der Karakakuabay begleiten: „Er halte dafür, daß „er (Tamahmah) der Letzte im Staate seyn müsse, die „Gesetze zu verletzen, und die gemachten Einrichtungen zu „übertreten." Vancouvers Entdeckungsreise 2. Th. S. 75.

Aberglauben.

Es hat deren auch wohlthätige gegeben. „Koranus, ein Nachkomme der Herakliden, hatte zum Andenken eines Sieges eine Trophäe errichtet. Ungefähr warf ein Löwe, der aus einem Walde am Berge Olympus kam, dieses Denkmal um. Koranus, dem dieses vermeintliche Zeichen von dem Zorne der Götter ein Wink zu friedlichen Gesinnungen war, verbot, die Trophäe wieder aufzurichten, und von dieser Zeit an war's eine Staatsmaxime für ihn, sich als Vater seines Volkes zu beweisen, und seinen Haß nie mehr nach seinem Siege fortdauern zu lassen." S. neue Welt- und Menschengeschichte, aus dem Französ. Geschichte der Griechen, 4. Theil S. 9.

Propterea autem nolim commendare superstitionem! . . .

Ein sehr ehrwürdiger Cölibat.

Um seine Dienste so ganz unabhängig dem Staate zu widmen, blieb Epaminondas sein ganzes Leben hindurch unverheirathet. Einem seiner Gegner, der ihm einst den Vorwurf seines ehelosen Lebens und Vorschläge zur Heirath machte, aber selbst kein gutes Beispiel in der Ehe gab, antwortete er: „Von dir würde ich am wenigsten einen Rath in dieser Sache annehmen." Einem andern seiner Freunde, dessen Sohn aber nicht im besten Rufe stand, der es ihm zum Vorwurf machte, daß er keine Kinder als Erben seines Ruhmes hinterlasse, gab er zur

Antwort: „Er hoffe seinen Namen besser, als er, fortgepflanzt zu haben, denn er hinterlasse eine Tochter, die ihn gewiß überleben, ja unsterblich seyn würde, die Schlacht bei Leuktra." Moralische Bilderbibel von Kasp. Friedr. Lossius, 3. Bd. S. 67. Gotha 1809.

Sentenziöse Sprecher gedemüthigt.

Epaminondas war nach dem Siege bei Leuktra zufrieden mit dem Ruhme, den Stolz der Spartaner gedemüthigt, und sie, wie er sich scherzend bei einer Gesandtschaft der Spartaner, die mit vieler Umständlichkeit um gute Bedingungen bat, ausdrückte, dahin gebracht zu haben, ihre einsylbigen Worte ein wenig zu verlängern."

Katholicismus des Mittelalters.

Davon sagt Dr. Carl Frid. Stäudlin in seiner „Universalgeschichte der christlichen Kirche," Hannover 1806: „Wie schätzbar es sey, daß damals die Religion als eine große öffentliche Angelegenheit behandelt wurde, und überall Einfluß hatte, und daß eine öffentliche Sittenzucht vorhanden war." S. 224.

Das Verderben in der Stadt Crotona zur Zeit des Petronius.

In hac enim urbe non literarum studia celebrantur, non eloquentia locum habet, non frugalitas sanctique mores laudibus ad fructum perveniunt, sed quoscunque homines in hac urbe videritis, scitote in duas partes esse divisos. Nam aut captantur aut captant. In hac urbe nemo liberos tollit, quia quisquis suos haeredes habet, nec ad scenam nec ad spectacula admittitur, sed omnibus prohibetur commodis, inter ignominiosos latitat; qui vero nec uxores unquam duxerunt, nec proximas consuetudines habent, ad summos honores perveniunt, id est, soli militares, soli fortissimi, atque etiam innocentes habentur. Videbitis, inquit, oppidum, tanquam in pestilentia campos, in quibus nihil aliud est,

nisi cadavera, quae lacerantur, aut corvi qui lacerant. Petronii Satiricon c. 116.

In dieser Stadt blühen keine Wissenschaften, gedeihet keine Beredtsamkeit, kein frugaler Tisch, keine Unschuld des Lebens findet hier die Frucht des öffentlichen Lobes. So viel Menschen ihr immer in der Stadt sehen werdet: so seyd zum voraus überzeugt, sie theilen sich alle in zwei Klassen. Denn entweder gehen sie auf Fang aus, oder werden gefangen. In dieser Stadt werden keine Kinder erzogen, weil, wer Erben hat, weder zu Lustspielen noch zu Fechterspielen zugelassen wird; er muß aller Vortheile entbehren, und im Schatten der Unehre liegen bleiben. Die aber sich nie verehelichet und keine nahen Verwandten haben, die kommen zur höchsten Ehre, die sind allein tapfere Krieger, Helden und Männer ohne Tadel. Ich sage es euch: Ihr werdet eine Stadt sehen, gleich den Feldern zur Pestzeit, auf denen nichts ist als Leichen, die zerhacket werden, und Raben, die sie zerhacken.

3.

Wie sein Beobachtungsgeist sich stets übete im Auffassen der Dinge, so sein Denkgeist in Zergliederung, Erörterung der Begriffe. Dadurch gewann er den doppelten Vortheil, daß er vorerst sich selbst verstand, und dann die Bildung des Verstandes in Andern sich ungemein erleichterte. Davon sind schon mehrere Belege vorgekommen, da, wo ich den Erzieher des Kronprinzen schilderte. Hier erinnere ich nur noch, daß dieser Zergliederungs- und Erörterungstrieb auch seinen Predigt-Entwürfen dasselbe unterscheidende Gepräge gab, das seine andern Compositionen tragen. Von den folgenden empfehlen sich der erste und dritte besonders auch durch die Wichtigkeit des Inhaltes.

Drei Predigt-Entwürfe.

1. Ueber Joh. VIII, 45. Wenn ich die Wahrheit rede, so glaubet ihr mir nicht. Der Mensch

scheint im Widerspruche mit sich zu stehen. Er ist für die Wahrheit geschaffen, er fühlet das Bedürfniß nach der Wahrheit in sich, und doch stößt er sie von sich, wenn sie ihm vorgetragen wird. Man sollte glauben, er werde sie so begierig einsaugen, wie die welke Pflanze den Abendthau. Und dafür zertritt er sie mit Füßen und oft auch den Verkünder. So widerfuhr es Christus; Niemand war größer in Wort und That als er, und Niemand fand mehr Widerspruch als er. Dieß veranlaßte mich zu untersuchen, woher es komme, daß man der Wahrheit so oft nicht glaube. Die Ursachen, warum die Wahrheit so wenig Zutritt zu den Menschen und so wenig Eingang finde, liegen nicht in der Wahrheit; sie liegen in den Menschen.

a) Oft ist uns die Person, welche die Wahrheit vorträgt, zuwider, und wir hassen die Wahrheit, weil sie aus dem verhaßten Munde kommt. „Was soll uns der Zimmermann da lehren können?"

b) Oft ist uns die Wahrheit zuwider, weil sie sich mit unsern eingewurzelten Vorurtheilen und Gewohnheiten nicht verträgt. Die Gewohnheit ersetzt alles Denken, wird eine andere Natur, und man müßte diese zweite Natur ausziehen, wenn man die Wahrheit lieben könnte. „Bist du mehr, als unser Vater Jakob, der uns diesen Brunnen gegeben, und er trank selbst daraus und seine Söhne und sein Vieh."

c) Oft hindert uns der Eigennutz, daß wir der Wahrheit das Herz nicht öffnen. Die Menschen schöpfen aus dem Irrthum Gewinn, sie hassen also die Wahrheit, weil sie den Gewinn lieben. Wer den Tempel Gottes zum Kaufhause macht, sieht es nicht gern, daß man ihm die Wechseltische umstoße.

d) Oft verwirft man die Wahrheit, weil sie uns demüthigte, weil wir, wenn wir ihr glaubten, durch die That bekennen müßten, daß wir bisher unrecht daran gewesen. Man opfert also, um Recht zu behalten, dem Stolze, der stets Recht haben will, die Wahrheit. „Du bist ganz in Sünde geboren und willst uns lehren? Und sie warfen ihn hinaus."

2. Ueber

2. Ueber Ephes. V, 4. Es sollen unter euch keine schändliche oder thörichte Worte oder unanständige Scherze gehöret werden, wie es den Heiligen ziemt. Unter den schändlichen, thörichten, unanständigen Reden stehen die unreinen Gespräche oben an. Sie sind so schändlich als schädlich. Sie sind schändlich

a) als Mißbrauch der Gabe, zu reden, wider die Absicht des Gebers, und als Entheiligung des ehrwürdigen Naturgeheimnisses von Entstehung des Menschen. Was die Menschheit in ihrer Gattung erhält, was die Menschen mit der Würde des Vater- und Muter-Namens bekleidet, was Erde und Himmel mit neuen Bürgern bereichert, wird Gegenstand unheiliger Scherze. Sie sind schädlich,

b) als eine reiche Aussaat unzähliger Aergernisse, unzähliger Verderbnisse für Einbildungskraft und Gemüth, und unzähliger Zerrüttungen an Leib und Seele. . . . .

3. Am Gedächtnißtage des heil. Augustins. Augustin hatte in seinem Leben zwei Wege versucht, den des unweisen Zweifelns, der immer forscht und nimmer erforscht, immer lernt und nichts erlernt; und den des weisen Glaubens, der die redlich geprüfte und hell einleuchtende Wahrheit demüthig annimmt, fest behält und treu in das Leben einführt. Da nun in unserer Zeit Viele den erstern Weg einschlagen, und den zweiten herabwürdigen, so nehme ich von dem Feste des Tages und von der Stimmung meiner Zeit den Anlaß, zu zeigen, was man auf dem Wege des unweisen Zweifelns, und was man auf dem Wege des weisen Glaubens werden könne.

I. Der Mensch wird auf dem Wege des unweisen Zweifelns a) ein Widerspruch mit sich selber. Geschaffen, durch Erfahrung, Vernunft, Glauben zur Erkenntniß der Wahrheit zu kommen, löset er Alles, was ihn Erfahrung, Vernunft, Glaube lehren könnte, in Nichts auf; bestimmt, am Tage zu wandeln, tappet er im Fin-

stern der Nacht; berufen, in Gott das Licht, im Lichte die Wahrheit, in der Wahrheit das Leben zu finden, irrt er ohne Gott, ohne Licht, ohne Wahrheit, ohne das rechte Leben, umher. Der Mensch wird auf dem Wege des unweisen Zweifelns b) ein Widerspruch mit der Natureinrichtung. So gewiß die Kinder, welche die Natur den Eltern in Arm und Schooß legt, nur durch Glauben und Gehorsam gegen den Willen des Vaters, das Vaterherz und den Geist des Vaters allmählig verstehen lernen, so gewiß können auch wir nur durch den Glauben an das Wort Gottes und durch den mit dem Glauben verknüpften Gehorsam gegen das Wort Gottes, das Vaterherz und den Rathschluß Gottes, des Vaters der Menschen, verstehen lernen. Der Mensch wird auf dem Wege des unweisen Zweifelns c) ein Spielball der seltensten, irrigsten Meinungen. Denn, indem wir das Gemüth der gesunden Lehre entziehen, verdammen wir uns selbst dazu, daß wir kräftigen Irrthümern dahingegeben werden. Wie Augustin das mit Fabeln und Aberglauben durchflochtene Gewebe der manichäischen Lehre dem einfachen, lichten Evangelium Christi vorzog, so geht es noch diese Stunde. Der Mensch wird auf dem Wege des unweisen Zweifelns d) ein Sclave der blinden Leidenschaft und des falschsehenden Lasters. Denn nur die als Wahrheit geglaubte und mit voller Ueberzeugung als gewisse Wahrheit anerkannte Lehre Jesu von Gottes Willen, von Gottes Rathschluß und von Gottes Reich, kann das Menschenherz fromm, gut und selig machen. Außerdem tappen wir im Finstern des Dünkels und der Neigung umher.

Dieß Alles ist Augustin auf dem Wege des unweisen Zweifelns geworden; seine eigentlichen Bekenntnisse sind Belege davon.

II. Weiser Glaube in Hinsicht auf Christenthum ist mir die aufrichtige, in That und Leben übergehende Annahme der Offenbarungen, die Gott zur Bildung der Menschheit durch die Väter und Propheten der Vorzeit zur Erkenntniß der Welt kommen lassen, in der Fülle der

Zeit durch Christus zur Vollständigkeit gebracht, und durch treue Bewahrung der Kirche auf uns fortgepflanzet hat.

In der Schule dieses Glaubens wird a) unser Denken nüchtern zur Erforschung und erleuchtet zur Erkenntniß der Wahrheit; b) unser Herz gereiniget und entzündet zur Liebe der Wahrheit; c) unser Wille gestärket und erhöhet zur Vollbringung alles dessen, was die Wahrheit uns zur Pflicht gemacht; und d) der ganze innere Mensch zum Genusse des Friedens aus Gott und des ewigen Lebens tüchtig gemacht. Dieß erweiset sich an dem Uebergange Augustins von dem unweisen Zweifel zum weisen Glauben und aus dem Leben des glaubenden Augustins.

4.

Nicht zufrieden mit treuer Auffassung der Dinge, mit genauer Bezeichnung des Aufgefaßten, mit richtiger Erörterung des Gedachten, wußte er die Momente der tiefen Anschauung des Wahren, die wie Blitze kommen und wie Blitze gehen, dadurch zu fixiren, daß er den Totaleindruck der angeschauten Wahrheit, der im Gefühle zurückblieb, in erinnernden Gedanken und passenden Ausdrücken aufzubewahren versuchte. Von diesen Versuchen sind einige mittheilbar unter der Rubrik: Verschiedene Gedanken über Verschiedenes, die man als den Höhe-Messer seiner Einsicht und seines Gefühls ansehen kann.

Nothwendigkeit der Offenbarung.

Der Mensch, der aus Gott ist, will über Gott von Gott belehrt seyn. Die Belehrung, welche er sich hierin selbst giebt, ist mehr Beweis seiner Lernfähigkeit, die sich nach dem höchsten Gegenstande des Wissens sehnt, als eigentliche Belehrung; denn die rechte Wahrheit kann doch nur aus der Quelle aller Wahrheit kommen.

Das Bestehen der Kirche Jesu.

Das Werk Gottes ist kein Menschenwerk, steht also auch nicht und fällt nicht mit dem Menschenwerke. Die Kirche Gottes wäre schon lange nicht mehr, wenn Men-

schen dieselbe hätten zu Grunde richten können. Völker können sich der Religion Jesu unwürdig machen. Aber sie, die Religion selber, bleibt immer Gottes würdig und Gottes Werk, so wie das höchste Bedürfniß des menschlichen Geschlechtes, und hat eben darum die Verheißung ihrer Fortdauer bis an das Ende der Welt.

Von Gegenden, wo die Revolution wüthete.

Die Macht der Verblendung zeigte sich in ihrer ganzen Größe. Wollte man vor wenigen Jahren den Getäuschten einen abergläubischen Gebrauch, eine die Religion in's Lächerliche versetzende Ceremonie, ein abgöttisch verehrtes Bildchen wegnehmen, so lief man Gefahr, bei der besten Absicht in den Verdacht des Unglaubens und der Gottesverachtung zu verfallen. Und jetzt ist mancher Bürger, vom Eigennutze geblendet, auf dem Punkte, für das süße Wörtchen: Freiheit, sie, die Religion selber in Wesen und Hülle, nicht hinzugeben, sondern hinzuwerfen.

Unzulänglichkeit der Selbst-Belehrung.

Man glaube doch nicht, weil der Mensch ein Vernunftwesen ist, so habe er Alles, was er zu seiner Bestimmung, gut und selig zu werden, bedarf, schon in sich. Denke man nur an die Philosophen des Alterthums, an so manche im Forschen ergraute Männer. Konnten sie sich denn befriedigende Aufschlüsse geben über das, was den Menschengeist so einzig interessirt? — Zweifeln war der Meisten beste Weisheit, und die Wenigen, die mit Pythagoras, Sokrates, Plato Göttliches erblickten, waren demüthig genug, ihre Kenntnisse als Geschenke der Gottheit anzuerkennen, und die heiligen Sagen der Vorzeit mit unter die Quellen ihrer Einsicht aufzunehmen.

Der Priester, wie er seyn soll.

Der Geist unsers Amtes ist kein anderer, als Bildung der Menschen für Gott. Gott und seine Kinder auf Erden müssen unser immerwährendes Augenmerk seyn. — Aus jeder unsrer Verrichtungen muß es

hervorleuchten, daß wir es mit Gott zu thun haben. Seine **Gaben** spenden wir, seine **Stelle** vertreten wir, seine **Herrlichkeit** versinnlichen wir durch unsern Dienst, seinen **Willen** verkünden wir ꝛc. Der Mensch und seine Bildung für Gott muß dem ganzen Gebrauche, den wir von uns selbst und von der Natur machen, Maß und Richtung geben. Wo man uns sieht, muß man gezwungen seyn, zu sagen: Sie leiten, sie führen, sie ziehen die Menschen zu Gott hin. Gottes Liebe ist ihre Sprache, Gottes Geist der Ausdruck ihrer Handlungen, Gottes Friede die Luft, welche man in ihrer Nähe einathmet, unwiderstehlicher Drang zum Guten das alleinige Gefühl, dessen man sich bei ihnen bewußt wird.

Die zwei Haushaltungen.

Man muß es dahin bringen, daß die zweite Haushaltung der erstern, die Sorge für Acker und Haus der Seelensorge, nicht mehr im Wege stehe, sondern sie vielmehr fördere. Derselbe Gott, der die erstere belebt, lebe auch in der zweiten; dann wird sie die erstere nicht stören. Die Ordnung, die Reinlichkeit, der Friede, der Nachdruck ohne Ungestüm, der Ernst ohne Härte, die Herrschaft ohne Stolz, die Schonung ohne Schwäche, die Sparsamkeit ohne Schmälerung der Gaben der Liebe sind lauter **Predigten**, die nicht von der Kanzel, sondern aus dem Hause gehalten werden. Das **Vorbild** in der Haushaltung ist auch ein Vorbild in Ausübung der Tugend, und man lebt denn doch für seine Gemeinde, wenn man auch auf diese Weise für seine Haushaltung lebt. Dem, der Gott liebt, wirkt also Alles zum Guten mit, und auch die Sorge für das Zeitliche trägt nie den Charakter des Profanen, weil derselbe Geist die eine wie die andere Lebensweise beseelt.

Reformatio Cleri.

Eine durchgängige Reformatio Cleri ist nothwendig. Die Geistlichkeit muß einmal nicht etwa bloß auf sich und ihren großen Beruf aufmerksamer, sie muß zur Führung ihres Amtes neugeboren werden. Das Haus Gottes muß

zuerst wieder gereinigt, ein neuer Seeleneifer, stark wie die Liebe, und helle wie das Licht, und thätig wie das Leben, muß in den Priestern erwecket werden. Seelengewinn muß ihnen der angelegenste Gewinn seyn, wornach sie streben. Es ist unerläßlich, daß die Erziehung der jungen Geistlichkeit den Bischöfen wieder anvertrauet werde. Aber es müssen Bischöfe seyn, die in dem Geiste Christi ihre Würde, in dem Amte Christi, welches nichts Geringeres als die Wiedervereinigung der Menschheit mit Gott ist, ihren Beruf kennen gelernt haben; sonst werden sie denselben Geist Christi nie in ihre Zöglinge verpflanzen, ihnen nie das Amt Christi anvertrauen können. Selbst in allen Wegen der Gottseligkeit unterrichtet, müssen sie aus dieser Weisheitsschule inne werden, was für einen Mann sie ihren geistlichen Söhnen zur Führung zu geben haben. Daß doch Männer unter uns aufstünden, welche wenigstens Vorläufer des großen Werkes wären, bis sie, die rechten Werk-Meister, nachkämen! Als schönes Beispiel sähe ich es an, wenn fromme, weise Priester von Zeit zu Zeit Schriften, voll des Geistes verfasseten, und darin nicht bloß Winke, sondern die bestimmteste Anleitung gäben, wie die Reformatio Cleri angefangen und fortgeführt werden müßte; wenn sie Ermunterungen an ihre Mitbrüder ergehen ließen, sich aus dem Abfalle von Gott zur Welt einmal zu erheben; wenn sie die Fehler, welche gebessert werden sollen, im Geiste der Kraft und der Liebe rügeten. Man müßte sich aber nur mit der Wiederherstellung des Wesentlichen befassen. Die wirkliche Darstellung der Seelsorgerwürde im Amte und im Leben, am Altar und auf der Kanzel, in Kirchen und in Schulen, im Angesichte der Gemeinde und im Pfarrhause, — und die Erziehung der Candidaten zu dieser Darstellung, das sind die zwei großen Hauptstücke aller weisen Reformation der Geistlichkeit. Diese Aufgabe sey die unsre! Ergreift einen aus uns ein höherer Geist, so prüfe er ihn an dem Geiste der Kirche Gottes, der sich von den Aposteln des Herrn in alle apostolische Kirchen ergossen und bewahret hat, und dann, wenn er ihn probehältig gefunden hat,

dann mag er in diesem Geiste handeln. Dann wird er eine Säule im Tempel Gottes werden, dann wird er bauen statt einzureißen, sammeln statt zu zerstreuen.

Bewahrung der Perle.

Was hat die Jugend, wenn sie die Unschuld der Kinderjahre nicht in das männliche Alter hinauf bringt? Sie ist wie eine Blume, welche ihre schönste Zierde verloren hat — von der es ungewiß ist, ob sie je durch Besserung (denn die Sündennarbe bleibt) etwas von der verlornen Zierde wieder erwerben werde. Wer die Menschen gebessert, zu Gott führt, hat Großes gethan; wer sie unschuldig dem zurückbringt, der ihnen das Kleid der Unschuld durch das heiligende Band der Wiedergeburt angelegt hat, der hat nicht weniger gethan.

Der Schlüssel der Wahrheit.

Wir sind nicht unbescheiden, wenn wir glauben, unsre Voreltern, deren Arbeit wir jedoch mit Dank benützen, haben nicht Alles gesehen, was das unermeßliche Reich der Wahrheit in sich faßt. Hat man doch neue Wege durch unbekannte Meere zu ungekannten Erdtheilen gefunden: warum sollte es nicht auch noch unversuchte Wege geben, auf welchen die Religion den Menschen lieb und annehmbar gemacht werden könnte. Sind die Mittel, die man bisher durch den Gebrauch abgenützt hat, für jetzt nicht eingreifend genug, so suche man neue; man suche mit Ernst; man suche sie bei Gott, und ich bin sicher, wir finden. Der Schlüssel, der das Herz für für die Wahrheit aufschließt, der ist der beste.

Wer es fassen kann, der fasse es.

Wir haben der Freude, Familie und Nachkommenschaft zu haben, freiwillig entsaget, um zur Ausbreitung des göttlichen Reiches tüchtiger zu seyn und dem Herrn allein anzugehören. So hat es die Kirche verlangt. Sie hält uns aber auch schadlos dafür — durch Gemeinden und Völker, die sie uns als Kinder schenket, und deren Väter wir dadurch, daß wir den Geist des Evangeliums

in ihre Herzen legen — werden sollen. Wie leicht vergesse ich es, daß man mich in meinem Hause nicht Vater nennt, wenn sich Gemeinden und Völker als meine Kinder ansehen, und mich wie Kinder lieben? Zwar nicht alle meine Brüder vergessen es so leicht; denen gönnte ich gern einen ehrenvollen Rückzug, und wünschte dagegen, daß nur die, welche es nach dem Worte Christi fassen können, zur freien Entsagung schritten.

Ein Anblick, der mein Herz zerreißt.

Tief, tief verwundet ist mein Innerstes über dem Anblicke, daß der Geist der Ungebundenheit so viele unsrer Jünglinge beherrscht. Sie haben die Neigung, sich überall Luft zu machen, und man kann sich bei ihnen nicht besser empfehlen, als wenn man hinwegräumt. Was sie nicht mit Händen fühlen oder mit sinnlichen Begriffen messen können, das werfen sie ohne Bedenken hinweg, ohne zu überlegen, daß sie es mit einem Gegenstande zu thun haben, der nicht unter die Sinne und nicht unter die sinnlichen Begriffe fällt; und daß sie über kurz oder lang mit Gott selbst so verfahren müssen, wenn sie die Consequenz durchführen wollen. Welche Verdienste könnten sich Männer, die auf öffentlichen Lehrstühlen sitzen, erwerben, wenn sie den Geist der Mäßigung — non plus sapere quam oportet — in das schwärmende Alter zurückführten? Möchte man es einsehen, daß spitzfindige Untersuchungen da am unrechten Orte angebracht sind, wo die Hörenden dem Lehrer weit voranlaufen, und an seinen Hypothesenkranz, (ob es ein Rosen- oder Dornenkranz sey, weiß ich nicht,) anreihen, was er selber nicht wollte. Es sey fern, daß ich den Forschungsgeist binden wolle. Man untersuche, prüfe, dringe voran, kläre auf, aber immer an der Hand der erleuchteten Frömmigkeit. — Unser Zeitalter hat mannhafte Erbauung nöthig, und nicht schwankende Grübelei.

Die Vorliebe für das Einfache im äußerlichen Gottesdienste.

Man spricht so oft für das Einfache im öffentlichen Gottesdienste, und hat in Hinsicht auf das Ueberladende,

Abenteuerliche wohl auch recht; aber man scheint denn doch dabei zu vergessen, wie sich Gott in der Natur ankündigt. Sollten wir fehlen können, wenn wir den Reichthum und die Feierlichkeit der Natur im Gottesdienste nachahmen? Wer der Natur getreu bleibt, kann nicht fehlen. Da die Natur mit unerreichbarer Feierlichkeit Gott ausspricht, so dürfen wir es wagen, in den Einrichtungen des Gottesdienstes diese Feierlichkeit in dem Maße nachzuahmen, in welchem sämmtliche Eindrücke auf die Sinne die Wirkung der Wahrheit auf den Geist zu erhöhen und zu vermehren im Stande seyn werden. Wenn die Sinnlichkeit zur Belebung der Geisteskraft mitwirket, so stehet sie im Dienste der Vernunft, und wenn das Aeußere zur Offenbarung und Belebung der innern Andacht mitwirket, so steht es im Dienste der Religion. Nun kann es nicht unvernünftig seyn, das Sinnliche der Vernunft und das Aeußere der Religion dienstbar zu machen.

Bei den allgemein bekannten politischen Ereignissen der letztern Zeit.

Wir sehen in diesem furchtbaren Sturme, in diesem Drohen, die Angeln der Erde aus ihrer Stelle zu reißen, eine etwa nöthige Weckung der schlafenden Kräfte. . . . Die Gewitterwolke drückt die ihr entgegenstehende Luft auf den Punkt zurück und zusammen, wo die dadurch erzeugte Schnellkraft sie unwiderstehlich zurücktreibt. Kräfte müssen in der Natur Kräfte wecken, und nur dadurch, daß uns Kräfte entgegenstehen, erfahren wir, daß wir Kräfte haben. So wird Anmaßung und Mißbrauch auf der einen Seite Wohlthat auf der andern. Nie wären etwa die Fürsten so einig geworden, nie hätten sie geglaubt, daß ihr Bestehen von der gegenseitigen Eintracht abhänge; nie hätten sie sich zu einer so kraftvollen Masse verbunden, wenn sie nicht die Noth gelehrt hätte, einander brüderlich die Hände zu reichen. Man sollte meinen, die Menschen seyen nicht dazu gemacht, durch Denken der Noth vorbeugen zu lernen; sondern erst durch Noth zum Denken geweckt werden zu müssen.

Der üble Ruf der Aufklärung.

Das Wort Aufklärung trägt eine Zweisinnigkeit, die Manche benützen, der besten Sache einen gehässigen Anstrich zu geben. Man wählt oft bedächtlich einen zweideutigen Ausdruck, damit man die Wahrheit, welche man fürchten muß, durch die Lüge, welche man nicht zu fürchten hätte, verdächtig mache. Wer bringt aber die Sonne darum in ein böses Geschrei, weil man durch eine verkehrte Benützung ihrer Strahlen zünden und Schaden anrichten kann? Wer hält sie für ein Unglück der Welt, weil es auch ein falsches Licht giebt, welches das Auge blendet? Sollte man nicht zwischen einer wahren und falschen Aufklärung, zwischen der guten und verkehrten Anwendung der Wahrheit unterscheiden? Was ist uns die Aufklärung nicht werth! Sie ist das Licht der Welt; sie ist der Tag der Vernunft, und die Mutter so mancher *heilsamen* und *nützlichen* Einsichten. Sie vermehrt die Kenntnisse, indem sie die gefundenen mittheilet; sie fördert die Geistesthätigkeit, indem sie dem Denker einen reichern Stoff zur Bearbeitung anweiset; sie beschäftigt uns für die Zwecke unsers Daseyns, und vermehrt durch Erkenntniß und Liebe der Wahrheit unsern innern Werth; sie entreißet uns bürgerlichen und kirchlichen Irrthümern; sie entfesselt unsre Seele von Vorurtheilen; sie entfernt Schein und Täuschung, und giebt dafür Wirklichkeit; sie steuert dem Betruge der Sinne durch *Denken* und dem willkürlichen Denken durch *Erfahrung*. Kurz, Aufklärung und Wahrheit sind verschiedene Benennung einer und derselben Gabe Gottes.

* * *

Diese wenigen Fragmente aus der Geschichte seiner gelehrten Bildung sind viel- und genug-aufschließend für den, der das geheime Arbeiten an *Geist* und *Gefühl*, an *Wissenschaft* und *Kunst* aus eigener Erfahrung kennt. Denn, wer in aller Selbstbildung ein Fremdling ist, den macht keine Beschreibung, wie sich Andere gebildet haben, klug.

§. IV.

Seine Schriften.

Sowohl der Charakter des Mannes als seine gelehrte Bildung, beide drücken sich in seinen Schriften ab, und man kann sie als Früchte, als Proben, als Spiegel von beiden ansehen.

Denn es war doch nur die lauterste Religiosität, die er in seinen Lesern gründen, beleben wollte, wie sie in ihm Grund und Leben hatte; es war doch nur das Selbstdenken, das er in Andern wecken und pflegen wollte, wie er es in sich geweckt und gepfleget hatte, und wodurch er die, welche sich mit der Religion entzweiet hatten, mit ihr wieder aussöhnen wollte; es war doch nur sein Zeitalter, dem er, wie mit der Festigkeit seines Charakters und mit der ganzen Richtung seiner Bildung, also auch mit dem Geiste seiner Schriften eine neue Wehre entgegensetzen wollte.

Diese Einheit seines Charakters, seiner Bildung und seiner Schriften wird dem Leser nicht entgehen können, der etwas mehr als das Register der letztern kennt, so wie es denn auch eben diese Einheit seines Charakters, seiner Bildung und seiner Thätigkeit, sie mochte sich in den Functionen seines Amtes oder in gelehrten Arbeiten oder im täglichen Leben offenbaren, war, was ich in der zusammengedrängten Geschichte seines Lebens nur andeuten konnte, in den besondern Darstellungen aber, die von seinem Charakter und seiner Bildung schon gegeben sind, und von seinen gelehrten Arbeiten sogleich folgen werden, herausheben und anschaulich machen möchte.

1.

Vollständige Anzeige seiner Schriften,

von C. K. mitgetheilt.

1. Kurze Geschichte des Lebens und der Tugenden des heil. Vincenz v. P., aus dem Französischen übersetzt. Frankenthal.
2. Schutzrede für den ehelosen Stand der Geistlichen. Frankenthal 1782.
3. Gebete zum Gebrauche für katholische Christen. Frankenthal 1787.
4. Morgen- und Abendgebet für junge Geistliche. 1800.
5. Predigt auf den Festtag des heil. Franz Xaver, gehalten in der Hofkirche zum heil. Michael. München 1800.
6. Auf die Feier der ersten heil. Communion der Durchl. Prinzessin Auguste von Pfalzbayern. München 1801.
7. Prüfung der Einleitung zur Schrift: Neue Erde, neuer Himmel ꝛc. Regensburg 1801.
8. Unterricht über die heil. Messen für die kleinere Jugend sammt einem zweifachen Meßgebete. München und Mannheim 1801.
9. Predigt auf das am Mariä Empfängnißtage in der churfürstl. Hofkapelle gehaltene hohe Ritterfest des heil. Georgius. München 1802.
10. Auf die Feier der ersten h. Communion der Durchl. Prinzessin Charlotte von Bayern. München 1803.
11. Ueber den Philosophismus, welcher unser Zeitalter bedroht. München, bei Jos. Lentner, 1805.
12. Des Götterboten des neuen deutschen Merkurs auffallende Menschlichkeiten, beurkundet durch einen vorgeblichen Brief aus München 1805.
13. Ueber unverhältnißmäßige Bevölkerung der Hauptstädte. 1806.
14. Ueber die Nothwendigkeit der Besserung, als Rücksprache mit seinem Zeitalter. Zwei Theile. München bei Jos. Lentner 1807.

15. Untersuchung über das Wesen der Kirche. Linz, bei Haslinger (und München bei Lentner) 1809.
16. Auf die Feier der ersten heil. Communion Sr. königl. Hoheit des Herzogs Karl von Bayern. München 1810.
17. Der Teufel, ein Neujahrsgeschenk — oder Prüfung des Glaubeus an höllische Geister. München bei Giel 1810.
18. Der Priester am Altare. Eine Neujahrsgabe zur Beherzigung für sich und seine Mitbrüder. München bei Giel 1815.
19. Gebetbuch für katholische Christen. Mit 1 Kupfer. München bei Giel 1816.

Dazu gehören noch mehrere sehr ernste Recensionen, die er in die Felderschen Literaturzeitung oder in der Freindalerschen Zeitschrift einrücken ließ.

2.

Ueber den Werth seiner Schriften sind mehrere Urtheile laut geworden. Wer also die bekannteren Zeitschriften liest, weiß, nicht zwar, was seine Schriften für einen Gehalt haben, doch aber, was man daran gelobt und getadelt habe. Er hat selbst eine Rechtfertigung über Einiges, das an seiner Schreibart ausgesetzt ward, im Schooße seiner Freunde niedergelegt: die soll vorerst mitgetheilt werden.

a. „Die mit Einschiebseln bereicherten Sätze veranlassen, wie sie meinen, gar leicht, daß man den Hauptsatz aus dem Auge verliere. Ich bemerkte es bei dem Hinschreiben; aber ich wollte es mir nicht wehren. Ich dachte: ist doch die Natur auch so reich und: Wo Rosen sind, sind nicht lauter Rosen, und zwischen ihrem siegenden Rothe bieten sich Nelken, Vergißmeinnichte, tausenderlei Gräschen rc. dar. Wenn nur das Ausfüllende der Hauptsache nicht entgegen steht, dachte ich, dann mag es hingehen; trägt es noch gar bei, sie herauszuheben, dann ist es Gewinn. Nichts übertrifft den Reichthum der Natur, und dennoch herrscht die vollkommenste Einheit.

Was man in der Redekunst copia nennt, gewann mir dann einen ganz andern Sinn. Es giebt eine copia verborum, und eine copia rerum, einen Reichthum der Gegenstände. Ich glaubte, den letztern wählen zu müssen. In demselben Augenblicke der Zeit Vieles sagen, was der Hauptidee nicht schadet, schien mir Verdienst zu seyn; denn die Intensität stärket, wo die Ausdehnung gern schwächet; in einem Odemzuge Satz, Beweis, Belege, Einkleidung geben, scheint mir für einen Sprecher wünschenswerth zu seyn. Cicero selbst opferte oft im Strome seiner Darstellungen das Leichtfaßliche dem Tiefgedachten auf; er war fast unübertreffbar reich. Von dieser Seite betrachtete ich die Sache, und ich möchte wohl bei der regen Cultur der Zeit einen Wink gegeben haben, wie wir vielleicht unsern Reden, wenn wir die Ansicht vernünftig benützten, mehr Vollkommenheit verleihen könnten.

b) Sie fürchten, die Erhabenheit meiner Schreibart möge Manche von der Lesung des Buches zurückschrecken. Wenn Gott will, so fürchte ich es nicht. Ich mache in Hinsicht der Erhabenheit (gesetzt, daß meiner Arbeit dieses Merkmal zukommen sollte) einen merklichen Unterschied. Erhabenheit, die in hochtrabenden, und in eben dem Maße unbedeutenden Worten besteht, muß die Leser aller Klassen zurückschrecken. Erhabenheit aber, die aus einem höhern Sinne entspringt, wird schwerlich vom Lesen abhalten; denn der höhere Sinn gefällt, weil wir die Saiten dazu in uns haben, und weil wir, wenn wir ihn auch nicht wie Gebildete verstehen, doch als Gute ahnen. Schon dieses ist uns oft Seligkeit, wenn uns auch der entwickelte Begriff nicht beiwohnt; weil unsre Natur vom Ahnen bis zum Schauen — uns Natur ist. So ahnen wir jetzt nur — das himmlische Leben, und fühlen doch schon — Seligkeit. Dann weiß ich auch nicht, wie ich für beide Klassen zugleich schreiben könnte. Rede ich im gemeinern Sinne: dann lesen mich gerade Jene nicht, für die und derentwegen ich eigentlich geschrieben habe. Die mich nicht erreichen, bedürfen gewiß meiner Arbeit nicht; und die ihrer bedürfen, würden sie nicht lesen, wenn die Einkleidung sie nicht anzöge. Einfachheit und

Erhabenheit zu verbinden, wäre freilich ungleich besser; aber bis jetzt gefiel es Gott nicht, mir dieses zu verleihen. Ich kenne Wenige, denen es in so merklichem Grade zugetheilt war, wie dem frommen Thomas von Kempen. Mir scheint es fast, die himmlische Simplicität in himmlischer Fülle sollte Eigenheit des Sohnes Gottes seyn, der seinem Wesen nach höchstes Abbild und Urbild zugleich ist, Abbild des Vaters, Urbild für alle andere Wesen. Mein Wunsch ist, dem Urbilde mich zu nähern; aber es ist schwer, die Schule auszuziehen, in welcher Zierlichkeit als so großes Verdienst angesehen wird. Wie wahr ist es: was an den Männern erscheinen soll, muß schon als Keim in den Geist der Jugend gelegt werden!

c) Daß Manche meine Schriften dunkel finden, mag gar wohl seyn. Es ist noch schonend für mich, daß sie nur dieses finden. Wie gesagt, die evangelische Simplicität ist eine besondere Gabe, und es ist nicht Allen verliehen, zugleich erhaben und einfach zu seyn, die Verständlichkeit Jesu mit dem göttlichen Sinne desselben zu verbinden. Wie gern vertauschte ich meine noch aus der Schule mir anklebende römische Zierlichkeit dagegen! Was soll ich aber machen? Es ist schwer, im Alter an sich noch zu schulmeistern. Auch gehört eine besondere Gnade dazu, und nicht alle Gnaden, wie Sie wohl wissen, werden Allen zu Theil. Es wäre wohl zu fürchten, daß man in meinem Alter eher dahin käme, daß man gemein und unbedeutend spräche, und die Nachbarn durch das Unerhebliche ermüdete, als daß man die kindliche Unschuld des Ausdruckes mit dem himmlischen Sinne, der darin wie im Gefäße läge, verbände. Es ist nichts vollkommen am Menschen.

— — Diese Selbstrechtfertigung, wenn sie schon die Einwürfe nicht ganz zernichten kann, ist doch viel werth, weil sie die schöne Absicht, die stetige Aufmerksamkeit des Schriftstellers auf seine Arbeit, und mitunter die edle Aufrichtigkeit desselben erweiset.

3.

Da mich der gefaßte Entschluß, alle seine Schriften in einem kurzen Auszuge mit eingestreuten Anmerkungen

vor dem Publikum vorzuführen, über die Grenze der Biographie hinausdrängte: so mußte ich mich begnügen, nur über seine bedeutende Schriften Einiges zu sagen.

I.

Die Schrift über den Philosophismus, der unser Zeitalter bedroht, München bei Lentner 1805, hat dem Verfasser gerade so viel Celebrität, als Gegner verschafft; denn er schien nicht bloß sich in ein Duell mit seiner Zeit einzulassen, er ließ sich mit ihr wirklich ein. Und die Duelle aller Art sind mißlich; dieses war es um so mehr, weil die Gegner fast alle Secundanten für sich hatten. Aber wie kam Sambuga zu dieser Schrift und zu diesem Titel der Schrift? Er glaubte wahrzunehmen, daß sein Zeitalter sich in eine so viel möglich perpetuirliche Lustpartie zu gestalten fortfahre, und den Genuß der Sinnlichkeit nicht bloß mit dem Verstande zu organisiren, sondern auch mit den Waffen scheinbarer Vernünftigkeit zu verfechten unternehme.

Dieß Verfahren des Zeitalters empörte sein Gefühl für Religion und Gerechtigkeit, für das Wohl der Menschheit. Jetzt stand in ihm der Gedanke auf: Ich kann, ich will, ich soll dieß zerrüttende Verfahren in seiner Blöße darstellen. Und das Buch war geschrieben. Der Titel gab sich von selbst; denn, da man Künste und Wissenschaften in den Sold nahm, um den Genuß zu erhöhen oder zu verlängern, und Mancher die verkehrte Art, das Leben zu genießen, für Lebensphilosophie ausgab: so ward auch der Titel zum Buche erfunden: „Ueber Philosophismus."

Aber gerade dieß Wort beleidigte alle Candidaten des stetigen Genusses, sie mochten auf der aufgeklärten Bank sitzen, oder auf der unaufgeklärten. Jene fürchteten, der Mantel der Bildung, mit dem sie ihre Vergnügungssucht bisher theils zugedeckt, theils verschönert hätten, möchte von den Pfeilen des Anti-Philosophismus durchlöchert werden, und die hervortretenden Blößen ihres Lebens nicht mehr verdecken können. Diese hielten es schon für eine Störung des Genusses, wenn sie auch nur an

die vergessenen und, wie sie glauben, veralteten Artikel von Selbstverläugnung, Offenbarung erinnert werden sollten.

Ob nun Sambuga in diesem Duelle bestanden habe, oder nicht, mögen die Kampfrichter entscheiden: mir genügt es, die Schrift im Grundrisse darzulegen.

Nach einer kurzen Einleitung heißt es: „Der Philosophismus ist also die mir von seinem Unfuge abgenöthigte Aufgabe. So sey es denn. Ich werde A. ihn genau zu bezeichnen suchen; ich werde B. die Quelle desselben angeben; ich werde C. die bessern Denker aufrufen, es zu versuchen, diese Versündigung am Wohle der Menschheit durch die reine und sanfte Stimme der Wahrheit unschädlich zu machen; ich werde D. das einzige Mittel vorschlagen, dieses Grundgebrechen unserer Tage zu heilen.

A. Bezeichnung des Philosophismus.

1) Philosophismus ist der Gegensatz der wahren Philosophie; darf also nie als gleichbedeutend mit der Vernunft verwechselt werden. Hier wird der Philosophismus nachgewiesen

a) in einigen Schriften über Erziehung,

b) in philosophischen Systemen,

c) in dem Gange der Aufklärung.

2) Der Philosophismus ist unbekümmert, die Vernunft für sich zu haben, wenn er nur den Schein der Vernunft für sich hat.

3) Die Mittel, wodurch der Philosophismus sich mitzutheilen suchet, sind von jenen der Vernunft durchaus verschieden.

B. Die Quelle des Philosophismus ist die Selbstsucht. Daher

a) verwechselt der Philosophismus die Sinnlichkeit mit der eigentlichen Menschheit:

α) in der Vorstellung, welche man sich von der Bildung macht. Lerne gefallen, ist das Höchste: selbst auch durch Wissenschaften will man gefallen;

β) in der Sprache der Gesellschaft von Lebensfreuden: thierisches Leben mit der Hülle äußerer Verfeinerung ist das frohe Leben;

γ) in Aeußerungen vom Glückmachen, das für des Glückes würdig seyn gilt.

Der Philosophismus verwechselt

b) Einseitigkeit mit Einheit, indem man die Sinnlichkeit das Recht des Stärkern ausüben läßt, als wenn die schlechtere Hälfte des Menschen die ganze Menschheit wäre.

Der Philosophismus verwechselt

c) die Wahrheit, daß Alles mit uns verbunden sey, mit dem Wahne, daß Alles für uns sey, und macht dadurch den grenzenlosen Weltgenuß zur Bestimmung des Menschen.

Der Philosophismus verwechselt

d) das stolze und trotzige Selbst-Denken und Selbstmachen mit der Weisheit, die das Selbst in Demuth und Ergebung Gott unterwerfen lehrt.

C. Aufruf an die bessern Denker, diese Versündigung des Philosophismus am Wohle der Menschheit unschädlich zu machen.

Dazu ruft sie auf

1) die Wahrheit, als das allgemeine und unentbehrlichste Gut der Vernunftwesen.

2) Gott, dessen lebendiges Daseyn unter den Menschen allein die Vernunftforderung ausfüllet. Denn Er ist

a) die Urvernunft; Er ist

b) die ewige Liebe.

D. Das einzige Mittel, das im Stande ist, das Gebrechen unserer Tage zu heilen, nämlich der erleuchtete, thätige Glaube an die göttliche Offenbarung durch Christus.

Wer Augen hat, der sieht schon in dem Grundrisse nicht bloß, was den Verfasser trieb, sondern auch, daß er dem Zeitalter den Puls zu fühlen verstand.

II.

Die Schrift, die seine Opposition gegen das Zeitalter im hellesten Lichte darstellt, die meisten Leser fand und die am tiefsten gewirkt haben mochte, worauf er auch am meisten Fleiß gewandt zu haben schien, war die: „Ueber die Nothwendigkeit der Besserung, als Rücksprache mit seinem Zeitalter. München, bei Lentner, 2 Thle. 1807." Schon das Titelkupfer mußte der falschen Aufklärung in's Auge gegriffen haben. Dazu kam erst noch die Erklärung des Titelkupfers, die allein schon den Werth eines Buches in sich hat:

„Eine auf dem Wege des Leichtsinnes Verirrte, die in einer Wildniß der Verdorbenheit, wohinein sie Thorheit und Verführung gezogen haben, noch von Rosenpfaden träumt; und welcher der Weltsinn die Blendung an die Augen gelegt hatte, während er die Getäuschte glauben ließ: sie sey aufgeklärt und wandle im Lichte, stellt die Verführten des Zeitalters vor. Mit dem Stabe der Thorheit in der Hand gaukelt sie unbesorgt ihren Weg, bis sie an den Rand eines Abgrundes gelangt, in welchen der Sturm schon bejahrte Eichen vergraben hatte. In dem Augenblicke wälzt sich ihr aus der Tiefe eine ungeheuere Schlange mit geöffnetem Rachen entgegen, die an den Kindern der Verirrung sich sättiget. Sie hört das giftige Zischen, das die Einlispelungen des Weltsinnes unterbricht; reißt sich, vom fremden Laute betroffen, die Blende von den Augen; ersieht das sich heraufwindende Ungeheuer, sammt dem fürchterlichen Abgrunde, und die mit dem Untergange endende Verführung. Bebend zieht sie den Fuß zurück, der zum Schritte des Verderbens schon gehoben war, und der Stab der Thorheit entfällt ihrer verführten Hand. In diesem Augenblicke berührt sie der Genius der Religion, und deutet ihr auf den sinnlichen Ausdruck der Religion, auf Gottes Tempel, wo der Odem des schönern Lebens weht, und wo der sich

und Gott angehörende Mensch Gott und sich selbst wieder findet. Er scheint ihr zu sagen: Irre nicht; nur dort findest du Gott und die Wahrheit, und mit ihnen das selige Leben, welches du suchest!"

Das Buch ist dedicirt der Prinzessin Auguste, Königl. Hoheit. Die Dedication, keine von den gewöhnlichen, die nur schmeicheln, d. i. täuschen können, macht dem Verfasser, der so sprechen durfte, und der Prinzessin, die diese Sprache nicht nur ertragen konnte, sondern von Sambuga am liebsten hören mochte, gleiche Ehre. Ihr Inhalt stehe als die beste Recension des Buches da:

„Eingeführt in das öffentliche Leben, wo sich Bildung und Verbildung den Augen Ihrer k. Hoheit entgegenstellen, so sehr auch die Menschen das Letztere durch eine geschliffene Außenseite zu verbergen suchen, werden Sie allmählig einsehen, daß, was oft Gegenstand unserer Unterredung, und doch nur leises Hindeuten auf das Treiben der Menschen war (denn der Unschuld kann das Ungünstige kaum mit zu viel Vorsicht beigebracht werden), sich leider! nicht so ganz als erträumt darstellt.

„Es geschieht nicht ohne Kummer, daß ich einer jungen Fürstin, welche hoffnungsvoll die bessere Aufmerksamkeit des Zeitalters an sich zieht, nicht geradezu und meiner Sache gewiß sagen kann: „Erhabene Glückliche, Sie leben in Tagen der Tugend! Was Sie sehen, ist — wenigstens dem größern Theile nach, Wahrheit, Ordnung, Angemessenheit, Uebereinkunft mit sich selbst, Vernünftigkeit! Das willkürliche Denken ist selten, wie das ungebundene Handeln; und Letzteres füget sich immer freudiger in die auserwählte Form der Wahrheit, wie sich das Denken an dem Vergleichen mit seiner Natur und ihrem Urheber immer mehr reinigt! Ueberlassen Sie sich nur unbesorgt dem vorwiegenden Geiste Ihrer schönen Tage; denn die Ausnahmen sind selten, wie die mißwachsene Frucht am gesegneten Baume!" Mit tiefem Kummer sage ich, daß ich dieses nicht betheuern kann.

„Im Gegentheile muß ich fürchten: kaum sey die Welt tauglicher gewesen, verführt zu werden, als jetzt; kaum

sey der Verführung ihr unwürdiges Spiel mit mehr Erfolge gelungen, als jetzt. Wenigstens sind die festen Ansichten, welche eine sichere Leitung gewähren, theils merklich verwischet, theils gar ausgelöscht; die Wagstücke, das Ziel zu verrücken, sind eben so fein angelegt, als mit Kraft unterstützet; die Lust erstrebet die Herrschaft der Vernunft; der genießende Theil will gebieten: und die Zeitphilosophie, welche durch ihr schwankendes Benehmen nicht wenig zu der waltenden Verwirrung beigetragen hat, wird nach einem zurückgelegten Kreislaufe von gewagten und verführenden Ansichten noch lange vergeblich von einem Höhern sprechen, wofür man wenig Sinn mehr zu haben scheint; und dessen sie so ungeistig erwähnet, daß es für die geweihteren Gefühle in uns nichts von heiliger Wärme absetzt.

„Wo von dem Besten der Menschheit, von Mißleitung des Zeitalters die Rede ist, da ist auch eine Furcht verzeihlich, die sich am Ende als ungegründet darstellen dürfte. Ohne ungeprüft vorlaut zu seyn, möchte jedoch wohl das Fürchten da den Unwillen des Denkers nicht verdienen, wo es Einen so unangenehm und gefühlkränkend anwandelt; und wo es bei aller Geneigtheit, dem Einzelnen wie dem öffentlichen Geiste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, keine trauliche Zufriedenheit mit dem Gange der Dinge abwirft. Unser reines moralisches Gefühl ist ein sehr zuverlässiger Messer des sittlichen Wohl- und Uebelbefindens der Zeiten, wie unseres eigenen Verhältnisses zur Sittlichkeit. Ist dieß durch die Erscheinungen gekränket: so wird es kaum fehlen, daß nicht moralisches Uebelbefinden vorhanden sey. Diese Symptome der geistigen Zerrüttung beleidigten auch mein Auge, und machten es mir zur Pflicht, im Sinne des ergebensten Wohlwollens Rücksprache mit meinem Zeitalter zu nehmen. So entstand gegenwärtige Schrift: „Ueber die Nothwendigkeit der Besserung," die ich mit jener Verehrung und Ergebenheit darlege, welche einem Einzelnen die Achtung gegen die Mehrheit einflößen muß.

„Niemand ist es nothwendiger, das Zeitalter, das Einen trägt, den Zeitgeist, mit welchem man lebt, genau und

innigst zu kennen, als fürstlichen Personen. Sie, die von ihrer Kindheit an Freundlichkeit und Gefälligkeit umlagerte, nehmen in ihrer arglosen Gutmüthigkeit die Welt so gerne, wie sie erscheint; und erfahren so selten, oder meistens zu spät, wie sie in der That ist. Nichts zeigt sich ihnen in seiner wahren Beschaffenheit, am wenigsten ihr Zeitalter. Alles stellt sich ihnen festlich und geschmückt unter die Augen; und die ihnen angezauberten Vorstellungen sind (wie oft zu ihrem größten Nachtheile!) den Untergrabern des allgemeinen Wohles mehr förderlich, als entgegengesetzt. Sie suchen Tugend; wollen sie, die es einzig verdient, ehren, befördern, auszeichnen: und die verdorbene öffentliche Sprache bringt sie um ihr schönes Vorhaben, indem sie die Namen verwechselt, die Verführung Aufklärung nennt, die Tugend Blödsinn oder Betrug; jene mit ihrem geheiligten Ansehen begünstiget, diese — wo nicht verfolget, doch verschmäht. — Ich bin glücklich, daß ich zu einem Herzen spreche, das nicht von der Benennung abhängt, welche Menschen nach ihren Neigungen den Dingen anheften: das im Gegentheile mit geschärftem Auge das Befinden erforscht, und sich das eigene Sehen, Denken und Vergleichen mit der Wahrheit zum Gesetze gemacht hat!

„Niemand ist mehr verpflichtet, Ihrer k. Hoheit eine schönere Welt und bessere Tage zu wünschen, als ich; aber schöne Tage (o Sie wissen es!) schreiben sich nicht von reichen Umgebungen, goldenen Pallästen, glänzenden Gesellschaften her, sondern von einer durch die Vernunft vorwiegend geordneten Thätigkeit; von dem geschätzten und ermunterten Verkehre der Guten; von dem unschuldigern Tone des öffentlichen Lebens; von der Zuverlässigkeit der Grundsätze; von der Theilnahme der Regierung an allem guten Willen; von der Schätzung des Zieles der Menschheit, auf dessen Wege uns das allgemeine Streben nach demselben glücklich vereinigt. Nur der geistige Mensch macht die Schönheit der Welt oder den Werth des Daseyns aus; das Uebrige ist höchstens nur Verdienst der Kunst, wenn sie nicht, wie es so leicht geschieht, unvermerkt in Künstelei über-

geht! — Etwas zur Wiederherstellung des schönern Lebens beizutragen, wenn es je daran fehlen sollte, war die Erweckung zur Mittheilung der vorliegenden Gedanken. Möchte ich die Verstimmung der Tage, sollte sie vorhanden seyn, so vernehmlich machen, daß die ganze Ueberzeugung vom Berufe zum Bessern rege würde, und die Verirrung sich in ein Leben für Wahrheit und Tugend verwandelte!

„Ich wünsche sehr, daß Sie diese meine Arbeit Ihrer Aufmerksamkeit würdig finden mögen, und daß das erste laute Verdienst Ihres erlauchten Namens sey, einer wohlmeinenden Schrift zur Erwägung und Aufnahme von Vielen den Weg gebahnt zu haben. Einigermaßen kann sie als Vollendung des heiligen Verkehres angesehen werden, der mir mit Ihnen vergönnet war, welcher ohne Kenntniß des Zeitgeistes — mangelhaft geblieben wäre. Wenigstens erscheint sie als ein geringer Beweis des nie erlöschenden Gefühles reiner Verbindlichkeit, das auch mit dem Unbedeutendsten seine fortlebende Verehrung auszudrücken besorgt ist, die es mir so sehr erfreulich macht, mich voll tiefster Ergebenheit und unbegrenzter Schätzung zu nennen rc.

Sambuga."

Die Worte: „diese Schrift kann einigermaßen als Vollendung des heiligen Verkehres angesehen werden, der mir mit Ihnen vergönnet war," sind besonders merkwürdig, weil sie deutlich genug zu verstehen geben, wofür Sambuga sein Lehramt ansah, und was er in seinen Schriften bezweckte: die letztern sollten nämlich das erstere fortsetzen und vollenden. Als Religionslehrer trat er in einen heiligen Verkehr mit seinen Zöglingen; als Schriftsteller setzte er ihn fort, und vollendete ihn. Und, wenn er schon als Schriftsteller die Bildung des größern Publikums seines Zeitalters in's Auge fassen mußte: so hat er doch die Bedürfnisse seiner nächsten Zöglinge nie aus seinem Augenmerke gelassen.

III.

Untersuchung über das Wesen der Kirche. Linz, bei Cajetan Haslinger 1809.

Diese Schrift behauptet gegen die Meinung, daß alle Kirchen nur Eine Kirche seyen, die Einheit der Kirche, die sie der Einigung der Kirchen entgegensetzet, und widmet sich den Brüdern, die außer der Einheit der Kirche leben, welche doch Einheit des Berufes ist, weil wir Alle Einheit der Natur haben.

Was schon mehrere von seinen Schriften erinnert haben, daß das Talent, Gedanken lichthell zu entwickeln, und die entwickelten für fremde Augen leicht anschaubar zu machen, in Beziehung auf den letzten Grund alles Wahren in ihm nicht zur völligen Entfaltung gediehen sey, zeigt sich auch in dieser Schrift. Einzelne Stellen sind trefflich, lichthell, vielsagend; indem es dem Ganzen nicht gelang, sich aus dem vollen Gemüthe des Verfassers mit gleicher Klarheit an's Licht hervorzudrängen. Zur Probe zwei Stellen:

„Der Gedanke, alle Kirchen in ihrer Verschiedenheit zu „Einer Kirche" zu machen, ist zwar freundlich und nimmt durch seine Außenseite ein; aber, man darf ihn nicht prüfen, ohne das Zutrauen auf seine Wohlthätigkeit zu verlieren. Ich selbst wünsche, daß er seine Wahrheit darlegen könne; aber so lange Menschen Vernunftwesen sind, werden sie eben so wenig Alles für Eine Kirche ansehen können, als sie Alles für Ausdruck Einer Vernunft halten dürfen. Wenn wir Alles für vernünftig ansehen wollten, wozu Vernunft gebraucht oder mißbraucht wird: so würde man bald alle Vernunft verschwinden sehen. Eben so, fürchte ich, möchte durch die Aufnahme aller Kirchen in Eine Kirche Gleichgültigkeit gegen Alles, was Kirche ist, erzeugt werden, und alle Kirchen verschmelzen, dürfte so viel seyn, als — alle zernichten! Mir schwebt hier das Gericht Salomons vor Augen, wo die Mutter lieber ihr Kind hingab, als daß sie es durch Theilung tödten ließ. Man lache nicht: die wahre Mutter theilt nicht! Soll ich tadelnswerth seyn, wenn ich in

ihrem Namen mich auf diese Weise ausdrücke? ... Es scheint mir, Völker, welche dergleichen Etwas als Maxime annehmen können, schweben in Gefahr, in Betreff des Heiligsten — Nulle zu werden. Der öffentliche Geist wird Indifferentismus, der nichts befördert, und Alles lähmet. Freilich wäre es der gemächlichste Weg, sich aus der Verlegenheit zu helfen: aber ich wollte, es wäre auch der zuverlässigste; denn diesen müssen Vernunftwesen suchen!"

„Wenn uns gleiche Ansicht des Gegenstandes nicht zur Einheit rufet: so empfehlen uns Religion und Bürgerschaft Frieden, und machen ihn, und auch über diese noch die Liebe, zur Pflicht. Bin ich auch nicht durch Katholicismus mit euch verbunden: so bin ich es durch Jesus. Bin ich es nicht durch Ihn, das Heil der Welt: so bin ich es durch Gott. Bin ich es auch nicht durch Gott: so bin ich es durch die Menschennatur. Eines wird doch darunter so viel vermögen, daß wir uns dulden, uns wechselseitig ergeben sind, einander lieben! ..."

Diese Stellen sind absichtlich gewählet, weil sie die Verbindung der Orthodoxie mit Friedensliebe in seinem Gemüthe darthun.

IV.

Der Teufel, ein Neujahrsgeschenk, oder Prüfung des Glaubens an höllische Geister 2c. (1816. Seiten 114.)

Da Sambuga sich nicht als Verfasser genannt, so hätte ich gewünscht, daß er den Prediger, gegen den die Schrift gerichtet war, auch nicht genannt hätte. Davon abgesehen, wird jeder Kenner finden, daß der Glaube der Schrift und der Glaube der Kirche in diesem Schriftchen nicht nur mit siegenden Gründen, sondern auch mit viel Salz und Laune gegen die neue Auslegung, die in dem Teufel nur eine Krankheit und jüdisches Vorurtheil ersieht, vertheidiget sey. Auch scheidet der gründliche Theolog den Schrift- und Kirchenglauben weise von den abergläubischen Meinungen des

Volkes, und beschränkt seine Apologie nur auf jenen. Denn Unkraut kann man bloß dulden da, wo es ohne Nachtheil des Weizens nicht ausgerottet werden kann, aber nie darf man es im Wachsthum fördern, nie als Weizen vertheidigen.

V.

Unterricht über die heil. Messe für die kleinere Jugend, von Joseph Anton Sambuga. Mannheim 1801.

Dieser Unterricht ist in einer herzlichen Anrede den Kindern und den Erwachsenen beider Geschlechter gewidmet. Sambuga hat auch hier das doppelte Talent, das den Kinderlehrer bildet, den klaren Verstand des Vaters und das gefühlige Herz der Mutter kund gethan. Der Verstand zergliedert, der Verstand faßt zusammen, der Verstand macht anschaulich, der Verstand fragt, antwortet, aber das Herz weiß die Lehre dem Aufhorchenden wichtig, und den Glaubenssinn und die Liebe zu Jesus rege zu machen. Der Unterricht selbst ist gerade so vollständig als wohlgeordnet. Denn 1) wird die Geschichte der merkwürdigen Einsetzung erzählet; 2) die Einsetzung erkläret; 3) die Hauptabsicht der Einsetzung angegeben, die keine andere war, als das Andenken an den vollkommensten Gehorsam Jesu gegen seinen Vater, und an seine unbegrenzte Liebe gegen die Menschheit in den Christen zu verewigen; 4) die Erreichung der Hauptabsicht Jesu in und durch die heilige Messe dargethan; 5) die Messe mit dem Kreuztode verglichen; 6) die Weise, der heiligen Messe beizuwohnen; 7) die Ursache angegeben, warum man der heiligen Messe beiwohnen solle, und die Anleitung beigefügt, wie man in der heiligen Messe ein Anbetungs-, Versöhnungs-, Bitt- und Danksagungsopfer feiern könne. Zum Schlusse werden Meßgebete für die kleinern Kinder und wieder besondere für die größere Jugend angehängt. Jeder katholische Priester sollte sich eine besondere Ausgabe dieser Schrift für seine Gemeinde

veranstalten können: so aufhellend, so herzerhebend, so passend ist Gedanke, Inhalt, Ausdruck.

VI.

Der Priester am Altare. Eine Neujahrsgabe zur Beherzigung für sich und seine Mitbrüder von J. A. S. München 1815, bei Jakob Giel. S. 47.

Von dieser Schrift gilt vorerst das Wort eines christlichen Predigers:*) „Sambuga hat uns in dieser Schrift noch kurz vor seinem Hingange zum Herrn ein wahres Portrait seines Geistes en miniature, möchte ich sagen, hinterlassen. Wer ihn kannte, sieht ihn da zum Leben getroffen. So sendet die milde Abendsonne, nach Sturm und Ungewitter, noch einen freundlichen, segenreichen Strahl auf die Erde zurück, und — verschwindet."

„Frommer Vater! ruhe sanft — mit einer dankbaren Thräne streue ich dir diese Blumen auf dein Grab." Der Edle wollte, seinem frommen Sinne vertrauend, und auf längeres Bleiben unter uns rechnend, noch mehrere Schriften dieses Geistes liefern, z. B. der Priester am Krankenbette, der Christenlehrer unter den Unmündigen ꝛc., allein der Priester am Altar sollte das letzte Gemälde seines frommen Gemüthes, und wohl auch das schönste Denkmal seiner Begeisterung für die Würde der katholischen Liturgie seyn. Denn Alles, was er in diesen drei Bogen zusammengedrängt, hat er aus sich herausgeschrieben, lauter Blitze und Flammen aus seinem Feuerherde, z. B.:

—— Mein Wunsch ist, daß der Dienst des Altars so heilig von uns verwaltet werde, als es Derjenige verdient, welcher den Altar des neuen Bundes gegründet, und sich selbst, als das für die ganze Zukunft fortwährende Opfer, in unsere Hände gelegt hat; worin die Welt ihre Erlösung sieht, Gott aber seine Genugthuung und immerwährende Verherrlichung findet.

---

*) Werner in seinen Geheimnißpredigten für Advent und Fasten. München, bei Lentner 1815.

— — Nimm also, Altar! deine Zierde wieder, nimm o Priesterthum, deinen heiligen Sinn wieder! Und, wenn irgend Jemand, schwach wie einst Petrus, aus Menschenfurcht vielleicht gesagt hat: Ich kenne den Menschen nicht, so erhöhe der neue Sieg des Kreuzes auch seinen Muth, daß er, wie der erleuchtete Petrus, mit Aufopferung seines Lebens, sollte es auch am Kreuze seyn, Jesum kraftvoll bekenne; denn kein anderer Name ist für uns Menschen unter dem Himmel gegeben, durch welchen wir selig werden sollen, als der Name unsers Herrn Jesu Christi. Apostg. IV, 12.

— — Lesen wir nicht nur die heil. Messe, sondern beten wir sie. Unsere gutmüthigen Alten nannten es zwar nur Lesen; aber, wahrhaftig! sie verstanden keine übelangebrachte Leseübung darunter; sie wußten, was dem heil. Meßopfer gebührt, wie es ihre Schriften und Anstalten zeigen. Ach! was wäre noch am Priesterthume, wenn man dieses Wort nur buchstäblich verstehen wollte, und was wäre am Priester, der nur ein materieller Messeleser wäre?

— — Lesen wir demnach so, daß wir in den heiligen Sinn jedes Wortes dringen; daß uns angemessene Erhebungen bei jeder Verrichtung begleiten, und daß Jesus Christus an uns offenbar werde, der in uns — Priester ist, und opfert.

— — Da wir aber, Brüder! am Altare Christum vorstellen, so müssen wir Ihn uns auch zum Vorbilde nehmen. Denken wir an Ihn, wie Er kurz vor seinem Leiden zum Vater gebeten hat, und seyen wir, wie Er am Oelberge — ganz Gebet, ganz Anliegen der Menschheit (das sich durch uns ausspricht), ganz Anbetung des göttlichen Willens.

— — Handeln wir groß mit dem Vater, wie Er; besorgen wir die Anliegen der Kirche Gottes; erbitten wir einen guten Geist für unsere Schüler (denn der Geistliche sollte, wie Jesus, nie ohne Jünger seyn); flehen wir um Licht und glückliches Eindringen in die Vorschriften des Heils; tragen wir die öffentliche Wohlfahrt in unserm

Herzen, damit wir nie vor Gott erscheinen, ohne mit innigster Theilnahme für sie zu sprechen.

— — Bei dem Gloria in excelsis sey, o Priester! ganz Verherrlichung Gottes, wie die Engel, welche diese Worte zuerst unweit von der Krippe Jesu, aber mit englischem Sinne sprachen.

— — Wenn wir die Orationen des Tages beten, fassen wir die Herzen aller Anwesenden in unser Herz auf, und sagen wir, als Stellvertreter der Gemeinde, was die Gebete Schönes und Heiliges enthalten, mit Innigkeit und Andacht zu Gott. Legen wir selbst die laufenden Anliegen in diese Gebete, denn sie nehmen Alles auf, was uns am Herzen liegt, und die Vermittlung Jesu, durch welchen wir beten, ist zu aller Erhörung hinreichend, wenn wir seinen Namen mit Vertrauen vor dem Vater aussprechen.

— — Lesen wir die Epistel und das Evangelium zuerst als Gottes Wort an uns selbst; ergreifen wir es so vollsinnig, daß unser Geist davon überströme, und wir dadurch in den Stand gesetzt werden, auch Andere davon geistig zu nähren und zu erbauen. Lernen wir an den großen Wahrheiten, die wir lesen, den Beruf zu schätzen, den wir haben, Großes zu verbreiten; aber auch dafür zu sorgen, daß wir nicht etwa, ob wir gleich Andern viel Heiliges gesagt haben, am Ende selbst verworfen werden. 1 Cor. IX, 27. Lesen wir jedoch nicht am Morgen das Evangelium Jesu Christi, und reden am Nachmittage mit Worten oder gar mit Thaten die Sprache der Welt!...

— — Sagen wir nach dem Evangelium das Glaubensbekenntniß (das Credo) nicht nur wörtlich daher, sondern glauben wir wirklich? Wie groß ist der Einfluß des Glaubens auf die ganze heilige Handlung! Ach, der wahrhaft Gläubige unterscheidet es nur zu deutlich, und zwar nicht zu unserm Vortheile, wenn wir ohne lebendigen Glauben am Altare stehen! Wir, deren ganzes Amt auf das Ueberirdische gegründet ist; und die wir berufen sind, das Irdische mit dem Himmlischen zu verbinden, und die Menschheit dadurch zum seligen Uebergange in die Zukunft vorzubereiten, müssen ganz im

Glauben leben; sonst werden wir in den Christen den Sinn des Ueberirdischen nicht sehr anregen.

— — Unser Geist werde apostolisch mit den Aposteln, die wir nennen; er werde heldenmüthig mit den Martyrern, welche wir anrufen; er werde jungfräulich mit den heil. Jungfrauen, deren wir erwähnen!

— — Erfüllen wir Priester mit heiliger Bereitwilligkeit und Genauigkeit den Befehl Jesu: „Verrichtet dieses zu meinem Andenken!" Aber unser Andenken sey nicht leer! Ergreifen wir Jesum ganz, seinen großen Geist, sein allumfassendes Herz, seinen Hunger, den Willen des Vaters zu erfüllen, seine sich ganz aufzehrende Seelenliebe! Gott gebe, daß das Denken an seinen Sohn uns zu seinem lebendigen Bilde mache! Welch ein Andenken, das uns Jesu gleichförmig machte!

— — Keine Spur einer unwürdigen Eilfertigkeit zeige sich an uns; ach, es würde beweisen, daß wir das Brod Gottes Joh. VI. nicht zu schätzen wissen, das die Liebe Jesu uns reicht; vielleicht gar, daß wir den Leib des Herrn nicht unterscheiden, 1 Kor. XI. und was Paulus vorhergehen läßt, verbietet der Kummer mir zu sagen! Wollen wir, Brüder! daß sich Andere erbauen, so zeige sich unsere Frömmigkeit so glühend, daß auch Andere davon entzündet werden; wollen wir, daß Andere mit uns wenigstens geistig genießen, so zeigen wir Geist in unserm Genusse!

— — Unter dem Kreuze Jesu lasset uns Abtödtung lernen. Unser alter Mensch, der voll Leidenschaft und bösem Willen aus der ersten Sünde hervorgieng, lebe nun nicht mehr, sondern sey mit Jesus gekreuziget und ein neuer, frei von Sünde wie Jesus, der nur die unsrige am Kreuze getragen hat, verklärt wie Jesus, gehe aus ihm hervor. Habsucht, Neid, Eifersucht, Ehrgeiz, Sinnenlust gehören nur dem alten Menschen an; der von Jesus überkleidete, durchdrungene kenne sie nicht!"

Was also in seinem Thun und Lassen als lebendige Bildung hervortrat, das zeigte sich in seinen Schriften als lebendiger Bildungstrieb.

§. V.

Seine Briefe.

Dieselbe Einheit seines Charakters, seiner Bildung und seiner Thätigkeit, die sich in seinen Schriften zeigte, spiegelte sich auch in seinen vertrauten Briefen, die wie seine Gespräche, seine Reden, keinen andern Zweck hatten, als die sinkende Religiosität zu heben, schlafendes Denken zu wecken, irrgegangenes einzulenken, und dem verkehrten Getriebe seines Zeitalters eine andere Richtung zu geben.

Die geistvollsten Briefe möchten wohl die seyn, welche er, nach vollendetem Religionsunterrichte, an den Kronprinzen und dessen Schwestern Auguste und Charlotte geschrieben hat. Allein, da sie so ganz für das Heiligthum des individuellen Bedürfnisses geschrieben sind, so sind sie für das Publikum wie ungeschrieben, und weil ihm der Respect verbot, Abschriften davon zu nehmen, schlechterdings unmittheilbar.

Von seinen übrigen Briefen sind mir einige Copien, von seiner eigenen Hand gemacht, anvertraut worden. Daraus theile ich nur einen Brief mit dem Namen, an den er geschrieben ward, mit, weil er ursprünglich für das Publikum bestimmt war, und ein Urtheil über eine gedruckte Schrift enthält. Aus den andern hebe ich, mit äußester Bewahrung des Briefsiegels,*) nur einzelne Blumen aus, die den gesunden Boden, dem sie entsprossen sind, und den Sonnenstrahl, der sie erzogen hat, nicht verläugnen können.

*) Die Gerechtigkeit ehret das Siegel des Geheimnisses auch in entsiegelten, auch in copirten Briefen, die Willkür nicht einmal in den gesiegelten.

Brief an Andreas Schönberger.

Im Jahre 1797 gab Andreas Schönberger sein Stichblatt einer allgemeinen Religionsweisheit und gegen falsche Aufklärung heraus, und widmete es dem aufgeklärten Herrn Pfarrer Sambuga (so heißen die Worte). In diesem Stichblatte ward unter andern die Lehre des Tages: Sittlichkeit sey das Gott angenehmste und nützlichste Gebet, vorgetragen. Sambuga antwortet seinem Dedicanten, wie folgt:

Herrnsheim, den 26. Febr. 1797.

Schätzbarster Herr Schönberger!

Sie sind so gütig, mein Urtheil über das von Ihnen verfaßte und mir neulich überbrachte Werkchen — Stichblatt einer allgemeinen Religionsweisheit ꝛc. zu begehren. Ich äußere gern, was in meinem Herzen lieget; besonders, wenn mich das Zutrauen, welches man auf mich setzet, dazu verbindet. Ich gestehe, daß ich sehr viel schön und gut Gesagtes darin gefunden habe. Mir gefällt außerordentlich Ihre gute Meinung, welche Sie bei allen Ihren Aeußerungen leitet, und die Ihnen alle Worte auf die Zunge zu legen scheinet. Ich bewundere Ihr Streben nach dem Lichte u. s. w. Aber ich muß mit eben der Aufrichtigkeit gestehen, daß ich nicht an Allem Antheil nehmen kann, was Sie sagen. Ihre Aeußerungen z. B. über das Gebet waren mir, zwar nicht fremd, jedoch in diesem Werkchen etwas auffallend. Sie werfen keinen sehr günstigen Strahl auf den Namen, dem Sie die Ehre erzeiget haben, ihn voran zu setzen.

Sie werden mir erlauben, daß ich Ihnen meine Gedanken hierüber so mittheile, wie es die Umstände der Zeit mir zulassen. Aber ich bitte zum Voraus, daß Sie es mir zu gut halten wollen, wenn ich nach meiner Art philosophire. — Wenn ich Sie recht verstehe, so sagen Sie S. 42: „Die Sittlichkeit ist Gott das angenehmste, mir das nützlichste Gebet.“ Und in den folgenden Blättern scheinen Sie alles Gebet zu verwerfen. „Warum sollte ich also zu dir, guter Gott! beten?“ S. 44 u. f.

Sie

Sie haben nirgendwo einen Begriff vom Gebete angegeben; und auf den Begriff kommt es doch allemal sehr viel an. Ich wage es, Ihnen den Meinigen vorzulegen. Beten nenne ich, sich auf eine fromme Weise über seinen Zustand mit Gott unterhalten. Sie sehen, daß Unterhaltung der Gattungsbegriff ist. Unterhaltung mit Gott bestimmet die Art; die Bezeichnung: fromme Weise, unterscheidet es von einer jeden philosophischen Speculation; die Bestimmung: über meinen Zustand, bezeichnet jedes Verhältniß, in welchem ich zu Gott, zu der Welt, oder zu mir selbst stehe.

In diesem Begriffe vom Gebete finde ich von keiner Seite etwas Widersprechendes.

a) Nicht in Ansehung meiner selbst. Denn die Vorstellung: sich mit Gott unterhalten, und zwar über seinen eigenen Zustand, ist mir die liebste, angenehmste, tröstlichste. Das gute Kind ergießet sich über Freude und Leid, mit unaussprechlicher Empfindung in dem Schooße seines Vaters; und ich soll so etwas in der Unterhaltung mit dem großen Urheber meines Daseyns nicht finden können? — Dieses zu thun, wird mir Bedürfniß. Da, wo meine Kräfte nicht zureichen, mich auf die Urkraft beziehen; da, wo meine Weisheit erlischt, bei der Urquelle alles Lichts Erleuchtung suchen, heißt mich mein innerer unwillkührlicher Drang. Alle Völker, die nur eine Spanne weit aus dem Zustande der Thierheit hervorgetreten sind, haben dieses Bedürfniß empfunden, und bei ihrer höhern Cultur es immer mehr zu befriedigen gesuchet: warum will es die Philosophie mißkennen, sich dessen schämen? S. 45. Ja, ich möchte sagen: Beten ist ein Naturgebot, das aus dem Triebe der Selbstunterhaltung herfließet. Ich möchte sagen: da ich das Vermögen zu beten habe, so wird es mir zur Pflicht. Vor Gott gestehen, daß er der Urheber meines Daseyns und jenes aller Dinge sey; bei dem Empfangen einer Wohlthat aus dessen Hand, seine Dankgefühle äußern, sind von der Natur der Sache und von meiner eigenen Natur befohlene Ergießungen; oder man müßte denn Dankbarkeit und ähnliche sittliche Fertigkeiten aus

der Reihe der Tugenden streichen. Wüßte sich ein Philosoph in die Sprache der Natur nicht zu finden: so zeigte es sich, daß, sapere ad sobrietatem, für ihn dringendes Bedürfniß wäre, wenn er sich nicht im Denken versteigen wollte.

Sie sagen: „Sittlichkeit ist Gott das angenehmste, uns das nützlichste Gebet.“ Allemal sind Sätze die blendendsten, welche ein sentenziöses Ansehen haben. Aber sie müssen eben darum die Aufmerksamkeit des Prüfers spannen. Wollen Sie damit sagen: Alles Beten ohne sittliche Gemüthsstimmung sey ohne Werth, so ehre ich den Satz als Wahrheit. Sagen Sie damit: Sittlichkeit allein, ohne alles Gebet, sey für uns genug, so berufe ich mich auf das oben Gesagte: Sittlichkeit ohne Gebet ist mir für die Sittlichkeit und für die Menschheit zu wenig, weil es ohne Richtung des Gemüthes zu Gott, ohne Gebet, der Sittlichkeit am Leben und der Menschheit an Geist und Kraft gebricht. Hat er den Sinn: die Sittlichkeit ist das eigentliche Gebet, so werden die Begriffe von beiden verwechselt, und das Eigentliche ist sehr uneigentlich zu verstehen.

Ist Sittlichkeit der Daseynszweck, wie Sie sagen, so ist Alles, was den Daseynszweck fördert, geboten. Sich Gott, das erhabenste Muster der Vollkommenheit, vergegenwärtigen, mit ihm reden, unterhandeln, mit ihm gleichsam umgehen, sich mit ihm vergleichen, und daraus Ermunterung zu seiner Nachahmung schöpfen,*) und die Unähnlichkeit mit ihm verabscheuen lernen (beten), führet ja zum Zwecke meines Daseyns. Ist der Zweck Pflicht, so sind die Mittel befohlen.

Das Gebet stellet sich also, in dieser Betrachtung, theils als Tugend, theils als Mittel zur Tugend dar. Als Anbetung, als Dankbarkeit, als Ausdruck der Ergebung in den Willen Gottes, als Vertrauen auf seine Vorsehung, als Erfüllung der Pflichten gegen Gott, mag

*) Sequere Deum, ein Spruch der alten Weisen.

es für Tugend, als Vergegenwärtigung Gottes, als Erweckung zum Guten, mag es als Mittel zur Tugend angesehen werden.

b) Auch in Ansehung Gottes finde ich in dem Begriffe des Gebetes nichts Widersprechendes. Gott ist uns doch gewiß das Allmächtige und Allbarmherzige, höchstgütige Wesen. Beide Vollkommenheiten sind die Rechtfertigung des Gebetes. Der geben kann, ist die Anziehungskraft dessen, der bedarf; der unendlich reich ist, die Hülfsquelle dessen, dem es von allen Seiten mangelt. Das Mögliche liegt auch in dem Gebiete der Allmacht, wie das Wirkliche; und welche Philosophie bestimmet die Grenze des Möglichen?

Eben so erreget und rechtfertiget die Idee eines höchst gütigen Wesens unser Zutrauen, unser Flehen. Barmherzigkeit ist die Liebe, in sofern sie fremdes Elend tilget, fremdes Bedürfniß stillet, fremdes Flehen gern erhöret. Diese Liebe kann Gott, der ewigen Liebe, nicht fehlen. Oder man sage mir, woher die Menschheit diese in ihr unverkennbare Eigenschaft habe? Der diese unauslöschliche Sympathie zwischen dem Leidenden und dem Helfenden unterhält, soll selbst nicht seyn, nicht haben, was Andere durch ihn sind und haben? Wer philosophirte mich aus diesem Widerspruche heraus? — Diese Gutheit des Wesens aller Wesen muß fordauernd seyn. Oder, war der Unendliche nur einmal gütig, barmherzig, da er in das Menschenherz die Anlage zur Güte und zum Erbarmen schuf; und ruht er nun, wenn ich so sagen darf, ewig aus von der einzigen Ergießung seiner Liebe?

c) Auch zeiget sich kein Widerspruch in Hinsicht auf Erhörung meiner vertrauensvollen Bitte in dem Verhältnisse Gottes oder Meiner selbst, zu der übrigen Schöpfung. Ich gebe es zu, daß die Welt nach dem Geiste der Weisheit angeleget sey; genug gesagt: sie ist von Gott. Aber, woher wissen wir denn, daß die Bedingnisse unserer Erhörung, so wie die ganze höhere Führung des Menschen nicht auch mit zur Einrichtung unserer Welt gehören? Sind etwa nur Felsen und Meere,

Planeten und Sonnen würdige Augenmerke bei dieser Einrichtung? Hat die Geisterwelt nicht ihre besondern Gesetze, die unsern Augen und Händen nicht so zur Prüfung vorliegen, wie die sinnliche Seite der Sinnenwelt? Wer kann ohne Weiteres dieses aus den Gesetzen der vernünftigen streichen: „Wer sein Gott-gefallendes Herz zu Gott um gottgefällige Dinge flehen läßt, kann erhört werden."

— — (jetzt löset er die gewöhnlichen Einwürfe über die Gebetserhörungen nach gewöhnlicher Weise, und schließt so:)

An dem, was ich schreibe, hat sowohl die Liebe zu Ihnen, als die Liebe zur Wahrheit Theil. Können Sie mich eines Bessern belehren, so werde ich den Augenblick segnen, wo ich Ihnen meine Zweifel eröffnet habe. Ich wünschte, Ihnen wenigstens Gelegenheit gegeben zu haben, der Sache mehr nachzuspüren. Ich erwarte dieß und bleibe indessen mit aufrichtigster Verehrung

Ihr geringer Diener

Sambuga.

Auf das Blatt der gedruckten Schrift, das die Dedication enthält, schrieb Sambuga mit eigener Hand: „Auf meinen Brief, worin ich begehret habe, daß er ihn wolle drucken lassen, und etwa die Erläuterungen seiner Gesinnung beisetzen, antwortete er mir: daß er es mit Vergnügen thun werde. Er starb aber, bevor es geschehen ist, in Wien."

Auf der andern Seite des Stichblattes stehen mit Sambuga's Hand

NB. NB.

Es thut mir leid, daß ich mich der guten Gesinnung des Hrn. Schönberger gegen mich nicht erfreuen kann. Ob ich mich gleich bestrebe, ein aufgeklärter Mann zu seyn, so habe ich es doch nie gewaget, mir auch durch Hinwegwerfung des Gebetes klar zu machen. Ich muß die Aeußerung des Herrn Verfassers über diesen Gegenstand verabscheuen und als irrig erklären, wie ich ihm es

auch sogleich in einem Briefe zugeschrieben habe; denn ich bin ein katholischer Christ.

Jos. Anton Sambuga.

Blumen aus Briefen.

Schonung der Emigrirten.

Verschonen Sie die Meinungen der Emigrirten. Ach, die Einbildungskraft dieser Leidenden ist zu sehr gespannt, als daß nicht jeder neue Lehrsatz in ihnen das gräßliche Bild ihres Unglückes erneuern sollte. Alle zu lange dauernden Leiden des Gemüthes werden Krankheit, und wir werden wohlthun, ihrer als Kranken zu schonen. (Nymphenburg, d. 8. Aug. 1799.)

Etwas Bessers, als ein thatenloses Ach!

Wollen wir uns damit abfinden, daß wir über die bösen, ausgearteten Zeiten seufzen? Ich halte nichts auf die thatenlosen Seufzer, sie mögen am Hofe oder in der Zelle ausgestoßen werden. Wir müssen das einreißende Uebel fühlen, um handeln zu können; nicht seufzen, um nichts zu thun. Wir sind wahrhaftig Verräther am Wohl der Menschheit, wenn wir nicht kraftvoll für das Reich Gottes auf Erden arbeiten. Ist unsre Sache die Sache Gottes und der Wahrheit, und sind wir davon überzeugt, warum sind wir denn furchtsam und schüchtern dabei, als wenn wir kein gutes Gewissen und eine trugvolle Sache zu führen hätten? Ist sie es aber nicht, warum entehren wir uns dadurch, das wir das Schauspiel der Lüge und des Betruges, worüber wir innerlich lachen, äußerlich noch fortspielen? (Nymphenburg, d. 8. Aug. 1799.)

Gesundes Urtheil über eine ungesunde Moral.

Was die mehr als stoische Reinheit der Tugend betrifft, wovon man in dieser Schule so viel Wesens macht, so scheinet mir immer, sie haben ihre Rechnung ohne den Menschen gemacht. Ich sage noch wenig: sie haben sie sogar ohne Gott gemacht. Denn Er, der Grund und das Musterbild aller Tugend, Er, die Lauterkeit selbst,

soll die Handlung gleichsam beschmutzen, soll sie tugendlos machen — sobald Er nur von ferne als Beweggrund auf den menschlichen Willen einfließt? Ich halte dieß für das sprechendste Denkmal philosophischer Großsprecherei, welche von den Vätern auf die Kinder sich so reichlich hinuntergeerbet hat. Es wird mir leicht seyn, zu zeigen, daß der von dem Gesetzgeber, der die Heiligkeit selber ist, hergenommene Beweggrund der Handlung, sie unmöglich um die Würde der Tugend bringen kann. (Nymphenburg, den 8. August 1799.)

Der edle Wucher.

Was dir Gott gegeben hat, ein klares Auge für die Wahrheit und ein reines Gemüth dazu, das gieb Gott und seiner Wahrheit wieder mit Gewinn zurück, indem du Gott und der Wahrheit in deinen Zeitgenossen einen Tempel bauest. (Nymphenburg, den 8. Aug. 1799.)

Das Erste zuerst.

Ueberzeugt von dem ausgemacht Guten, laß die Grübeleien des Tages liegen, die uns nur kalt machen, gleich den Bergen, die nach dem Verhältniß ihrer Höhe einen kältern Scheitel haben. Die Hauptsache ist klar; die muß gerettet seyn, wenn der Menschheit ein sicheres Heil werden soll. (Nymphenburg, d. 8. Aug. 1799.)

Die Krankheit seiner Zeit.

Was nützte es uns und der Welt, wenn wir Geister gebildet hätten, die nur suchten und nie fänden, immer wegräumten und nie baueten? Unser Leben würde im Grunde doch nur ein geschäftiges Nichtsthun, unser Denken lauter Polemik, unser Tagewerk frostiges Vernünfteln ohne belebende Wärme und all unsere Cultur eine Satyre auf das höchste Bedürfniß der Vernunftwesen seyn. Wahre Frömmigkeit würde so selten werden, als ein weißer Rabe; bei jedem Vaterunser, das man beten sollte, wäre es nöthig, zuvor eine philosophisch- oder unphilosophisch-kritische Disputation zu bestehen, und bei jedem

Aussprechen des Namens: Gott, zuerst fragen — auch Kinder, ob einer sey. (Nymphenburg, d. 15. Aug. 1799.)

Ehemals, Jetzt.

Jene Gewohnheit, Alles auf Gott zurück zu führen, die Welt niemals außer der Verbindung mit Ihm zu sehen, zu genießen, ist nicht mehr. Der heilige Schauder, der unsere Väter bei der Benennung des Hochheiligen durchbebete — ach, davon sah ich in meinen Jugendjahren noch merkliche Proben . . . das hehre Leben der überströmenden Gefühle, wofür ihr edles Menschenherz zu klein wurde; das Entschiedene, Hinreißende der Entschließungen, sobald sie von Ihm belebet, oder von dem Glauben an sein Wohlgefallen begleitet wurden . . . dieß Alles hat sich in unsern Tagen fast nur in eine bloß für theatralische Dichtungen rege Empfindelei verwandelt. Sinnengenuß ist die Gottheit der Zeit; der Himmel selbst würde eine Plage seyn, wenn er sich nicht unter dem Bilde des Olymps und der Göttermahlzeiten darstellte.

Ich hoffe, Sie verstehen mich, mein Freund! ich will hiemit keine Einsiedler, keine Wallfahrter in unsern Kreis zurückführen; ich wünsche nur Menschen, deren Leben reger Sinn für Gott und die Menschheit und Offenbarung dieses Sinnes ist; Menschen, aus deren Augen Reinheit und Unschuld strahlet; Menschen, die nicht den thierischen Sinnengenuß ihrer edleren Bestimmung vorziehen, sondern in dem Sinnenlande ihrem übersinnlichen Berufe mit erster Treue nachwandeln; Menschen, die man mit dem Wörtchen Gott weiter bringen kann, als mit so schwerfaßlichen Demonstrationen, daß kaum ein Seraph sie versteht, oder mit Kriegsheeren, die aus allen Nationen und Sprachen der Welt zusammengesetzet sind. (Nymphenburg, den 15. Aug. 1799.)

Aufruf zum Mitwirken an der Besserung.

— — Indessen ist nöthig, daß wir dem Unheile steuern, so viel wir können; und — wir können viel, wenn wir im Namen Gottes wirken. Wir müssen nur darauf hinarbeiten, daß wir den uns umgebenden Priestern

einen guten Geist einflößen; Alle, auf welche wir wirken können, mit Gott beseelen; in Allen Liebe zur ernsten Thätigkeit aufregen; Alle zu großen Aufopferungen geneigt machen, dazu, daß sie die Freude ihres Daseyns in der freiwilligen Hingabe für das Heil ihrer Brüder suchen u. s. w. Sie, mein Freund! vermögen Vieles bei den Zöglingen für den Altar und für das Evangelium Christi. Haben sie diese frühzeitig mit dem reinen apostolischen Geiste getaufet; diesen nachdrücklich den edlen Zweck ihres Berufes gezeiget; vor diesen die Namen — Gott, Seelenheil, Christus, Kirche, mit Wärme, Salbung, Nachdruck ausgesprochen; diese mit dem Gleichnisse von der reichen Ernte, mit: vos estis sal terrae, vos estis lumen mundi, in Thätigkeit und kraftvolles Leben versetzet; diesen ihr Herz erweitert, daß ihnen ein Welttheil zu enge wird, und daß sie jedem denkenden Wesen Gottes Liebe mit ihrem letzten Blutstropfen in das Herz schreiben, mit dem letzten Hauche in demselben beleben möchten: o, dann haben sie viel gethan, haben wenigstens gethan, was sie konnten, bis es Gott gefällt, seiner Kirche nach seiner unendlichen Weisheit Rath zu schaffen. Aber gethan muß dieses einstweilen von uns werden. Die Sache Gottes und der Menschheit liegt in unsern Händen, und wir sind dafür verantwortlich. Wir müssen uns aus dem Schlafe aufschütteln; denn wie sollten wir schlafen können, wo der Geist des Irrthums so gefährlich wachet? Er ist weit thätiger, als wir. Er wirket durch Grundsätze, durch Gesellschaften, durch Schriften u. s. w.: und wir sollten es dulden, daß Lüge und Betrug mehr begeistern, als Wahrheit und Menschenheil! . . .

Halten Sie mir doch diese meine fast unwillkührliche Ergießung zu gut. Ich habe das Uebel schon so vielfältig in der Nähe gesehen, daß es mir keine Ruhe läßt und mich zwinget, Jedem meine Besorgnisse mitzutheilen. Wir müssen auf eine kraftvolle, auffallende Weise wirken; die Welt muß uns wie eherne Mauern und von Eisen gegossene Säulen finden, woran der Muthwillen des Zeitalters seinen Kopf zerstoße. Ich bin überzeugt, die feige Welt weichet uns, wenn wir uns, mit Gottes

Geiste ausgerüstet, ihr in den Weg stellen. Nichts widersteht der Macht der Wahrheit, wo sie nur den Mann findet, der sie zum Schilde zu nehmen weiß. (Nymphenburg, den 10. Sept. 1799.)

Ueber seine Zeit.

Die Welt wird leichter aus ihrer Dummheit herausgearbeitet, als von ihrer Verdorbenheit zurückgebracht. Frömmigkeit und Tugend bildeten sich wie von selbst, wo das Saatkörnchen in die Herzen roher Naturmenschen fiel; aber alle Anstrengung der Männer Gottes war oft nicht hinreichend, Menschen zum Selbstgefühle zurückzubringen, welche an der Seite der Wollust und des Weltsinnes eingeschlummert waren. Darum war auch das Schicksal entnervter Völker immer Untergang, und das Loos der Unmündigen an Bildung — Erleuchtung durch Gott. Ich will nichts vorhersagen, aber ich darf vorherfürchten. (Nymphenb. 17. Sept. 1799.)

Ueber seine Zeit.

Die jetzige Menschheit ist durch die Leiden der Tage gedemüthiget, aber nicht gebessert. Sie beißt, wie die gereizte Schlange, in die Ruthe, die sie traf, und sieht die Vaterhand nicht, die durch Züchtigung jene Rückkehr zur Ordnung noch erwirken wollte, zu der die verschmähete Güte nicht zurückführen konnte. (Nymphenb. 17. Sept. 1799.)

Ueber seine Zeit.

Die heutige Gottesvergessenheit kann nur durch die Uebermacht echter, nach dem Sinne Christi gebildeter Frömmigkeit geheilet werden, d. h. durch eine in das Leben eingeführte und darin befestigte Gewohnheit, Alles an Gott zu knüpfen, Alles in Gott zu sehen, Alles in Gott zu wollen, Alles auf Gott zurückzuführen.

Die Welt muß hinter dem Schleier der Natur Gott sehen lernen, wenn sie fromm werden soll. Wer in der Natur nichts als Natur sieht, in dem erkalten alle edle-

ren Gefühle; wer aber in der Natur das Leben der Natur, Gott, erblickt, dessen Gemüth ergießt sich in heiliges Staunen und Anbeten, Danken und Lieben. (Nymphenb. 17. Sept. 1799.)

Die Zeiten und die Menschen.

Sie meinen, ich könne zur Verbesserung des Clerus in der hiesigen Gegend Vieles beitragen. — Wozu mir Gott den Ruf geben will, dazu bin ich vollkommen bereit. Das Beispiel Holzhausers war mir allezeit ehrwürdig. Aber die Zeiten dieses frommen Mannes sind nicht mehr, und die Menschen sind es gar nicht mehr. Wo Offenbarung Allen eine ausgemachte Sache war; wo man noch nicht gelernet hatte, auch nicht einmal glauben konnte, daß es sich ohne Religion auch leben lasse; wo Jesus, als der von Ewigkeit Gepriesene, noch Glanz und Würde auf jene herabstrahlete, welche sein Werk besorgten: da war mit der Welt noch etwas anzufangen. Wo Menschen noch für das Gute eingenommen werden konnten, wo noch nicht herrschend gewordene Thiergefühle den ganzen Menschen für sich begehret hatten, wo der Mensch die Tugend noch für das höchste Gut ansehen, und ein Werkzeug zur Beförderung der Ehre Gottes zu seyn, für das theuerste Loos ansehen konnte: da war auch mit den Menschen noch etwas anzufangen. Aber eben hierin sind ungeheure Veränderungen vorgegangen. Alles ist mit Zweifel angefüllt, weil Alles genießen will. Für Wesen, welche so ungern sich ein Reizendes versagen, sind Zweifel ein Balsam auf die brennende Wunde. Zweifel machen die Stimme der Vernunft, der Religion, verdächtig; die mitwirkende Sinnlichkeit verschreiet sie als Unwahrheit, als Aberglauben, als Schwachsinn, als Fanatismus. Wie die Weisheit oft die Verfolgung der Dummheit tragen muß, so leidet die Religion unter den Neckereien der Ausgelassenheit. Es fehlet bei den Meisten nicht daran, daß sie nicht überzeuget werden könnten, sondern daran, daß sie nicht überzeuget werden wollen. (Baireuth, 14. März 1801.)

An X.

Aergern Sie sich nicht über den Ton einiger gelehrten Blätter, mit dem sie über Christus und das positive Christenthum absprechen. Die Sprache der Welt kann nicht besser seyn, als der Geist der Welt. Denn nicht stammt der Geist aus dem Worte, sondern das Wort aus dem Geiste. Die Herren sind über allen Begriff genügsam, nehmen mit wenig fürlieb; etwas kalte Küche von Sittlichkeit genügt ihnen für die schwere Tageslast und den heißen Streit des Lebens; wir Andern reichen damit nicht aus. Wir bedürfen eines lebendigen Himmelbrodes, das nicht mit dem Gesetze eines alten oder neuen Moses, sondern nur mit Gnade und Wahrheit, mit Christus, vom Himmel kam.

Nun sind sie aber nicht mehr bloß mit Wenigem genügsam; sie zürnen auch gewaltig über jeden unwandelbaren Bekenner des alten Christenthums. Kein Wunder, denn sie glaubten, mit Hinwegräumung des alten Aberglaubens, wofür sie das positive Christenthum halten, bereits fertig zu seyn, und ließen sich schon als Sieger mit Lorbeeren dafür krönen, und gaben einander glänzende Feste darüber; und nun steht hinter ihrem Rücken eine neue Welt auf, der es nicht mehr genug seyn will, Christum für einen guten Mann passiren zu lassen, die noch an die Menschwerdung des Logos, an die Erlösung des sündigen Geschlechtes glaubet, und den heiligen Geist für mehr als eine sittliche Gesinnung und die Kirche für etwas mehr als ein in der bloßen Abstraction existirendes Reich der Zwecke hält. Das empört, dagegen muß man Rath schaffen, dafür müssen die Frevler gezüchtiget werden. Das geschieht auf dem kürzesten Wege dadurch, daß man das ganze positive Christenthum für verborgene Narrheit und seine Bekenner für offenbare Narren ausschreit. Dieß ist Geschichte des Tages.

Mein Trost ist der: wenn das positive Christenthum darüber zu Grunde gienge, daß es von gelehrten Blättern

für Narrheit ausgeschrieen würde, so wäre es nicht Schade darum. Ich bin aber sicher, daß eher alle gelehrte und ungelehrte Blätter untergehen werden, ehe die Reihe an das Christenthum kommt. Denn die Menschen konnten wohl von dem Christenthum ab=fallen, aber das Christenthum kann nicht zusammen=fallen; es ruhet auf einem unbeweglichen Fels, der heißt: die ewige Wahrheit. . . .

---

§. VI.

Seine poetischen Versuche.

Auch in den leichten Spielen der Muse verräth sich die ernste Richtung seines Charakters, seiner Bildung, seiner höhern Thätigkeit. Und schon dieß würde denselben ein Plätzchen in seiner Lebensgeschichte einräumen. Ohne zu entscheiden, ob ihn die Natur zum Dichter geschaffen habe, werden wir doch zugeben müssen, daß sich eine poetische Ader, oder etwas ihr Aehnliches schon in seinen prosaischen Schriften hie und da kräftig gereget habe.

Was die Lehrgedichte betrifft, die er zur Communionsfeier des Prinzen Carl von Bayern und der beiden Prinzessinnen, Auguste und Charlotte, drucken ließ, so haben die gelehrten Anzeigen richtig bemerkt, daß der poetische Werth dem erhabenen Inhalte nicht gleich komme. Indeß würde er auch in diesem Fache, das keine Mittelmäßigkeit zuläßt, ungleich mehr geleistet haben, wenn er seinen poetischen Producten etwas mehr, als die flüchtigen Augenblicke der Erholung hätte widmen können. Ein paar Denkmale seiner frühern Neigung zur Poesie werden zunächst für vertraute Freunde des Seligen, die ihrer ungern entbehrten, hier abgedruckt. Denn es ist mit den Gedichten unsrer Verblichenen, wie mit ihren Portraiten; auch die Mindervollkommenen sind uns liebe Vergißmeinnichte; das Herz ersetzt den Maler, und die Liebe übersieht den Mangel der Feile.

Morgenlied.

1.

Dein Licht, o Vater, wecket mich,
Und giebt mich selbst mir wieder,
Und neue Kraft ergießet sich
In ausgeruhte Glieder!
An Arbeit Ruhe wolltest du,
Und Ruh' an Arbeit binden;
Nach Arbeit soll ich süße Ruh',
Nach Ruhen Arbeit finden.

2.

Auch, Vater, weckt dein Tag die Welt
Zum neugeschaff'nen Leben!
Ich sehe Berg und Thal und Feld
Im Sonnenlichte schweben.
Im Lichte pranget nah' und fern',
Auf deiner Allmacht Rufen —
Das Gräschen bis zum Morgenstern
In tausend Farbenstufen.

3.

Die ganze Schöpfung preiset dich,
Du Vater aller Dinge!
Ihr feurig Lied begeistert mich,
Daß ich voll Dank mitsinge.
Du große, schöne Gottes Welt,
Du bist ein heller Spiegel!
Wo mir nur Gott in's Auge fällt —
In Wald und Thal und Hügel.

4.

Dir wache, denke, wirk' ich nur,
Du Wesen aller Wesen!
Kein Tag soll fremder Absicht Spur
In meinen Werken lesen.

Laß mich in jeglichem Genuß
Nur sehen deine Gaben,
Und kindlich meiden den Verdruß,
Sie je mißbraucht zu haben!

5.

Nie herrsche nied're Sinnlichkeit,
Stets siege nur dein Willen!
Nie soll der Sünde Trunkenheit
Der Thorheit Lüste stillen!
Es fleht dein Kind: Hilf, Vater, mir!
Laß mich, laß hier und drüben
(Denn jede Gabe kommt von dir,)
Mein ganzes Herz dich lieben!

Das Vogelnest.

1.

Ich fand ein niedlich Vogelnest,
Gebaut in's Frühlings=Laub,
Es war für mich ein Freudenfest,
Für mich ein süßer Raub.
Die Jungen waren nackt und klein,
Doch artig schon und lieb;
Das Nestchen war ganz schmuck und klein,
Gebaut ohn' Kunst — nach Trieb.

2.

Ich sprach: nicht fürchtet euch vor mir,
Die Mutter bin ich nicht,
Doch, liebe Närrchen, für und für
Gelob' ich Mutter=Pflicht.
Dann zog ich mit den Kleinen fort,
Und ahnete noch nicht,
Daß diese liebe Brut ein Wort
Mir einst zum Herzen spricht.

3.

Ich spähte ihre Nahrung aus,
Und reichte sie mit Lust.
Ich drückte sie nach jedem Schmaus
Vergnügt an meine Brust.
Doch machten sie auch manche Müh'
Und manche Sorge mir.
Sie weckten mich schon in der Früh
Und heischten die Gebühr. —

4.

Bald waren sie des Futters müd' —
Denn welcher Reiche hat,
Was ihrer Mutter reift und blüht —
In unermeßner Saat?
Bald froren sie noch federlos
Im unbedeckten Nest —
Mir fehlten Flügel, Mutterschooß,
Der niemals frieren läßt.

5.

Bald lauscht der Kater vor der Thür
Auf's jugendlich Gepip —
Leckt an der Schnautze vor Begier,
Und spähet, wie ein Dieb.
Ihr lieben Thierchen, sagte ich,
Ihr macht mir heiß und bang!
Bis ihr einst, reif zum Fluge, mich
Erquicket durch Gesang.

6.

An diese Worte reihete
Sich ein Gedanke an,
Der mein Gemüth erfreuete,
Und mir auch leid gethan:
„Der Pflegung Bürde drücket schwer
Von diesen Kleinen dich;
Auch für dich drängt' ein Sorgenheer
Um deine Mutter sich. — —"

7.

„Sie pflegte, nährte, kosete
O kleines Würmchen, dich.
Die Mutter-Liebe losete
Für dich mehr, als für sich.
Sie litt gar sehr und theilete
Mit dir manch' schwere Stund',
Und warst du munter, weilete
Ihr Kuß auf deinem Mund'."

8.

„Sie sann und dachte immerdar
Für ihren kleinen Sohn;
Für ihre bange Sorge war
Ein Druck an's Herz ihr Lohn.
Weh' mir! Früh riß der Tod dich hin
In's unverdiente Grab —
O zärtlichste Gebärerin, —
Eh' ich gesungen hab!"

Herbstlied.

1.

Die Trauben sind reif.
Dort sehet sie hangen
Mit goldenen Wangen,
Die Trauben sind reif!

2.

Sie warten auf uns:
Wir wollen sie pflücken
Mit Herzens-Entzücken!
Sie warten auf uns.

3.

Wie süß ist ihr Saft!
Wie Zucker und Honig,
So milde und wonnig;
Wie süß ist ihr Saft!

4.

Hört, Brüder, den Rath!
Erdrücket die Säfte
Durch mächtige Kräfte!
Hört, Brüder, den Rath!

5.

Wie schmeckt es euch dann?
Aus häufigen Bläschen
Füllt uns sich ein Gläschen;
Wie schmeckt es euch dann?

6.

O edles Getränk!
Du tödtest den Kummer,
Und wiegest in Schlummer.
O, edles Getränk!

7.

Genießt es mit Dank!
Was könnt ihr sonst geben
Dem Schöpfer der Reben?
Genießt es mit Dank!

8.

Dir danken wir, Gott!
Von dir ist der Reben
Wohlthätiges Leben;
Dir danken wir, Gott!

§. VII.

Urtheile über Sambuga von Kennern und Freunden.

Diese Urtheile wiederholen*) und bestätigen nicht nur das, was wir aus zuverlässigen Quellen von Sambuga bisher kennen lernten, um so mehr, als sie zum Theile selbst zu den Quellen gehören, sondern sie bereichern uns noch mit besondern Notizen von dem Charakter und den Verdiensten des Mannes, der von so vielen Zeugen in den mannigfaltigsten Situationen seines Lebens betrachtet, demselben immer gleich ehrwürdig erschien.

Unter den Urtheilenden sind die ersten zwei genannt, der Dritte ungenannt — leicht erkannt; der Vierte leicht erkennbar, so wie der Fünfte, der mir auch das Urtheil des Bischofs von Brescia über Sambuga, aus dem Italienischen übersetzt, mitgetheilet hat.

I.

Pfarrer Carl Klein an Hrn. Professor Martin in Mannheim, der ihm die erste Nachricht von Sambugas Tode ertheilte.

Er ist also nicht mehr in unsrer Mitte der edle, fromme, von Gottes- und Menschen-Liebe durchdrungene Priester, den Sie mit Recht die Zierde unsers Standes nennen, der uns unvergeßliche Sambuga! Gott hat ihn also in das Land des Friedens versetzt, zur Zeit, da

*) Was bloß Wiederholung war, wollte ich anfangs weglassen; allein da ich das Ganze hätte zerreißen und somit dem Zeugnisse seinen Zusammenhang und seinen Gehalt rauben müssen, ließ ich es stehen.

die Flammen des Krieges auf Erden neu auszubrechen beginnen. Wohl Ihm, dem Vollendeten! Weh uns, die wir solche Sterbefälle wie Strafen des Himmels bejammern, nicht wissend, wo wir für dergleichen Verlust Entschädigung suchen sollen! Wenn Männer dieser Art von der Welt scheiden, nehmen sie ein seltnes Kleinod, ihren Geist, mit sich, und die Zurückbleibenden, die ihres Werthes kundig sind, fühlen tief, was sie entbehren. Doch in dem Willen der Vorsehung suchen wir unsre Beruhigung nicht vergeblich; in Gott läßt sich die Frömmigkeit und Weisheit aller abgeschiedenen Tugendhaften wiederfinden; in Gott bleibt uns der Freund, den wir in dem Entrissenen verehret haben.

O, könnte ich das Andenken des Seligen für Alle, die Ihn kannten, zunächst für Sie und mich verewigen! Wiewohl ich 25 Jahre mit Ihm in freundschaftlicher Verbindung stand, so kann ich doch über seine Jugend, wie über die letzten 15 Jahre, die Er in München zubrachte, nicht so viele Aufschlüsse ertheilen, als man in einer Biographie zu lesen wünschte. Ich hoffe, daß sich ein tüchtiger Mann an diese Aufgabe wagen, und sich dadurch alle dem Vollendeten ergebene Seelen verbindlich machen werde, und nebst diesen noch weit mehrere Freunde der Tugend und Wahrheit. Bis sich diese schöne Arbeit vollenden läßt, will ich anticipando Einiges zu meiner Erbauung niederschreiben, und diese Skizze Ihnen zur Beurtheilung vorlegen. Sie sind so gefällig, mich auf die Lücken aufmerksam zu machen, die ich in einem zweiten Versuche so gut, wie möglich, ausfüllen werde; ob ich gleich überzeugt bin, daß jede Schilderung seiner liebenswürdigen Eigenschaften nur ein sehr unvollkommener Schattenriß bleiben werde.

Erwarten Sie keine neuen Aufschlüsse über seinen edeln Charakter, und die unverkennbaren Verdienste, die über gemeine Lobsprüche erhaben sind; nur erquickende Rückerinnerungen an die wohlthätigen Eindrücke, die uns theils im Umgange mit Ihm, theils durch Lesung seiner geistvollen Schriften geworden sind! Welch ein Genuß für mein krankes Gemüth, ohne Rückhalt mit einem Freunde

von dem Vollendeten reden dürfen, und dadurch auf's Neue beherzigen, was mir an Ihm jederzeit bewunderungswürdig war!

Was Leuten, die nie zur Ansprache mit Ihm gelangten, die Ihn nur in der Kirche zu sehen bekamen, sogleich in's Auge fiel, war seine innige Andacht, eine liebliche Frucht seiner ungeheuchelten Frömmigkeit. Wie erbauend und gottselig Er am Altare stand, sagt uns die kostbare kleine Schrift, womit Er uns am Anfange dieses Jahres so wohlwollend beschenkt hat. Wie Er jeden nicht ganz verwahrloseten Altardiener anspricht, so war der Anblick des betenden Priesterlehrers bei Entrichtung des heiligen Opfers eine lebendige Begeisterung für Jesus. Sein Eifer, den Sinn für diese göttliche Einsetzung zu wecken und zu stärken, begegnet uns in seinen kleinern Schriften überall. Als Stadtkaplan in Mannheim verfertigte Er passende Gebete für die Bruderschaft des heil. Altars-Sacramentes; wobei wir Ihm auch die Verbesserung einiger Kirchenlieder verdanken. Als Pfarrer in Herrnsheim verfertigte Er ein kleines Gebetbuch, darin die Vorbereitung vor und die Danksagung nach der heil. Communion meisterhaft abgefasset sind. Als Lehrer der königlichen Hoheiten der Prinzen und Prinzessinnen von Bayern beschenkte Er die vielversprechenden Zöglinge jedesmal bei dem ersten Zutritt zu dem heil. Tische mit kleinen Belehrungen in gebundener Rede über das hohe Geheimniß, die durch den Druck überall verbreitet wurden. Zu eben dieser Zeit gab er einen vortrefflichen Unterricht über die heil. Messe in katechetischer Form heraus. Was schrieb Er nicht Alles, bloß um den Gebeteifer der jungen Kleriker zu wecken und zu fördern! Denken Sie noch an seine Morgen- und Abend-Andachten für die Seminaristen in Heidelberg?

Unter den Briefen des Vollendeten, deren ich viele besitze, sind keine ausführlicher, als die über das Gebet und die echten Hülfsmittel der Frömmigkeit. Seiner Achtung gegen den ehrwürdigen Gebrauch der frommen Priester, aus den Psalmen, wie sie das römische Brevier ordnet, tägliche Geistesnahrung zu schöpfen, schreiben es Manche unsres Standes zu, daß sie sich von dem Brevier-

gebet nicht lossagten, und besonders den 118ten Psalm, den Sambuga seinen Lieblingspsalm nannte, genießen lernten.

Bei dem Ausbruche des Krieges gab Er seiner Gemeinde ein Gebet in die Hand, das jedem Volkslehrer zum Muster dienen könnte, wie man die Denkart des Volkes bei öffentlichen Ereignissen lenken müsse. Da Er auf die Lage der Welt in unsern Zeiten sehr aufmerksam war, so richtete Er seine Ueberlegungen in der Einsamkeit, und seine Unterredungen mit Männern unsers Berufes auf die wichtige Aufgabe: „Was sollen wir thun, um das Zeitalter im Laufe des Verderbens aufzuhalten, um die Sache der Wahrheit, der Tugend, der Religion mit neuem Muthe zu vertheidigen, um der so tief gesunkenen Menschheit wieder aufzuhelfen?" „Wir haben jetzt einen harten Kampf zu bestehen, sprach Er so manchmal voll Begeisterung, fassen wir Muth! Wenn uns auch die Zeitumstände noch so ungünstig sind, wir bedürfen neben dem Geiste und der Erhabenheit unsers Amtes nur der Gnade Gottes; und die wird uns nicht fehlen, wenn wir nur entschlossen und thätig genug sind, die Menschen wieder zu Gott zurückzuführen, koste es, was es wolle. Wir müssen in unsern Herzen apostolische Gesinnungen für die Sache unsers heil. Glaubens anfachen. Was die Apostel, unsre Vorbilder, in noch weit ungünstigern Umständen vermocht haben, das vermögen auch wir, wenn wir nur wollen. Die Zügellosigkeit soll doch nicht mehr Kraft ertheilen, die Menschen zu verderben, als die Religion uns guten Willen einflößet, die Menschen zu retten. Wir müssen dem Gange der Weltgesinnungen nachspüren, bis zur Quelle derselben, und dort unsre Arbeit versuchen. Wir müssen die Wissenschaften zu Hülfe rufen, denn wir haben es mit Menschen zu thun, die sich für gebildet halten, und mit einer Philosophie brüsten, die ohne Zweifel wohlthätiger seyn würde, wenn sie die wahre wäre. Wir müssen vor Allem auf echte, nach dem Sinne Christi gestimmte Frömmigkeit hinwirken. Die heutige Gottesvergessenheit kann nur dadurch geheilt werden, daß wir die Menschen auf's Neue anleiten, Alles an Gott zu

knüpfen, Alles in Gott zu sehen, Alles nur Seinetwillen zu unternehmen, Alles auf Ihn zurückzuführen. Wir müssen Alles mit dem Namen Gottes zu bezeichnen wissen, und unter dem Schleier der Sinnenwelt durchaus — und überall Gott zeigen. Wir dürfen den Menschen nicht erlauben, etwas ohne Gott zu sehen, ohne Gott zu genießen, ohne Gott zu unternehmen. Wer bloß bei der Natur stehen bleibt, in dem erkalten alle edleren Gefühle; nur der, welcher sie auf Gott, auf den Urheber ihres Daseyns zurückführt, ergießet sich in Bewunderung, Anbetung, Dankbarkeit und Liebe. Wir müssen den edeln und erhabenen Menschensinn, der in Allem Gott findet, zu erwecken suchen. Ueberlassen wir es dem Schauspiele, kleine Seelen durch das Spiel von Empfindeleien zu ergötzen; wir müssen es darauf anlegen, lebendige Kenntniß Gottes allenthalben zu verbreiten. Also von Gott geredet, und immer von Gott, und überall von Gott; bis Gott in den Menschen wieder lebet und wirket. Gott sey unsre Unterhaltung, unsre Weisheit, unsre Lehre, unsre Freude, der Ertrag unsers Lebens. Mit Ihm fangen wir an, mit Ihm endigen wir. Aus unserm Umgange, aus unsern Lehrstunden sollen die Menschen höher gehoben, reiner gestimmt, sich selbst ähnlicher, weiser im Genusse, bescheidener in ihren Wünschen, eifriger zur Wohlthätigkeit und Liebe hinweggehen. Jede Gelegenheit zu solcher Einwirkung auf die Menschenherzen sey uns willkommen; wäre es auch nur ein schwaches Fünklein, das wir in irgend eine empfängliche Seele hinwerfen: so vertrauen wir auf den Gnadenhauch des göttlichen Geistes, der das Fünklein beleben, und zur hellen Flamme vergrößern wird. Fassen wir Muth! weichen wir dem Feinde, den wir bekämpfen, um keine Linie breit. — Man finde uns unbekümmert, und zu jedem Opfer geneigt, wenn es unsre Sache betrifft; aber wie eine eherne Mauer, wie eine eiserne Säule, wo es Gott und das Heil der durch Jesu Blut erkauften Seelen angeht. Wir werden bestehen, werden siegen, wenn wir wollen. Ich möchte die Gewalt sehen, die uns widerstünde, wenn wir so voll des Eifers für Gottes Sache, mit dem Bewußtseyn der reinsten

Absicht, in der festen Ueberzeugung von der Wahrheit unsrer Lehre, beseelt mit dem Muthe und der Zuversicht Christi, aufträten" ꝛc. So suchte er Alles in eine heilige Gluth zu versetzen, und begeisterte seine Amtsbrüder, wie ein Held, der darnach dürstet, aus allen seinen Kriegsgefährten Helden zu bilden. Wer eine solche Sprache führet, der trägt ein Herz im Busen, auf dem das Feuer der heil. Liebe in hohen Flammen aufwärts strebet. Wer ihn sieht, sieht einen Seraph in Menschengestalt.

Dieser fromme Eifer machte Ihn zu dem arbeitsamsten Manne des Priesterstandes, den ich kennen gelernt. Auf das Gewissenhafteste bereitete Er sich zu seinen Berufsarbeiten vor. Die Zeit, die Ihm von diesen Vorbereitungen und wirklichen Amtsverrichtungen übrig blieb, widmete Er der Lesung nützlicher Bücher und schriftstellerischen Uebungen. Wie oft mußte ich seinen Fleiß im Excerpiren bewundern! Welch einen Vorrath von geistvollen Gedanken erblickte ich oft auf zerstreuten Blättern, welche, nach S — — Sprache, als köstliche Goldkörner gesammelt zu werden verdienen! Selten kam Er von einem Spaziergange zurück, wo Er nicht seine Schreibtafel mit interessanten Gedanken und nützlichen Bemerkungen jeder Art bereichert hatte. Die Thätigkeit in seinem hohen Berufe, sich Jedermann gemeinnützig zu machen, war Ihm süßer Genuß. „So lang ich arbeiten kann," schrieb Er mir einmal, „bin ich der glücklichste Mensch." Seine ausgebreitete Correspondenz fiel Ihm nicht lästig, weil sie Ihm Gelegenheit gab, so viel Gutes zu stiften. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß Er im Lauf eines Jahres wohl 4 bis 500 Briefe schrieb, und jeder hatte das Gepräge seiner Weisheitsliebe und Religiosität.

Kaum war Er einige Jahre auf seiner Pfarrei in Herrnsheim, als die kantische Philosophie ihre gewaltigen Bewegungen im Reiche des Denkens anfieng. Da begnügte er sich nicht, nur oberflächliche Notiz von dieser neuen Erscheinung zu nehmen. Er sparte keine Mühe, Kants Schriften zu durchforschen, und rieth das Studium derselben auch Andern an, in der Meinung: Wenn es

sonst nichts Gutes an sich hätte, als daß die Denkkraft dadurch geschärft werde, so lohnte es sich schon der Mühe. Weil Er, als Pfarrer, junge Leute um sich hatte, die die Kosten, auswärts zu studiren, nicht tragen konnten, so ward sein Fleiß bei dem Studium der Philosophie auch durch die Triebfeder der Gemeinnützigkeit unterstützet. Daß Er kein Anbeter der Zeitphilosophie gewesen, wissen Sie aus seinem Werke über den Philosophismus. Aber auch schon zehn Jahre früher mißfiel Ihm die Vergötterung des Philosophen von Königsberg, und Er sagte frühzeitig: „Wer weiß, ob nicht aus Kants Schule ein neuer Denker hervorgehen werde, über den man Kanten selbst vergessen wird? Nur das Wort Gottes steht fester als Himmel und Erde.“ — So war der gesegnete Ertrag alles seines Studirens allezeit nur die erhöhte Liebe unsrer heiligen Religion.

Von seiner bewunderungswürdigen Klugheit darf ich wohl sagen, sie war überall merkbar wie seine Frömmigkeit. Er erwarb sich dieselbe nicht erst am Hofe, der hohen Schule der Weltklugheit, sondern Er brachte sie dahin mit, als ein aus vielseitigem Umgange mit Menschen erworbenes und durch Uebung im Denken gesichertes Eigenthum, und sie war nicht von gemeiner Art; denn mit ihr paarte sich die Taubeneinfalt, die uns Christus empfiehlt. — Als Führer auf dem Wege der christlichen Tugend kannte Er jeden Stein des Anstoßes, jede Stelle, wo gefährliches Ausgleiten zu besorgen war, und warnte mit väterlicher Sorgfalt und Liebe.

Den Hunger nach asketischen Schriften, den Er an mir zu bemerken glaubte, tadelte Er mehrmal nachdrücklich, und legte mir dabei die Lehre an's Herz: „Gewöhnen Sie Ihr Gemüth zur beständigen Heiterkeit und Aufgeräumtheit. Ein trübsinniger Geistlicher erzieht einen trüben Schlag von Menschen, und lehrt eine traurige Frömmigkeit, die nichts taugt. Mancher wird durch das traurige Angesicht und den Jammerton eines vermeinten Finsterlings von dem Ringen nach der wahren christlichen Tugend abgehalten, die sich mit Trübsinn nicht vertragen

kann, da sie im fortgesetzten Umgange mit Gott besteht, der die Liebe — also die reinste Freude ist."

Seine Klugheit machte Ihn in spätern Jahren oft mißtrauisch gegen Personen und Schriften, denen ich ohne Bedenken mein Herz hingab, sobald ich von ihrer warmen Anhänglichkeit an Jesus Gewißheit hatte. So gab Er mir vor einem Jahre noch die Warnung: „Trauen Sie weder einem Buche, noch einem Manne, der den reinen unbedingten Glauben an die Kirche Gottes nicht mitbringt, und nicht nur seine Ueberzeugung, sondern auch seine Frömmigkeit von ihr hernimmt. Er spreche diesen Glauben laut aus, und meine nicht etwa darunter eine Kirche der Auserwählten, die sich unsichtbar aus Allen bildet, die in diesem Geiste verwandt sind, sondern die sichtbare, von Jesus gestiftete, von den Aposteln und ihren Nachfolgern bis auf uns gebrachte Kirche, welche der Apostel die Kirche des lebendigen Gottes, die Säule und Grundfeste der Wahrheit nennt. Ich mag weder Maximen noch Uebungen, die sie nicht mit ihrem mütterlichen Segen heiligt."

Er war ein Meister in der Pastoralklugheit. Er gieng in allen Verbesserungen während seines Pfarramtes sehr behutsam zu Werk; Er streute seinen Samen mit Geduld aus, und wartete mit Langmuth auf die Früchte. Er dachte: wenn den schwachen Bruder eine Kleinigkeit erbauet, und mit frommen Gesinnungen bereichert, so könne man sie ihm, wenn sie sonst unschädlich ist, überlassen, bis ein besserer Strahl des göttlichen Lichtes ihn erleuchtet, und zur Aufnahme der Wahrheit zubereitet. Schließen Sie daraus, daß Ihm jeder unbescheidene Eifer so fremd war, als eine Gotteslästerung! Dennoch mußte Er sich einen Neologen schimpfen, und mit allerlei gehässigen Beschuldigungen bezeichnen lassen; allein Er gieng aus dieser Taufe jedesmal noch edler und verehrungswürdiger hervor, wie S. Aehnliches von H e g g e l i n bezeugt.

Manche Maximen der Klugheit erkaufte Er durch unangenehme Erfahrungen. In frühern Jahren theilte Er zuweilen kleine poetische Versuche seinen Freunden und Bekannten mit, um aus ihrer Beurtheilung irgend etwas

zu lernen. Da wurden einige dieser Versuche gedruckt, die Er selbst niemals dem Publikum vorgelegt hätte, weil sie mehr zur Uebung des Verfassers, als zur öffentlichen Bekanntmachung verfertiget waren. Diese Uebereilungen seiner Freunde veranlaßten ihn, mit seinen schriftlichen Arbeiten mehr an sich zu halten.

So trefflich Ihm manche schriftstellerische Versuche von statten giengen, so war Er in der Herausgabe derselben doch immer schüchtern und bedächtlich, und mußte durch anhaltendes Zureden seiner Freunde gemeiniglich dazu verführt werden. Diese Schüchternheit war Wirkung seiner Demuth. Und da komme ich auf eine Eigenschaft des Seligen, die jedem Lobredner unerschöpflichen Stoff darbietet.

Zur Zeit, da Er sich noch auf seiner Pfarrei befand, ersuchte Ihn ein junger Geistlicher, welcher sich zur Priesterweihe vorbereiten wollte, um die erwünschte Aufnahme in sein Haus. Der junge Mann war überzeugt: der Umgang mit einem so würdigen Priester werde ihm sicherer zur klerikalischen Bildung verhülflich seyn, als längerer Aufenthalt auf der hohen Schule. — Was antwortete der liebevolle, und eben so demüthige Pfarrer in Herrnsheim? „Machen Sie sich doch keinen hohen Begriff von mir und meinen Talenten. Ich habe mich noch nicht über das Mittelmäßige erheben können. Gefällt Ihnen mein Streben nach Weisheit, so ergreife ich Sie mit Freude als meinen Gesellen auf dieser Laufbahn. Um mir nicht selbst Unrecht zu thun, will ich nicht läugnen, daß Weisheit mein Wunsch ist. Ich habe ihr mein ganzes Haus eingeweihet: nur weise Freunde besuchen mich, und auch ich betrete nur die Schwelle von solchen. Aber es ist bei allem diesen in meiner Hütte, wenn ich so sagen darf, doch nur ein ländlicher Aufenthalt der Musen. Sie werden einsehen, daß Sie die Vortheile einer hohen Schule nicht einmal im Schatten erreichen können. Indessen steht Ihnen mein Herz und mein Haus offen" — u. s. w. Derselbe junge Freund des Vollendeten begehrte einmal bei Annäherung des Festes der heil. Apostel Petrus und Paulus einige erbauende Gedanken, vielleicht um ein Predigt-

thema aus denselben zu entwickeln. Er kam zur Antwort: „Sie verlangen von mir einige gute Gedanken auf das hohe Fest; Sie haben sich übel gewendet. Für apostolische Größe habe ich noch keinen Sinn. Ihre Handlungen sind eine Sprache, welche ich noch nicht verstehe, und ihre Worte sind Ausdrücke, welche ich noch nicht nachreden kann. Für die allgemeine Weltliebe, welche bei denselben Alles so wohlthätig umfaßte, ist mein Herz noch zu klein, und ich hänge noch zu viel an mir selbst, als daß ich, nach ihrem Beispiele, mich ganz für Andere hingeben könnte. Glücklich Jene, welche Organe des Alles beseligenden Geistes Gottes werden können; ich werde ewig ihre Hoheit bewundern, und mein Geringeseyn bekennen. Ich wollte wohl, daß ich so ganz leer von mir selbst wäre, wie diese Grundsteine der Kirche, damit nur Jesus das geistliche Gebäude wäre, das ich trüge: nicht mein fatales Ich. Sie sind glücklich, mein Freund, daß Sie sich nach apostolischer Erbauung sehnen! Oeffnen Sie an diesem Tage ihr Herz nur Jenem, der den Aposteln zurief: Folget mir nach! Sie vernehmen unfehlbar seine Stimme, und ich werde Ihn bitten, daß Er statt meiner zu Ihnen rede" u. s. w. Wer auf solche Weise etwas verweigert, wie viel giebt der, wo er nichts zu geben scheint! Lassen Sie mich ähnliche Proben seiner demüthigen Gemüthsfassung vorlegen. Einmal sagte er: „Immer schwebt mir der Gedanke vor: Man verspricht sich zu viel von mir, und man achtet mich tausendmal mehr als ich verdiene. — Ich bleibe indessen gewiß nicht unempfindsam gegen die Liebe, die man nicht mir, weil ich es nicht werth bin, sondern der Tugend erweiset, die man ohne Grund, leider! in mir voraussetzt. Hier ist es nicht um eine zweideutige Demuth zu thun, die nach einer guten Berechnung mehr gewinnt, als sie von sich zu weisen scheint; sondern was ich Ihnen sage, sage ich unter uns: Ich weiß, daß ich weit unter dem stehe, was man von mir denkt. Indessen muß ich zugleich gestehen, daß diese unverdiente Aufmerksamkeit meiner Mitarbeiter am Evangelium und Anderer nicht ohne gute Wirkung für mich ist. Ich sage mir oft: Siehst du aus dem, was

Andere wähnen, daß du seyst, — siehst du, was du seyn sollst? O, genieße die Achtung guter Seelen nicht vergeblich, sondern strebe nach dem Grade des Guten, bei dem du wenigstens keine bedeutenden Fehler sehen müßtest, wenn Andere nur Tugend an dir sehen! Gott wird helfen! Strebe nur! Strebe! Und so gewinne ich freilich Augenblicke, wo mir Gott Alles ist; wo ich mich selbst verliere. Aber o, geschähe es doch nicht zu häufig, daß ich Gott fast verlöre, und mich wieder fände, mir wieder Alles würde!"

Als er von seiner Gemeinde Abschied nahm, that er unter manchen herzlichen Aeußerungen seiner Frömmigkeit und Liebe auch diese, worin sich seine aufrichtige Demuth aussprach: „Ich wünsche, daß an euch ein Würdigerer, als ich, seine Kräfte versuche, und bitte Gott, daß Er diesem den Segen verleihen wolle, dessen ich nicht würdig war."

Wie sehr bewundere ich noch heute die Herablassung, mit welcher Er mir in so manchen Stunden vertrauter Unterredung sein Herz eröffnete! Sie wissen, wie viel jünger ich bin, als daß ich Anspruch darauf hätte machen dürfen, in irgend einer Angelegenheit von ihm, dem so erfahrnen ältern Freunde, zu Rathe*) gezogen zu werden. Dennoch unterwarf Er manche seiner schriftlichen Arbeiten meiner Beurtheilung, und befragte mich in allerlei Dingen; sogar seine Gebetsübungen sollte ich einmal prüfen, und Ihn zurechtweisen, wofern etwas mit dem Geiste echter Frömmigkeit nicht übereinstimmend gewesen wäre. Noch vor einem Jahre mußte ich seinen längst zum Drucke zubereiteten, und der Herausgabe gewiß würdigen Katechismus recensiren. — Und mit welchem Dank nahm Er

*) Nicht nur zu jüngeren Mitgeistlichen, selbst zu seinen Zöglingen gieng er gern in die Schule. Nicht selten legte er den verwickelten Fall, in dem er sich so eben befand, dem kindlichen Gemüthe, dessen Bildung ihm anvertraut war, mit allen Gründen für und wider, zur Entscheidung vor, und freuete sich, den Ausspruch der Unschuld von einer unbefangenen Seele zu vernehmen.

die kleinen Ausstellungen auf, die ich vielleicht nur deßwegen niederschrieb, um seiner Bescheidenheit ein kleines Fest zu geben.

Einmal gab Er mir ein Strafgedicht über die anstößige Kleidertracht des Frauengeschlechtes. Ich fand, daß es zum Drucke nicht geeignet sey, und es mußte im Schreibpulte bleiben, ohne das Tageslicht zu erblicken. Er scheute sich nicht, zu bekennen, daß Er die Sache nicht genug überlegt habe, wenn man Ihn auf eine nicht ganz richtige Ansicht aufmerksam machte. Er glaubte, Er könne von Jedermann lernen, und gönnte oft Leuten des geringsten Standes die Freude, Ihn über etwas zu belehren. Hätte Gott sein verdienstvolles Leben noch gefristet, ich zweifle nicht, Er wäre auf den Gedanken verfallen, alle seine schriftlichen Arbeiten in strenge Revision zu nehmen, um nichts Zweideutiges und dem Mißbrauche Zusagendes darin zu dulden. Die erläuternden Noten zu der berühmten Lobrede auf Kaiser Joseph II. lagen schon vor einigen Jahren zu dieser Absicht in Bereitschaft.

Sie erinnern sich, daß vor einigen Jahren sich das Gerücht verbreitete, Er werde zur bischöflichen Würde im Königreiche Bayern befördert werden. Da schrieb Er an mich: „Ich halte ein- für allemal für eine so schwere Bürde meine Schultern zu schwach, das Amt ist zu erhaben, der Mann zu geringe. Ich habe es nie gesucht, und werde es immer ablehnen, so lang es mir nur das Wohlmeinen der Menschen anbietet. — Ich sage eine Thorheit: Ich würde es Gott selbst abschlagen, wenn ich nicht wüßte, daß Er allein die Untauglichkeit tauglich machen kann. Erweisen Sie mir die Liebe, und widersprechen Sie allenthalben dieser grundlosen Sage.“

Wie bang war es uns seinetwegen vor zwölf Jahren, als Ihn eine gefährliche Krankheit uns zu entreißen drohte! Wie fleheten wir um seine Erhaltung! Wie dankten wir wegen seiner Genesung! Da schrieb Er: „Ihr habt es gut gemeint; aber dem Himmel, ich fürchte, schlecht gerathen.“ So wollte Er den Werth seines kostbaren Lebens aus tiefer Demuth nicht erkennen. Wie Er aber seine Rettung der Kraft frommer Fürbitte zuschrieb, so gelobete

Er auch dem Herrn des Lebens neue Anstrengung seiner Kräfte nach den Bedürfnissen der Zeit. „Es giebt viel zu thun," schrieb Er, „ich bin ein Werkzeug in der Hand Gottes: Er gebrauche mich, bis ich stumpf bin, und weiter zu nichts tauge, als — in die Rüstkammer geworfen zu werden."

Dringend bat ich Ihn mehrmalen, Er möchte sich einige Ruhe und Erholung gönnen, und seine Geschwister, die Ihn so zärtlich liebten, einmal besuchen. Allein Er konnte sich nicht von seinem Tagewerke in Bayern trennen, und darum blieb diese Bitte — die einzige — unerfüllt, da Er mir so viele andere gefälligst gewährte. Sehen Sie nur, wie sich auch in dieser Weigerung sein Gemüth aussprach! — „Freilich mag mein Nichtkommen für die Meinigen unangenehm seyn; aber ist denn das Leben etwas anders, als ein beständiges Opfer? Die Meinigen verlieren durch mich nichts; aber ich verliere sehr durch sie. Bessere Geschwister habe ich wohl noch selten gesehen, und ich war ihnen auch immer brüderlich ergeben. Daß wir nicht beisammen sind, bin ich genöthigt, als höhere Fügung anzusehen; und wer wollte sich dieses nicht gefallen lassen?"

Freund! hier blicke ich zum Himmel auf, mit der Bitte: O, daß auch mir die Geistesstärke gegeben würde, die Entfernung vom vaterländischen Boden so ruhig zu ertragen, wie sie der Vollendete ertrug! Und nun möchte ich die Feder niederlegen, um in der aufmerksamen Anschauung des Bildes, das mir vorschwebet, die Erwärmung meines kalten Herzens zu gewinnen, die mir das dringendste Bedürfniß ist.

Der liebevolle Lehrer winkt mir, ich soll fortfahren, zu schreiben; Er dictirt mir seine letzten Wünsche, mit welchen Er sein Hinscheiden zu einer Stunde des Segens für uns einweihet.

„Männer, Brüder, seyd aufmerksam auf die Zeichen der Zeit, auf die Bedürfnisse der Menschheit! Setzt euch mit Muth dem Weltgeiste entgegen! Wachet! Betet! Arbeitet an eurer Bildung, denn sie wird nie vollendet! Ueberseht es nicht, in welchem Tone die Welt belehrt

seyn wolle! Seht es den Waffen der Verführung ab, wie ihr kämpfen sollet! Fasset Muth; fallet dem wilden Rosse in den Zaum; die Menschheit schwebt in äußerster Verwirrung. Alles hat den Ruhepunkt verloren; Alles ringet nach neuen Dingen; nichts steht mehr fest und sicher. Die Rettung der so tief gesunkenen Menschheit sey der große Gedanke, der euch belebe! Sprechet Gott mit Nachdruck und Würde vor der Welt aus! Duldet nicht, daß Jesus vergessen werde! Hütet euch, das Evangelium der Philosophie anzupassen! Gott mache euch muthig, der Verführung entgegen zu arbeiten, in welcher Gestalt sie erscheinen mag! Gebt der Welt den Frieden dadurch, daß ihr Gott derselben zurückgebet, und fürchtet ihren Undank nicht! Es ist edel und groß, wenn ihr unter heißen Kämpfen und schmerzlichen Entbehrungen in eurem Berufe fortarbeitet, bis die Erde eine andere Gestalt erhält. Es ist nicht Menschenwerk, wofür ihr kämpfet, sondern Gottes Sache. Soll das höhere, geistige Leben, zu welchem uns Gott durch seinen Eingebornen erziehen will, ganz von der Erde verschwinden? Arbeitet, und bahnet demselben neuen Weg! Arbeitet mit eben so viel Eifer als Bescheidenheit! Ueberzeuget und gewinnet durch Liebe! Man bemerke an euch die reinste Tugend, Einfalt und Unschuld im Umgange, unermüdete Sorgfalt für die Bildung eines guten Geistes an Kindern, Uneigennützigkeit im Wohlthun unter den vielen Hülfsbedürftigen, rastlose Thätigkeit in jedem Fache eures Berufes; und ihr werdet der Religion, die ihr predigt, neue Liebe und Achtung verschaffen.

Nur nicht kleinmüthig! Je mehr Widerstand, desto höher steige euer Muth! Folget nur dem Zuge des Geistes Gottes! Ihr habt Gott und seine Wahrheit auf eurer Seite; und wer ist stark, wie Gott? Was hinreißend wie die Wahrheit? Seyd ohne Furcht! Gott wird mitwirken." — — — — — — — — — —

So würde Er uns in der Abschiedsstunde zugerufen haben, wenn wir uns an seinem Sterbebette hätten einfinden können!

Freund! hier haben Sie das kleinste Surrogat einer Trauerrede auf den Seligen, oder ein Vergißmeinnicht

von

von seinem Grabe, oder einige Fadenstücke von dem Mantel des gegen Himmel aufgestiegenen Elias unsrer Zeit. Sagen Sie mir nur recht bald, wie sehr viel ich ausgelassen und übergangen habe; verweisen Sie es mir, daß ich diesem Versuche so enge — Schranken gesetzt habe, und deuten Sie hin auf die schönen Züge, die einer tüchtigern Feder würdig sind. Sie werden mich auf diese Weise mit einem großen Briefe bereichern. Thun Sie es, thun Sie es bald, thun Sie es aus Verehrung zu dem Unvergeßlichen, und aus Liebe zu Allen, denen es Bedürfniß ist, durch das Andenken an einen solchen Priester, sich für die Sache unsers hohen Berufes zu begeistern, wie es wünscht

Z. d. 19. Juni 1815. Ihr Freund
C. Klein.

II.

Pfarrer Hagspiel über Sambuga.

(Beiträge zur Lebensgeschichte eines seiner ersten Wohlthäter.)

Ich lernte Sambuga kennen, als er Kaplan in Mannheim war. Sein himmlisch-reiner Sinn, sein untadeliger Wandel in jeder Rücksicht, sein sanfter, überzeugender, ganz von Gott durchdrungener Vortrag in seinen Predigten erwarben ihm alle Herzen, und ich erinnere mich noch lebhaft an die Worte, die nach geendigter Rede an meiner Seite fielen: Der Mann spricht wie ein echter Schüler Jesu: lassen Sie uns nicht müde werden, ihn anzuhören.

Im Jahre 1783 war Sambuga Regens im kleinen Seminarium zu Heidelberg, oder, wie man es damals nannte, im Karlischen Convicte. Ich, als Logiker, war mit unter seiner Aufsicht. Mit welcher Sanftmuth und Liebe er uns jungen Leuten vorstand, das wissen Alle, die mit mir unter ihm lebten. Sein gründlicher Religionsunterricht, den er uns damals ertheilte, sein stetes Streben, dem jungen Geiste mit jedem Tage einen neuen Schwung zu geben, die Art und Weise, wie er uns zur

Thätigkeit aufmunterte, die Fähigen anfeuerte, die Langsamen anspornte, wie er die Quelle der vorkommenden Fehler aufsuchte, ableitete und verstopfte; selbst die Art, womit er unsere Vergnügen leitete, daß auch sie Geistesnahrung würden, zeugeten ganz von dem höheren Geiste, der auf dem Manne ruhete. Einer meiner damaligen Mitschüler sagte mir erst noch vor kurzer Zeit, da wir von dem Tode dieses Würdigen sprachen: Mein Lieber! Sambuga hat mich in jener Zeit, da wir im Convicte waren, gerettet. Nur Schade, daß wir ihn sobald verloren, indem er seiner weitern Bestimmung gehorchen mußte.

Im Jahre 1784 wurde Sambuga von Heribert Freiherrn von Dalberg zum Pfarrer von Herrnsheim bei Worms ernannt. Hier fand sein gutes Herz gleich im Anfange Etwas, was ihn betrübte. Der Kaplan des Ortes war schon achtzehn Jahre an dieser Stelle, in der sichern Hoffnung, die Pfarrei zu erhalten. Sambuga wollte dem Manne, der schon so lange gearbeitet hatte, nicht im Wege stehen, und dankte dem gnädigen Patrone für die Verleihung der Stelle. Hr. v. Dalberg, der seine Gründe haben mochte, die Pfarrei dem Kaplane nicht zu überlassen, und so gern den würdigen Schüler Jesu bei seinen Untergebenen wünschte, gab ihm deutlich zu erkennen, daß er diesen Platz in keinem Falle dem Kaplane geben könnte. Nun nahm er die Pfarrei an, und mit seinem Erscheinen kam neues Leben in die Gemeinde. Er hatte mit Vielen zu kämpfen, die, mit Vorurtheilen umdüstert, den Geist, der in dem Manne wehete, nicht kannten oder nicht kennen wollten. Aber sein gründliches stufenweises Belehren, die Sanftmuth, mit der er den Widerspruch ertrug, und sein unverkennbares Bemühen, nur für Gott zu arbeiten, nöthigte sie endlich, entweder das Gute seiner Handlungen mit lautem Beifalle anzuerkennen, oder von ihm zu schweigen.

Im Jahre 1788 wurde ich bei ihm als Kaplan angestellet. Es war meine erste Stelle. Wie glücklich pries ich mich, wie glücklich ward ich gepriesen, daß es mir gegönnet war, bei diesem Manne zu seyn! Fünf Jahre

lebte ich mit ihm unter einem Dache, an einem Tische, als Gehülfe in seinem Amte, fünf Jahre, die mir unvergeßlich sind. Er sagte mir nie etwas, er gieng mir immer mit seinem Beispiele vor. In der Arbeit, in den Erholungsstunden, in Allem ward er ein Muster für mich. Wir wechselten im Predigen ab. Schon im Anfange der Woche fieng er an, seine nächste Unterhaltung niederzuschreiben, um mich zur ähnlichen Thätigkeit aufzumuntern. Ich versäumte keine seiner Predigten, keinen seiner christlichen Unterrichte. In jedem Sinne, in jeder Erklärung sprach sich ein Geist aus, der tief eingriff. In seinem Amte war er einzig. Wo er hinkam, wirkte er Gutes. Man konnte von ihm sagen, daß er in jedem Hause sich einen Lehrstuhl aufbauete. Ich sah ihn nie müßig. Die von den Arbeiten seines Berufes freigelassene Zeit war: Aufsätzen, Gedichtchen und Arbeiten für die deutsche Gesellschaft in Mannheim gewidmet. In seinen Besuchen am Krankenbette kam mit ihm schon gleich beim Eintritte Trost auf seinem sanften Gesichte in das Haus, und erhebend war schon die Art, wie der Mann, durchdrungen von Gott, das Zutrauen auf ihn weckte, und die heil. Sacramente spendete. Vertrauensvoll hieng der Kranke an dessen Blicke, und mit Thränen im Auge sahen die Umstehenden auf den Mann des Trostes. Hr. Kaplan, sagte mir der Wiedergenesenen Einer, wie gern wäre ich unter dem Auge unseres Hrn. Pfarrers gestorben! Ungemein geschätzet von der trefflichen Familie Dalberg, hätte er verschiedene Titel, z. B. den eines geistlichen Rathes, haben können: Ich bin Pfarrer, sagte er, und dieses ist die schönste Benennung.

Er war ein aufgeräumter, munterer Gesellschafter. Er konnte sich so recht innig freuen, wenn der muntere Scherz seiner Freunde um ihn her ertönte. Man sah es seiner Freude wohl an, daß sie der Ausfluß seines reinen Herzens war. Er konnte bei dem Besuche unserer lieben Nachbarn, die an ihm hiengen, mit dem Lichte seiner Freude den strengen Ernst verscheuchen, und die Freude mit ernsten Gedanken gehaltreich machen. Es war ihm sehr unangenehm, wenn man düster war. Warum sind

sie heute wieder so düster, sagte er manchmal zu mir: wenn wir wissen, daß wir für Gott gearbeitet haben, so dürfen wir uns auch in Gott freuen. Hat Jemand dem Hrn. Kaplane Etwas zu Leide gethan? sprach er zum Gesinde. Er ist nicht munter. — Eines seiner liebsten Vergnügen war — Fischen. Da zogen wir zur gehörigen Zeit mehrmal mit unsern Angeln an einen benachbarten Bach. Hier sah ich ihn, wie er mit unverwandtem Auge auf den obenschwimmenden Pfropfen blickte, der den am Wurme anbeißenden Fisch anzeigte, bemerkte aber auch zugleich, wie er in eben dem Augenblicke über eine nützliche Wahrheit sann, womit er Menschen fangen wollte. Zu seinem Tische hatte jeder Gebildete Zutritt, und auf seinem Herde wurden die Speisen für die Kranken zubereitet. Er sorgte für ihren Geist und Körper, machte die Berichte ihres Zustandes an den Arzt, und gieng oft selbst zu ihm. Auf des Pfarrers Kosten ward er oft gerufen, und beide Aerzte, der geistliche und leibliche, machten die Besuche des Kranken miteinander.

Sambuga war ein uneigennütziger, edeldenkender Mann. Was er hatte, sah er als ein anvertrautes Gut an, womit er nur Gutes thun sollte. Ein schönes Beispiel seiner Uneigennützigkeit gab er an mir selbst. Hr. v. Dalberg hatte in unserem Orte ein Beneficium zu vergeben, welchem 70 Morgen Feld ungefähr und ein Haus angehörte. Das ist für Sie, sagte mir der liebe Mann, Sie müssen nach Mannheim. Er gab mir ein aus seiner Seele geflossenes Empfehlungsschreiben an Hrn. v. Dalberg mit. Der Herr las es. Sie sind trefflich empfohlen, sprach er. Allein, lieber Hr. Kaplan, Sie wissen, was mir und meiner Familie und meinem Orte Hr. Sambuga ist. Ich wollte ihm durch die Verleihung des Beneficiums einen Beweis meiner Achtung und Dankbarkeit geben. Für Sie werde ich gewiß sorgen. Ich wußte hier nicht, was ich mehr bewundern sollte, die Uneigennützigkeit und Liebe des Hrn. Pfarrers für mich, oder die Achtung und Dankbarkeit der hohen Familie für

ihn. In seinem Namen dankte ich dem vortrefflichen wahren Edelmanne für diesen schönen Beweis seiner Anhänglichkeit an ihn, und eilte nach Hause, um der Erste zu seyn, ihm zum neuen Erwerbe Glück zu wünschen. Sambuga drückte mir die Hand, hob sein Auge gen Himmel, und schwieg. Am andern Morgen hörte ich Jemand in mein Zimmer hinein- und wieder hinwegschleichen. Ich fand hernach vier Louisd'or auf dem Tische, deren Geber ich bald errieth. Ich eilte zu ihm, um ihm das Geld wieder zu geben. Nein, sagte er, ich wußte, daß Sie es nicht würden angenommen haben, wenn ich es Ihnen gegeben hätte, darum behalten Sie es, weil Sie es gefunden haben. Der Bescherer hat es gut gemeint. Ich habe Ihnen eine unnöthige Reise verursachet, und diese muß vergütet werden.

Während der Zeit, als ich bei ihm war, wurde von dem Churfürsten in Mainz ein Preis auf den besten Katechismus gesetzt. Sambuga arbeitete mit. Seine ganze Seele lag in seinem Werke. Es ward als das Beste anerkannt, aber noch nicht förmlich darüber abgestimmet. Die Franzosen rückten im Jahre 1792 vor, und die Sache schwand, wie natürlich, mit vielen Andern.

Im Jahre 1793 verließ ich Sambuga, indem ich nach Heidelberg als Kaplan bestimmt ward. Der Abschied war mir schwer. Ich konnte den Mann kaum verlassen, der mir Lehrer, Freund, der mir Alles geworden war. Es ist der Gang der Vorsehung, sagte er mir, und ihr wollen wir uns gern unterwerfen. Fahren Sie fort, stets für die Menschheit thätig zu seyn, indem sie nur für Gott leben. Sie treffen meinen lieben Zerdurstinger (jetzigen Pfarrer zu Schwetzingen) an, schließen Sie sich an ihn an. Er ist ein würdiger Priester: arbeitet miteinander, die Arbeit wird euer süßer Lohn seyn.

Während meines Aufenthaltes als Kaplan in Heidelberg waren Hr. Zerdurstinger, der mit mir Kaplan war, und ich in steter Verbindung mit dem lieben Manne.

Alle seine Briefe sind ganz Geist, ganz apostolisch. Einen schönen Beleg will ich davon hier beifügen. — Ich weiß nicht einmal mehr recht, wie man zu dem Gedanken kam, die Professur der Pastoraltheologie, und die Direction der Alumnen mir zu übertragen. Wie in Allem, wendete ich mich auch hier an Sambuga. Er schrieb mir Folgendes:

„Vor Allem, meine ich, muß auf Ihre vorwiegende Neigung gesehen werden. Von Fähigkeiten kann einmal bei Ihnen die Frage nicht seyn. Es ist also nur die Frage: Welches Geschäft von Beiden ziehen Sie dem Anderen vor? Ist eine Professur Ihren Neigungen angemessen? Können Sie sich mit den jungen Leuten gedulden? Lieben Sie die ernste Amtsmiene, welche man bei angehenden Geistlichen annehmen muß, um sie an Gesetztheit, Männlichkeit, Geistigkeit zu gewöhnen, welche von unserem Berufe unzertrennlich sind? Können Sie sich dazu entschließen, auch mancher unschuldigen Freude zu entsagen, um Ihren Zöglingen Beispiele der Abtödtung und Selbstverläugnung zu geben, um sie an Herrschaft über sich selbst, und an das Vergessen alles sonst Angenehmen zu gewöhnen, um desto mehr der Tugend zu leben? Fühlen Sie sich aufgerufen (und dieses muß jetzt mehr als jemals seyn), mit dem Geiste eines Paulus erfüllte Titusse und Timotheusse auf die Pfarreien zu senden, welche Gott wieder erwerben, was Gottes ist? Haben Sie Muth genug, den Geist der Ungebundenheit, den die Knaben schon in's Seminar mitbringen, durch den Geist der Sanftmuth, Gelehrigkeit und Unterwürfigkeit zu verdrängen? — Diese Fragen müssen Sie an sich thun, mein Lieber! und wenn Sie sich auf eine feste, siegende Weise darauf antworten können: dann danke ich Gott, daß er mir es eingegeben hat, diese Fragen an Sie zu stellen.

„Sind aber die pfarrlichen Verrichtungen, das Leben eines würdigen Seelsorgers Ihren Neigungen angemessener? Brechen Sie gern das Brod den Kleinen? Finden Sie Gründe, den einfachen pfarrlichen Unterricht den tieferen Nachforschungen des Lehrstuhles vor-

zuziehen? Ist Ihnen die genaue, unablässige Aufsicht über Seminaristen (denn hier ist nichts klein, nichts gering) zu lästig, mit Ihnen nicht so übereinstimmend: so werden Sie sich freilich für pfarrliche Verrichtungen bestimmen!"

Wie schön und wahr!

Im Jahre 1797 kam ich wieder in nähere Verbindung mit dem Geistesmanne. Er wurde in diesem Jahre als Erzieher der damals Herzoglichen, jetzt Königlichen Kinder berufen, und ich wurde sein Pfarrverwalter. Ich erfuhr und genoß dieselbe Liebe von ihm wieder, wie im Anfange. Alle seine Briefe, die ich von ihm habe und oft lese, sind Beweise davon. — In diesen Zeiten waren der Stürme unendlich viele, aber niemals äußerte sich der kräftige Geist dieses Würdigen mehr, als in diesen Trauerzeiten. Im Jahre 1801 übernahm ich die Pfarrei. Ich muß, um meine innige Verehrung für den Mann zu zeigen, sein ganzes Schreiben, das er bei dieser Gelegenheit an mich erließ, hersetzen.

„Vor Allem wünsche ich Ihnen von Herzen Glück zur Uebernahme der Pfarrei. Gott wolle das mit vieler Frucht segnen, was Sie zur Ehre seines Namens und zum Heile so vieler theuern Seelen übernehmen! Sie werden ohne Zweifel Vieles nützen, wenn diese beiden Absichten, die im Grunde Eine sind, beständig die Ihrigen bleiben, und Männlichkeit, väterliches Ansehen, verbunden mit einem unschuldvollen Beispiele, Ihre Bemühungen unterstützen werden. Lassen Sie sich ja nicht von Projecten sich selbst entreißen; gehen Sie mit Leuten, deren Köpfe noch voll von Repulicanism sind, und die etwa noch nicht ganz selbst zu sich gekommen seyn möchten, mit Vorsicht, doch ohne Mißtrauen um! Lieben Sie die Einsamkeit, ohne einsam zu seyn, eine sich immer bearbeitende, mit der Zeit (ohne von der Zeit zu seyn) immer fortschreitende Thätigkeit, eine auf Würdigkeit und Einsicht, nicht auf Herkommen gegründete Existenz sowohl Ihrer selbst, als der Religion, die Sie lehren. Sie haben den Keim der alten Religion

noch im Orte: suchen Sie dieses kostbare Pflänzchen zu erhalten. Lassen Sie für jetzt allen Gedanken, zu reformiren, fahren, erhalten Sie nur — was da ist, bis zu anderen Zeiten! Besonders sey die Jugend Ihr Augenmerk. Halten Sie dieselbe auf alle Weise zur Schule und christlichen Lehre an; ziehen Sie, locken Sie, gewinnen Sie, treiben Sie an, fesseln und binden Sie Alle an Ihr Wort, an Ihren Mund, an Ihr Herz, die von Jesus überströmen! Alles athme geläuterte, reine, von Gott erfüllte Frömmigkeit, Alles Seelenheil und den heiligen Geist Ihres theueren Amtes!

„Befördern Sie auf alle Weise die frequentiam Sacramentorum. Sie sind Quelle des Lebens für Alle. Wo diese nicht geöffnet sind, trinket man sich am Strome der Gelüsten voll. Mit diesen theilet sich Gott Jenen, welche Glauben haben, auf eine unaussprechliche Weise mit. Wo diese noch im Gange sind, da ist reges Leben für Wahrheit und Tugend.

„Ihr Glaube breite sich über alle Glieder Ihrer Heerde aus. Wenn der Hirt lebendigen Glauben hat, und die Heerde ihn wahrnimmt, so wird sie Ihnen so ergeben seyn, wie Sie Christo. Was wir für Gott sind, erhalten wir reichlich wieder von unserer Gemeinde zurück. Alle Ihre heiligen Verrichtungen seyen durch einen hohen Glauben belebet, und reiner Ausdruck Ihres Herzens. Was vom Herzen kommt, gehet zum Herzen. Seyen Sie munter, und werden Sie nicht satt, Gutes zu thun. Wo Sie gehen, stehen, weilen, denken Sie über sich und den Zustand der Pfarrei nach. Seyen Sie Jedem Auge, Fuß, Krücke, wie es Jeder bedarf. Ein Jeder gehe getrost, erbauet, gestärket von Ihnen. Alle Vorgänge, alle Ereignisse, selbst Ihre Republik benützen Sie zum Guten. Sagen Sie sich immer: Es muß gehen. Wenn ich suche, so wird Gott es fügen, daß ich finde.

„Die benachbarten Pfarrer müssen sich wechselseitig unterstützen, und ja darauf achten, daß Alles nach einem

gemeinsamen, angemessenen Geiste verwaltet werde. Verlegen Sie sich mit allem Fleiße auf die Wissenschaft, cultiviren Sie Ihr Talent (jedoch, Sie wissen schon, wie ich es meine: die Cultur, welche ich anrathe ist,— praedicare Jesum et ad modum Jesu, Jesum verkünden und im Geiste Jesu verkünden), und machen Sie sich kräftig genug, es mit der Sophisterei der Zeit aufzunehmen. Männer von dieser Uebermacht des Geistes sind jetzt Bedürfniß. Unser Ausdruck in Rede und That muß seyn — Caritas Christi urget nos — die Liebe Christi dränget uns. Wer mit Ihnen seyn will, sey mit Gott."

Kurz vor diesem, als noch die Haushaltung auf Rechnung des Herrn Sambuga geführet wurde, kam ein Bruder von mir, mich zu besuchen. Auf einmal ward er tödtlich krank, und starb. Solche Fälle machen im Hause Störung, und verursachen ungewöhnliche Ausgaben. Ich berichtete dieses an ihn, mit dem Anerbieten, Alles wieder gut zu machen. Seyen Sie ruhig hierüber, und reden Sie mir davon kein Wort mehr. Was den Kranken angehet, wollen wir uns an das halten: Ich war krank, und ihr habt mich aufgenommen. So schrieb er mir.

Im Jahre 1810 kam ich aus der näheren Verbindung mit Sambuga, indem ich nach Grünstadt als Pfarrer versetzt wurde; blieb aber immer mit ihm im Briefwechsel. Seine Briefe, die mir so werth sind, werden mir ein stetes Denkmal seines von Gott durchdrungenen Herzens, so wie seiner Liebe für mich seyn. Sein letztes Schreiben war vom 20sten März dieses Jahres. Ich habe es täglich vor dem Auge. Es enthält seine letzten Herzensergießungen für mich:

„Ihr Brief hat mir Muth gemacht, so schließet er. Etwas besser gehet es mit mir; aber ich bin Haut und Knochen. Ich lag nie zu Bette, und doch:... Gott scheinet mich noch dulden zu wollen. Ich wünsche Ihnen, was mein Herz Gutes zu denken vermag,

empfehle mich Ihrer Liebe; und sage aus Mangel an Kräften nur noch, daß ich bin und bleibe

Ihr Sambuga."

Er ist nun bei Dem in einem bessern Leben, von Dem er auf dieser Erde so voll war, bei Gott. Das viele Gute, welches er hier stiftete, hat ihm einen reichen, ewigen Lohn bereitet. Nie, nie werde ich ihn vergessen. Kann dieses Wenige, was ich hier bemerkte, zur Darstellung seines Bildes etwas beitragen, so soll es mich freuen, mein kleines Schärflein dazu gegeben zu haben. In mir ist sein Bild lebendig gezeichnet — er war Einer meiner größten Wohlthäter.

Grünstadt, den 14. Sept. 1815. G. Hagspiel,
Pfarrer.

Dieses Zeugniß schrieb Hagspiel in Mitte des Septembers 1815, und in den ersten Tagen des Octobers 1815 war er schon selber seinem Freunde Sambuga nachgeeilet.

III.

Ein Mann, der den Seligen am Hofe mehrere Jahre täglich, und späterhin sehr oft zu sehen, zu sprechen Gelegenheit hatte, machte von Ihm in einem Schreiben an — folgende Schilderung:

„Mit dem innigsten Gefühle für Wahrheit, mit der vollkommensten Ueberzeugung erkenne und erkläre ich den Hrn. geistl. R. Sambuga für den treuesten, besten, uneigennützigsten, für alles Gute, und besonders für Religion thätigsten, für den menschenfreundlichsten, edelsten, reinsten, frömmsten Mann unter so vielen Tausenden, die ich auf Gottes schöner Erde gekannt habe. Bei steter Munterkeit und Heiterkeit, die nur Folge des reinsten Gewissens seyn konnte, auch unter körperlichen und andern Leiden, bezogen sich alle seine Reden und Handlungen, ohne lästige Zudringlichkeit, auf das allmächtige Wesen, auf Gott, in dessen allerheiligstem und höchstem Willen sein Wille in voller Hingebung gleichsam ganz gewurzelt war.

Ueber Religionsmeinungen und Moral transigirte er nicht um eine Linie mit keinem Menschen, wer er auch war. Dieses kann ihm bei Unwissenden und Andern, die noch weit weniger sind, ein falsches Ansehen von Intoleranz gegeben haben. Er sonderte aber genau die Meinung von der Person, und war wohlwollend, wohlthätig, und jederzeit dienstfertig, wo er es nur seyn konnte, ohne nach irgend einer Religionsmeinung zu fragen.

Seine Hauptidee und die Triebfeder alles seines Thuns, Lassens, Redens, Schreibens war, — den Menschen die Nothwendigkeit der Anerkennung des Bandes zwischen Schöpfer und Geschöpf durch Anbetung und innere Gesetzlichkeit immer sichtbarer, ja ganz handgreiflich zu machen. Oft hörte ich ihn ausrufen: „So kann es nicht gehen! Nein: so kann es nicht in die Länge dauern und gut thun! — Würden doch Europens Regierungen dieses so nöthige, heilige Band mehr anziehen; den Unterthanen, den Menschen mehr fühlbar machen, statt es so unbesorgt mit jedem Tage lockerer, loser werden zu lassen! Was würde die innere Gerechtigkeit, die vor keinem irdischen Richter erscheint, und ohnedieß bald sich in bloße Klugheit verwandelt, an wahrem Gehalte, was die allgemeine Gerechtigkeit unter Menschen und ganzen Staaten, was würde an Besserung und Vervollkommnung die ganze Menschheit gewinnen!" — — — — — —

Se. Majestät, unser allergnädigster König, schätzten ihn bis zu seinem Tode. J'ai perdu un très galant homme, sagten mir Se. Majestät, als ich Allerhöchst Ihnen zu Nymphenburg im Garten nach Sambuga's Beerdigung zu begegnen die Gnade hatte.

Er war geschätzt und geliebt von allen KK. Kindern und derselben Umgebungen — und noch ganz besonders von Ihren K. Hoheiten der Prinzessin Auguste und dem Kron-Prinzen.

Aus einem Briefe des verehrungswürdigen G. R. v. K.

IV.

Ueber Sambuga an S.

Im Jahre 1810 kam ich durch literärische Verhältnisse in nähere Bekanntschaft mit Sambuga, ward eingeladen, ihn öfters zu besuchen, — und bediente mich dieser Erlaubniß.

Ich fand an Ihm 1) in meinen eigenen Angelegenheiten einen Vater des guten Rathes. Sein Wort war voll Salbung, und kam aus der freiesten Ergießung seines von der Wahrheit durchdrungenen Herzens.

Ich überzeugte mich bei freundschaftlichen Gesprächen über Religion 2) von seinem reinen und heiligen Eifer für das Haus Gottes, die heilige katholische Kirche, die unversehrte Erhaltung ihrer Geheimnisse, ihrer Glaubens- und Sittenlehre, für die Würde des sichtbaren Oberhauptes der Kirche.

Einmal ließ er mich aus einem Briefe, den er eben an einen jungen Freund schrieb, folgende Stelle lesen (sie enthält Warnungen vor einer Art Versuchung, die desto gefährlicher ist, je feiner sie erscheint):

„Lieber Freund! — — — — — — — hüten Sie „sich I. vor aller Amalgamation der Religionen; „denn Jesus hat diese nicht gewollt, und konnte sie nicht „wollen, da er die Wahrheit war, — die nur Eine ist.

„Hüten Sie sich II. vor allem Glauben an eine bloß „unsichtbare Kirche, die der sichtbaren Hohn spricht. „Denn so etwas stiftete Jesus nicht, sondern sendete seine „Jünger in die ganze Welt.

„Hüten Sie sich III. vor Allem innerlich angeregt werden, — wenn dieses das äußerliche Lehramt „und den Gebrauch der heil. Sacramente entbehrlich machen „sollte; oder wenn dieses innerlich angeregt werden — „der äußerlichen Erklärung der sichtbaren, auf Petrus gegründeten Kirche zuwider ist.

„Hüten Sie sich IV. vor aller geistigen Verbrüderung, die den Segen der Kirche Gottes nicht hat.

„Hüten Sie sich V. vor aller Geistigkeit, zu welcher die von Jesus gestiftete sichtbare Kirche die Stufen

„nicht gelegt hat; denn sie ist die Säule und Grundfeste „der Wahrheit.

„Hüten Sie sich VI. vor aller Auslegung der „heil. Schriften, die nicht im Schooße der Kirche nieder„gelegt, auf uns gekommen, und die erst in neuern Schu„len gewagt worden ist, und sich nicht halten kann."

Ich bat Sambuga, mir diese Warnungen abschreiben zu lassen, und er gestattete mir's.

3) Schon vor 3 Jahren las er mir bei manchem Besuche — eine oder die andere Stelle aus seinem Mspt. des katholischen Katechismus für Kinder vor, den er herauszugeben gedachte, aber noch nicht vollendet hatte, und fragte mich über Einiges um Rath, da ich doch fest überzeugt war, daß reine Wahrheit in seinem Verstande und reine Gefühle in seinem Herzen lagen. Die Stellen und Erörterungen einzelner Theile der katholischen Glaubenslehre, z. B. von der Gottheit Jesu Christi, vom heil. Geiste rc. waren so überzeugend und salbungsvoll für Kinder vorgetragen, daß ich nie was Schöneres in dieser Art gelesen oder gehört habe. Dieß Mspt. muß ja, und darf nicht mit seiner Asche begraben werden.

4) Die hervorstechenden Züge in seinem moralischen Charakter schienen mir a) seine liebvollste Sanftmuth gegen Mitmenschen, und b) seine reine Liebe für Wahrheit zu seyn... Von dieser herrschenden Liebe für reine Wahrheit — überzeugte ich mich noch auf seinem letzten Krankenlager — ohngefähr 5 Wochen vor seinem Tode, da wir vom ungewissen Ausgange seiner Krankheit zu sprechen kamen, sagte er mir: O, warum sollen wir uns zu sterben fürchten? Wir kommen ja zur ewigen Wahrheit!

M. 26. Juni 1815.

B.

V.

Einige Züge von Sambuga.

1) Sanftmuth und Bescheidenheit waren Hauptzüge seines Charakters. Nie hörte ich ein beleidigendes Wort gegen seine Beleidiger. Er war ein Gelehrter ohne Prahlerei und ein Priester ohne Tadel. Zufrieden, Ehre

verdient zu haben, gab er sich keine Mühe, sie zu erlangen. Nicht Sambuga, sondern der königl. Kronprinz (damals Churprinz) bewarb sich, wie man mir für gewiß erzählte, um den geistlichen Rathscharakter, der ihm vom König zukam.

2) Er sah Gott in Allem und überall, und beinahe weiter nichts als Gott. Er schien manchmal den Menschen über die Menschheit erheben zu wollen; indessen blieb er mir doch herzlich gut, ungeachtet ich ihn versicherte, daß ich mich nicht geeignet fände, mich zu einer so hohen Sphäre aufzuschwingen. Er war ein sicherer Wegweiser der Irrenden, ein weiser Rathgeber der Zweifelnden und ein frommer unermüdeter Seelsorger.

3) Er näherte sich demjenigen gern, der sich ihm näherte. Seine Gespräche bezogen sich aber meistentheils auf Gott. Es schien mir, daß er aus allen Herzen nur eines hätte machen mögen, um sie leichter zur Religion und Tugend entflammen zu können. Sein edles, ungezwungenes Betragen, seine freundliche Miene, sein aufrichtiges Gesicht, sein holdseliges Lächeln, verbunden mit seinem erbaulichen Wandel, verschafften ihm Zutrauen. Er war Keiner, der lehrte, was er nicht verstand, auch Keiner von denjenigen, die nicht ausüben, was sie lehren. Er lehrte die göttlichen Wahrheiten gründlich, und aus Ueberzeugung; und dann theilte ihm die Natur eine so sanfte Stimme mit, daß ich sie gern mit der liebevollen Stimme eines zärtlichen Vaters vergleichen möchte.

4) Ungeachtet er ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen war, so getraute er sich doch in mancherlei Fällen nicht zu handeln, ehe er einen seiner Freunde um Rath gefragt hätte. So zart war sein Gewissen, so klug sein Gang durch das Leben.

5) Was für einem katholischen Katechismus geben sie den Vorzug, fragte er mich vor einem Jahre? Ich ziehe die neuern den alten vor, antwortete ich, und nannte einen aus dem Kirchensprengel Regensburg, einen aus dem Kirchensprengel Freysing, und einen aus dem Kirchensprengel Bamberg. Mir genüget keiner, erwiederte er;

und darum schreibe ich einen neuen. Er gab mir das Mspt. zu lesen. Es gefiel mir, und ich ermunterte ihn zur Fortsetzung; denn es war noch unvollendet. Schade, daß der Tod die Vollendung hinderte!

6) Wenn er sich eine Erholungsstunde gönnte, waren Gartenarbeit oder Fischen seine Lieblingsbeschäftigung. Er schöpfte mir Wasser, wenn ich im Begriffe war, die Gartenbeete zu begießen.

7) Als ein Mann von strenger Sittenlehre vollzog er seine Berufsgeschäfte gewissenhaft und mit Begeisterung. Oft beobachtete ich ihn beim Altare; und da schien er mir manchmal vergessen zu haben, daß er noch Mensch sey.

München, den 29. Juni 1815.

A. S.

VI.

Auszug eines Briefes vom 7. December 1815 von Gabrio Maria, Bischof zu Brescia, an Titl. Herrn Commandeur de la Barthe.

Es waren nur wenige Augenblicke, daß ich so glücklich war, den seligen Sambuga hier in Mailand zu sehen, und ihn näher kennen zu lernen; ich fand an ihm das Muster eines wahren Geistlichen, einen Mann voll Frömmigkeit, Klugheit und Eifer für das Seelenheil seines Nebenmenschen; er war es würdig, der Religionslehrer königlicher Kinder zu seyn, ein wahrer Franciscus de Sales.

* * *

Alles, was diese Schrift von dem Charakter, dem Berufe und den Verdiensten des Edlen gesagt und nicht gesagt hat, findet der Leser in der sinnreichen Inschrift, die der eben genannte Commandeur de la Barthe unter dessen Bild setzte, zusammengedrängt. Sie soll also die Biographie beschließen, und für die des Lateins unkundigen Leser auch in freier Uebersetzung hier stehen:

Josephus Sambuga, sacerdos,
Homo virtuti simillimus,
A Maximiliano Josepho Bavariae Rege
Ad erudiendam spiritu veritatis ac pietatis
Sobolem augustam electus,
Tanto munere ad exemplum perfunctus,
Ex optimis arvis uberrimos fructus percepit:
Ceteras civium conditiones aetatesve
Amantissime complectens,
Omnibus omnia factus.
Avitam fidem, sancta instituta, morum disciplinam
Concionibus, scriptis, collocutione edocuit firmavitque
Assidue, solerter, feliciter.
Domitor cupiditatum, altor egenorum, comis, carus omnibus,
Vitam actuosissimam fine placidissimo conclusit
Nonis Junii MDCCCXV magno bonorum moerore,
Cum ageret aetatis annum sexagesimum tertium.

Joseph Sambuga,
Der Priester ohne Tadel,
Der Tugend Ebenbild:
Gerufen von Max Joseph, dem König von Bayern,
Zu bilden sein Fürstengeschlecht
Im Geiste der Tugend und Weisheit.
Der Bildner kommt und sieht und vollendet das Werk,
Ein Muster der Nachwelt:
Aus guter Erde zog reichliche Früchte der Gärtner.
Indeß mit zärtlicher Liebe umfassend
Die Menschheit in jedem Alter und Stande,
Ward Allen Alles der Eine...
Die frommen Institute der Vorzeit,
Der Väter Glauben und die sittliche Zucht
Vertheidiget sein Wort
In Predigten, in Schriften und trauten Gesprächen,
Mit stetigem Fleiß und glücklichem Erfolg.
Sein Selbstbeherrscher, und ein Pfleger der Dürftigen,
Mild und geliebet von Allen,
Gieng segnend vorüber —
Die liebliche Erscheinung des Himmels.
Da schloß, ach, viel zu früh!
Sein vollthätiges Leben ein seliges Ende:
Still trauerten die Guten um Ihn —
Laut werden konnte nicht — der tiefere Schmerz.

V. Patri-

V.

Patritius Benedictus Zimmer's

kurzgefaßte Biographie

und

ausführliche Darstellung seiner Wissenschaft.

Dem

deutschen Klerus,

zunächst

Dem des Königreiches Bayern.

Da der tiefe Geist des seligen Professors Zimmer in dem Laufe von mehr als dreißig Jahren auf die Bildung des katholischen Klerus in ganz Deutschland kräftig eingewirket hat, und in seinen Zuhörern und Schriften noch fortwirket; so will auch diese Erzählung seines Lebens und seiner Wissenschaft dem ganzen deutschen Klerus gewidmet seyn. Weil sich aber seine Wirksamkeit zunächst auf den Klerus des Königreiches Bayern ergossen hat, so will auch diese Schrift eben deßwegen den Erzbischöfen, Bischöfen und der übrigen Geistlichkeit unsers Vaterlandes vorzüglich angehören.

Zwar ist die Wahrheit ein Gemeingut aller Menschen; aber man kann es ihr nicht verbieten, daß sie bei der nächsten Thüre zuerst anklopfe, und von denen eingelassen zu werden verlange, die den Beruf haben, sie aufzunehmen, und in dem Berufe das Bedürfniß, sich an ihrem Lichte zu sonnen.

Der bayerische Klerus steht mir jetzt besonders nahe vor Aug und Gemüth, weil die Wiederherstellung

der katholischen Kirche in dem Königreiche Bayern, die wir der weisen Güte unsers Königs und dem unermüdlichen Eifer des heiligen Vaters verdanken, gerade in diese Tage fällt. Dank und Segen allen Werkzeugen der Providenz, die zu diesem großen Werke mitgewirket haben!

Die erzbischöflichen und bischöflichen Stühle sind besetzt; der Senat der Oberhirten in den Domkapitularen vollzählig gemacht; die katholischen Völker schauen auf Bayern, und harren mit schöner Ungeduld, ob sich der Geist der großen Apostel, Petrus, Paulus, Johannes, welcher ist ein Geist des Lichtes, der Liebe und des Lebens, in dem bayerischen Klerus mit neuer Kraft bewegen, überall göttliche Wahrheit ausstreuen, und wahres bestehendes Heil einernten werde.

Die Erfüllung dieser Erwartungen, als die bessere Zukunft betrachtet, (denn von der Gegenwart will ich jetzt nicht mehr reden) hängt großentheils davon ab, daß die nachwachsenden Geistlichen, die in Lehr-Anstalten und Priesterhäusern sich heranbilden lassen, in sich vereinigen lernen, was Zimmer mit allen wahren Theologen wollte, und was in Vereinigung — die Würde des Priesterstandes ausmacht und anschaulich darstellt:

Wissenschaft und Glaube,
Glaube und himmlische Liebe,
Liebe und thätiger Gehorsam

gegen das heilige Gesetz Gottes, der Kirche, des Staates, oder wenn wir es lieber aus dem Munde des Dichters hören:

Geistlich wird umsonst genannt,
Wer nicht Geistes Licht erkannt;
Wissen ist des Glaubens Stern,
Andacht alles Wissens Kern.
Lehr' und lerne Wissenschaft;
Fehlt dir des Gefühles Kraft
Und des Herzens frommer Sinn,
Fällt es bald zum Staube hin.
Schöner doch wird nichts geseh'n,
Als wenn die beisammen geh'n:
Hoher Weisheit Sonnenlicht
Und der Kirche stille Pflicht.

(Dichtergarten S. 48.)

Und gerade diese unsre Hoffnungen, ich meine, die Kandidaten des Priesterstandes werden in der Biographie ihres Lehrers neuen Antrieb finden, die echte Perle der Weisheit in der Tiefe, die sie verbirgt, aufzusuchen, und die gefundene mit aller Aufopferung, die sie erheischt, sich anzueignen. Ja, Meine Lieben (ich verfalle, noch warm von dem so eben ver-

lassenen Universitätsleben, wieder in jenen Ton der Freundschaft, den so viele der edelsten Jünglinge, die sich aus Deutschland und auch aus der deutsch redenden Schweiz, um mich und meine Mitlehrer versammelt hatten, in Dillingen und in Landshut, aus meinem Herzen vernahmen) — Ja, Meine Lieben! nie werd' ich euer vergessen; auch in dieser Schrift werdet ihr, wo nicht das Wort eures Freundes, doch seinen Geist wieder finden:

„Werdet Geistlich-Geistliche, die nicht müde werden, durch das Licht der Wahrheit die Finsterniß der Welt, durch die stille Macht der Liebe den Haß der Welt, und durch die Allgewalt der Geduld den Widerstand der Welt zu bekämpfen und zum Heile der Welt zu besiegen!"

„Werdet Geistlich-Geistliche, deren die Kirche, deren die Welt, deren die fließende Gegenwart und die zur Gegenwart werdende Zukunft bedarf!"

„Werdet Geistlich-Geistliche; denn darin ist allein Heil für euch und für die Heerde Gottes, die sich eurem Stabe anvertrauen wird!"

Regensburg, den 1. Januar 1822.

V o r r e d e.

In diese Schrift, die ich dem Publikum hiemit vorlege, haben sich zwei Verfasser getheilt. Das L e b e n seines Freundes schildert der Herausgeber, die W i s s e n s c h a f t stellt Professor Widmer dar. Ob ich den Mann nach dem Leben getroffen habe, darüber steht mir keine Stimme zu, daß aber Widmer den Geist seines ehemaligen Lehrers und Freundes nicht wohl verfehlen konnte, dürfte ich mit Zuversicht behaupten, will aber auch hierüber die K e n n e r allein entscheiden lassen.

Man hat dem Biographen nachgesagt, daß er seine Helden gern verschönere, z. B. H e g g e l i n, W i n k e l h o f e r, S a m b u g a ꝛc. Daß die Liebe unbewußt verschönert, weiß ich wohl, ob aber diese Nachrede außerdem noch etwas Wahres aussage oder nicht, lasse ich dahin gestellt seyn. D a s weiß ich auch noch, bei Z i m m e r bedurfte es sicherlich keiner Verschönerung; denn seine kräftige Natur und sein freies, lauteres Gemüth sind sich schön genug.

Herz schwer und das Auge feucht machen kann! Laßt uns Männer seyn und aufschauen zu dem Vater aller guten Gaben und alles Trostes, der seine Kinder in dieses Leben herein- und hinausführt! Laßt uns Männer seyn und uns vielmehr stärken und zur Ertragung neuer Lebensbürden wappnen an dem Sonnenbilde der Wahrheit und der Gerechtigkeit, das unser Vor- und Mit-Kämpfer für Wahrheit und Gerechtigkeit, Patritius Benedictus Zimmer, lebend an sich dargestellt hat, und das ich redend so treu und kurz wie möglich nachbilden werde.

2.

Chronologische Uebersicht seines Lebens,

in wenig Worte zusammengedrängt.

Patritius Benedictus Zimmer, geboren am 22. Hornung 1752 zu Abtsgmünd, erzogen von Johann Georg Tritschler, Bruder seiner Mutter, einem ernsten, tüchtigen Manne, (dessen Portrait im Pfarrhause zu Steinheim hieng und jetzt in dem Pfarrhause zu Jettingen aufbewahrt wird), vollendete in Ellwangen die Gymnasial- und philosophischen, dann an der damaligen Universität Dillingen die theologischen und die Rechtsstudien, ward am 1. April 1775 zum Priester geweiht, 1777 als Repetitor des Kirchenrechts im Studienconvicte zu Dillingen aufgestellt, nach sechs Jahren 1783 zum Lehrer der Dogmatik auf derselben Hochschule, 1791 zum Pfarrer in Steinheim, das von Dillingen nur eine halbe Meile entfernt liegt, ernannt; 1795 von Dillingen entlassen, 1799 an die Universität Ingolstadt als Lehrer der Dogmatik gerufen, 1800 mit der Universität nach Landshut versetzt, im November 1806 in den Ruhestand, nach einem halben Jahre, im Anfange des Sommersemesters 1807 wieder in Thätigkeit gesetzt, und zwar als Lehrer der Archäologie und Exegese an derselben Universität Landshut, für das Jahr 1819 zum Rector-Magnificus erwählt, 1820 in derselben Würde bestätigt, im ersten Jahre

seines Rectorats durch die Mehrheit der Stimmen als Abgeordneter zur zweiten Kammer der Ständeversammlung im Königreiche Bayern auserlesen, von der Ständeversammlung selbst als Mitglied des Gesetzgebungs-Comité erwählt, in welchem er als der Aelteste das Präsidium übernahm, noch am Ende des Jahres 1819 von einer gefährlichen Krankheit ergriffen, welcher er im October des Jahres 1820 unterliegen mußte.

3.

Ausführliche Anzeige von Zimmer's Abkunft und Verwandtschaft,*)

nach urkundlichen Pfarrbüchern verfaßt, und von seinen nächsten Verwandten als echt anerkannt.

A. **Sein Vater:** Joseph Zimmer, Chirurg in Abtsgmünd, das damals der fürstlichen Probstei Ellwangen angehörte, jetzt dem Königreiche Würtemberg einverleibt ist.

B. **Seine Mutter:** Magdalena Tritschler.

C. **Kinder:** aus dieser Ehe waren zehn Kinder erzeugt. Von diesen zehn Kindern sind zwei Söhne und zwei Töchter: Barbara Theresia, und Felix Adaucus, dreiviertel Jahre alt — und Johannes, im vierzehnten Jahre, gestorben.

Von den übrigen sieben Kindern waren:

1. **Anton**, der älteste, ward Amts-Schultheiß und Chirurg in Bühlerthan, starb ohne Kinder.
2. **Ignaz**, ward Chirurg zu Abtsgmünd, lebt noch und hat vier Söhne:
   a) **Kaspar**, Chirurg in Abtsgmünd,
   b) **Ignaz**, Chirurg und Landarzt in Diemingen.

---

*) Dem Wunsche seiner Zuhörer und entfernteren Freunde gemäß durfte sie hier nicht fehlen.

c) Anton, angestellt als Criminal-Advocat in Ellwangen, gegenwärtig in Ulm.
d) Joseph, Doctor der Medizin.

3. Theodora, ward vermählt mit Melchior Stöckle, einem Maurer zu Abtsgmünd, ist schon gestorben und hinterließ zwei Kinder:
a) Johannes,
b) Katharina.

4. Joseph, ward Chirurg in Leinroden, ist schon gestorben, und hinterließ drei Kinder:
a) Franz Joseph, Pfarrer in Jettingen.
b) Kaspar, ansässig in Steinheim.
c) Theresia, ansässig in Ailringen.

5. Franziska, ward vermählt mit Andreas Wiedmann, Hammerschmied zu Abtsgmünd, starb ohne Kinder.

6. Maria Magdalena, des P. Zimmers ledige Schwester, lebte in seinem Pfarrhause zu Steinheim, und zog nach seinem Tode in das Pfarrhaus ihres Neffen zu Jettingen.

7. Patritius Benedictus.

D. Der Mutter Brüder:
a) Joh. Georg Tritschler, war erst Forstmeister in Ellwangen, und nachmals Hüttenamts-Verwalter bei der Eisen-Schmelze in Wasseralfingen.
b) Anton Tritschler, Schullehrer in Abtsgmünd.

4.

Zimmer's Jugendgeschichte.

Zwei schöne Blüthen zeichneten das Alter des Knaben und des Jünglings aus, deren reife Früchte sich in dem Manne kund thaten. Gottesfurcht und Lernbegierde hießen die Blüthen. Geist des Christenthums und reife Bildung waren die herrlichen Früchte.

Der Lebhaftigkeit seines Temperaments konnte der Ernst seines Erziehers und die strenge Zucht, die auf pünktlichem Gehorsam bestand und die verletzte Autorität des Gebieters durch steigende Züchtigungen herzustellen verstand, nicht sonderlich angenehm seyn; aber gerade in dem Unangenehmen lag das Heilsame. Denn der steife Eigensinn mußte gebrochen werden, damit der feste Edelsinn, der im Rechtsgefühl und in ungetrübter Rechtschaffenheit besteht, hervorwachsen konnte.

5.

Zimmer's Wissenschaft*) und Lehrgabe.

Das größte Verdienst um die Wissenschaft hat Zimmer als Theolog, und zwar als speculativer Theolog, als Professor der christlichen katholischen Dogmatik, die er in öffentlichen Vorlesungen zwölf Jahre an der Universität Dillingen, sieben Jahre an der Universität Ingolstadt-Landshut, und achtunddreißig volle Jahre in Privatvorlesungen und eigentlichen Repetitionen gelehret, und durch mehrere gründliche Schriften beleuchtet und vertheidiget hat.

Die christliche katholische Dogmatik fand sich in den letzt verflossenen dreißig Jahren in einer denkwürdigen Lage; sie mußte, um sich auf dem Schauplatze der Zeit als Wissenschaft in ihrer vollen Würde zu behaupten, die heißesten Kämpfe bestehen. Von allen Seiten angegriffen, bedurfte sie eines Mannes, der ihr auch bei ihren besonnensten Gegnern Respect verschaffen konnte; der Mann war, neben vielen andern ehrwürdigen Namen, die ich hier nicht berühren will, dieser Mann war Zimmer, und Zimmer war der Mann vorzüglich. Denn, da die christliche katholische Theologie, die als positive Wis-

---

*) Hier wird die Wissenschaft als vorherrschender Bestandtheil seines öffentlichen Lebens fast nur berührt; die ausführlichere Darstellung derselben ist dem zweiten Abschnitte und der Feder eines competenten Richters vorbehalten.

senschaft nur aus positiven Quellen ihr eigentliches Leben holen kann, das ist: aus der dreifachen Autorität der Schrift, der Tradition und der Kirche, gerade in diesen drei Quellen am heftigsten bestritten ward, und bestritten ward mit Waffen, die sie aus dem Rüsthause der speculativen Philosophie und der Geschichte borgten oder geborgt wissen wollten: so fand sich Zimmer gedrungen, die Angriffe auf die Dogmen des christlichen katholischen Lehrbegriffes mit den Waffen*) ihrer Gegner zu vertheidigen; fand sich gedrungen, die Einwürfe aus der speculativen Philosophie durch tiefere Speculation, und die Einwürfe aus der Geschichte durch höhere Geschichtskunde zu entkräften. Das Erste konnte er als Philosoph, das Zweite nur als Archäolog zu Stande bringen.

Um die Aufgabe der Philosophie zu lösen, (denn darauf beschränke ich mich jetzt), mußte er sich allerdings in die labyrinthischen Gänge der ältern und neuern Systeme einbegeben, und darin verweilen, so lange, bis er ihre Stärke und Schwäche begriffen hatte, und dann, geleitet durch den Faden der Ariadne, durch Glaube und Demuth, meine ich, den Weg wieder herausfinden; er mußte, in sich gesenkt, mehrere Jahre der unbefangensten Forschung in den Tiefen der Philosophie und Theologie widmen, bis ihm jenes System, darin sich Glaube und Wissenschaft, Wissenschaft und Glaube schwesterlich zu umarmen schienen, und in seinem Blicke wirklich umarmten, aus seiner innersten Anschauung hervorgehen konnte.

Sein lebendiger, kräftiger Geist mochte keine bleibende Ruhe finden in den wandelbaren Gestalten der Philosophie, deren Zauber sich ihm in den, einander ablösenden und einander zerstörenden Gährungen derselben endlich doch als glänzendes Nichts offenbaren mußte. Durch die Consequenz des Denkens genöthiget, denselben Abschied zu geben, nachdem er sich einige Weile unter

*) Kirchenväter und Kirchenlehrer, z. B. Justinus, Tertullianus, Lactantius, Augustinus rc. fanden sich in ähnlichen Fällen, und bedienten sich ähnlicher Waffen.

ihren Fahnen versucht hatte, fand er sich stark genug, zu verfolgen die leuchtendste Spur der Einen wahren Philosophie, die, mit den Grundsätzen des Christenthums und mit dem Bedürfnisse seines religiösen Gemüthes übereinstimmend, den Einen Gott in dem All der Dinge, und das All der Dinge in dem Einen Gott schauen lehrte, ohne das Natürliche zu vergöttlichen, und ohne das Göttliche zu vernatürlichen. Und, ob er gleich in diesem entscheidenden Gange seines philosophischen Denkens nicht original seyn konnte, eben weil ihm die Spur und wohl noch etwas mehr als die bloße Spur dazu gegeben ward, so ist er doch in der Aus- und Durch-Bildung seines Systemes original geworden und original geblieben, indem er die Offenbarung Gottes in und durch Christus mit den ewigen Ideen aller Vernunft zu einigen, und dadurch die wunderbare Einheit zwischen Philosophie und Geschichte in der Theologie, auf eine ihm eigene Weise, darzustellen vermochte.

Der Blick seines Geistes, gleich tief und gleich scharf, tief in Ergründung des Allgemeinen, scharf in Unterscheidung des Besondern, lernte den Baum der Wissenschaft allmählig durchschauen von der innern Wurzel bis in seine Aeste, Zweige und Blätter heraus, und gewann durch anhaltende Uebung die seltene Fertigkeit, jede Erkenntniß auf den Urgrund aller Erkenntniß zurückzuführen, das Einzelne im Zusammenhange mit dem Ganzen, und das Ganze mit jedem Einzelnen zu erkennen.

Es war in seinen tiefen Betrachtungen einer der seligsten und erntereichsten Augenblicke, da ihm die drei großen Spiegel erschienen, in deren einem Gottes ewiges Seyn, so wie in dem andern Gottes ewiges Erkennen, und in dem dritten Gottes ewiges Seyn und Erkennen zugleich sich offenbarte. Der erste Spiegel hieß ihm Naturwelt, der zweite Geisterwelt, der dritte Menschenwelt, in der sich Geist und Natur vereinigten. Und so ward ihm die ganze Schöpfung weiter nichts, als die dreifache Offenbarung des Einen Gottes. Diese drei Abbildungen des Göttlichen, Natur, Geist, Mensch, die den Namen des Einen Gottes

gleichsam außer Gott kund machen sollten, konnten ihren Urgrund nur haben in drei Abbildungen des göttlichen Wesens, wodurch es sich selbst auf eine dreifach verschiedene Weise als alles Seyn, als alles Erkennen und als die Einheit Beider erkennt; in drei ewigen, unwandelbaren Abbildungen, sage ich, die in der Sprache der Schrift, Vater, Sohn und Geist, die in der Sprache der Kirche, drei göttliche Personen, und in der Sprache der Philosophie die Urformen des göttlichen Wesens heißen. Diese Anschauung des Einen in Allem, und des Alles aus Einem, durch Einen und in Einem war die Seele seines philosophischen und der Haltpunkt seines theologischen Wissens, das sich nicht sowohl in seinen gedruckten Schriften,*) als vielmehr in seinen mündlichen Vorträgen der letzten zehn Jahre und in seinen hinterlassenen Papieren durchaus homogen, und wie aus einem Stücke gegossen, darstellt.

Die tiefe Gründlichkeit und der innere Zusammenhang seiner Erkenntnisse war aber nur das eine Moment seiner Lehrgabe; die völlige Bestimmtheit und Präcision des Ausdruckes — das andere. So wie sein zum richtigen Denken organisirter Kopf keine Unbestimmtheit im Begriffe dulden konnte, so duldete sein Bedürfniß, verstanden zu werden — oder um sein Wort zu gebrauchen, begriffen zu werden, keine Unbestimmtheit im Ausdrucke. Alles, was Zweideutigkeit hatte, ward vermieden; nichts, was Mißverständnisse veranlassen, was sich in der übrigen Masse des Wahren heimlich verlaufen, irrige Vorstellungen hätte erwecken können, ward geduldet.

Seine Repetitionen des Vorgetragenen hatten denselben Charakter der Gründlichkeit, Deutlichkeit, Bestimmtheit, und waren überdem mehr Prüfung als Lehre. Es ward aus seinen bessern Schülern einer nach dem andern aufgefordert, den eigentlichen Fragepunkt festzusetzen, dann die Antwort zu geben, darnach den geschichtlichen Inhalt der Antwort aus den positiven

*) Die mehr die Spur des Werdens, der Zeit, als das Gepräge des Seyns, des Gesammtblickes trugen.

tiven Kriterien der Theologie zu erweisen, und den philosophischen im Systeme der Philosophie nachzuweisen.

Im Laufe dieser Prüfung mußte das Ganze der Lehre im Zusammenhange dargestellt, jeder einzelne Begriff erörtert, jeder gewählte Ausdruck gerechtfertiget werden. Hundertmal in einer Stunde erklang es aus dem Munde des Lehrers: So muß die Wahrheit ergriffen, so die Lehre begriffen, so das Ganze in seiner wesentlichen Einheit durchschauet werden. Demnach ruhete er nicht, bis auch in seinen Wiederholungen Alles, was er selbst vortrug, oder seine Schüler vortragen ließ, auf festen, sichern Fuß gestellt, Alles in einen innern Zusammenhang gebracht ward. Diese seltene Lehrgabe, die in der lebendigen Anschauung der Wahrheit wurzelte und in der gleich lebendigen Darstellung der Wahrheit bestand, war es eben, die auf seine empfänglichen Zuhörer einen unauslöschlichen Eindruck machte, und denselben eine unerschütterliche Verehrung gegen ihren Lehrer einflößte.

Gleich oder auch mehr geliebt als Zimmer mochte vielleicht irgend einer seiner Collegen worden seyn, aber mehr verehrt, als er, ward sicherlich keiner.

6.

Zimmers sittlicher Charakter.

Sich gleich und Eins mit sich im Denken und Lehren, war er es auch in seinem übrigen Leben. Dieselbe Festigkeit und Bestimmtheit des Geistes, mit welcher er die Gegenstände seines Lehrfaches behandelte, hat sich auch seinem sittlichen Charakter so eingedrückt, daß er im Umgange mit Großen und Kleinen, mit Gelehrten und Ungelehrten, in Mitte geliebter Freunde und liebender Zuhörer, dieselbe feste und bestimmte Haltung seines ganzen äußern Menschen in Blick, Miene, Ton, Geberde darstellte — dieselbe Haltung, die ihn in seinem Lehrfache auszeichnete.

Sein ganzes Würde-volles Wesen, sein hoher, Achtung gebietender Ernst, mit dem er sonst auch minder wichtige Dinge erfaßte, konnte sich im kleinen Kreise seines häuslichen Lebens so wenig, als im größern seines öffentlichen Lehrberufes verläugnen. Ueberall erschien er als derselbe ernste, feste Mann, dem es nur um Wahrheit und Recht zu thun ist.

So sehr aber sein Geist durch Tiefe und Reichthum der Erkenntniß sich auszeichnete, so groß war seine Demuth, Liebe und Freundlichkeit, die seinem Gemüthe Schönheit und Verklärung gaben. Nur durch Demuth, das ist hier, durch eine seltene Fülle von Wahrheitsliebe im Urtheile von seinen eigenen Schwächen und von den Grenzen seines Wissens, konnte es bewirket werden, daß er in Dingen, die, dem Lichte der menschlichen Erkenntniß unzugänglich, sich vor unsern Blicken in heiliges Dunkel zurückziehen, sich gleichfalls ein ehrfurchtvolles Zurücktreten, und in ein anbetendes Schweigen, ohne sonderliche Mühe zu gebieten vermochte; etwas, das bei einem, so speculativen und überall, wo er mit eigenen Augen sehen konnte, mit eigenen Augen sehenden Manne, wohl nur das Werk des Glaubens, der Andacht, der Religiosität, denen er sich mit ganzer Seele hingab, und mit ununterbrochener Treue huldigte, seyn konnte. Denn, was im Jünglinge schon dämmerte, im Manne leuchtete und im Greise allwaltend hervortrat, war der Eine Geist des Christenthums, der aus Glauben geboren und, in Liebe und Zuversicht das Gemüth beherrschend, das innere Leben ausmacht und das äußere ordnet.

Daher kam es denn auch, daß er mit demselben Ernste, mit dem er als Philosoph überall nur auf eigentliches Wissen drang und auf Wissen bestand, als Theolog die Rechte des Glaubens verfocht; daher kam in ihm, als die Frucht des vollendeten Forschens und der reifenden Selbsterkenntniß, die ungetrübte Eintracht zwischen Philosophie und Orthodoxie zu Stande.

Daß er eitles Menschenlob und den gleich eiteln Menschentadel für das achtete, was sie waren — für nichts,

und schlechterdings nicht im Urtheile der Welt von ihm, sondern in der Wahrheit selber ruhen konnte, ziemte seiner großen Seele. Der beißendste Spott, den sich der blinde Eifer oder die literarische Herrschsucht gegen ihn hie und da erlaubte, störte seinen innern Frieden nicht — bei allem Ernste, mit dem er sich dagegen ausließ.

So wie aber sich in ihm mit Wissenschaft Demuth verband, so mußte es den lieblichsten Eindruck auf jedes gefühlige Menschenherz machen, daß bei aller Festigkeit und Würde seines Charakters zugleich eine Art Kindlichkeit und Gemüthlichkeit aus ihm hervorleuchtete, die unbewußt jedes unbefangene Gemüth für ihn gewann und an ihn schloß. Er trug einen Magnet in sich, der Menschenherzen mit stiller Kraft anzog, und ohne es zu wollen, königliche Gewalt über sie ausübte. Und wenn auch manchmal die Derbheit seines Wortes, der Ernst seines Blickes und selbst die Festigkeit seines Trittes hätte zurückstoßen sollen, so ward doch dieß Abstoßende augenblicklich zurückgenommen, und wie verschlungen durch den nacheilenden zartern Ausdruck der Milde und Freundlichkeit, die sich in den Bewegungen des Antlitzes, in Wort und Geberde, und besonders in der Magie des zusagenden Blickes und des mit dem Blicke übereinstimmenden Lächelns zu erkennen gaben.

Einer seiner Freunde, dem es leicht seyn mußte, den Durchsichtigen durchzuschauen, nachdem er mehr als dreißig Jahre Zeuge seines Lebens seyn konnte, sagte scherzend: Zimmer habe auch da, wo das alte Testament, als Furcht erregend — sein Aeußeres zu beherrschen schien, und augenblicklich auch wirklich beherrschte, doch das neue Testament — als Liebe gebietend — im Herzen getragen, das denn desto freundlicher leuchtete, je drohender die Wolken des alten sich vorher auf der Stirne und den Mund gelagert hatten.

Oft z. B. in den Stunden des Spieles,*) der Disputation, der Repetition, der eigentlichen Conversation,

*) Ihn Schach spielen sehen und hören, gewährte seinen Freunden, die als Zuschauer oder als Mitspieler das Schachbrett

brach das Feuer seiner kräftigen Natur wider seinen Willen hervor; aber, ehe man sich's versah, breitete sich auf seinem Gesichte ein heiteres Licht aus, und kündete Liebe und Frieden an, den das sanftere Wort, und den auch der nacheilende vielsagende Händedruck bestätigten.

Was man Geselligkeit, Gesellschaftlichkeit nennt, besaß er in hohem Grade. Wenn nach dem Mahle unsere werthen Tischgenossen*) sich um ihn, als ihren Patriarchen, reiheten, so stand ihm das freundliche Wort, die muntere Laune und der fast jugendliche Scherz zu Gebote.

Die besondere Offenheit, Unbefangenheit, Herzlichkeit, mit der er jedem Menschengesichte entgegen und zuvorkam, schlug in jedem unverdorbenen Herzen den Funken des Zutrauens.

Im Verkehr mit Menschen war er nicht Priester, nicht Doctor, nicht Philosoph, nicht Professor, nicht Pfarrer, nicht Rector, nicht Schriftsteller, nicht Landstand, war nur Mensch unter Menschen.

Er durfte sich zu den Niederstehenden nicht erst herunterlassen — war schon herunter; zu den Höherstehenden sich nicht erst erheben — war schon in der Stellung, die ihm ziemte; konnte mit jedem in seiner Sprache reden, herzlich, ohne Künstelei: die Magd, das Kind, die Mutter, der Landmann, der Bürger, der Staatsmann,

---

umgaben, eine eigene Unterhaltung. Fast jeden Zug begleitete er mit einem Leberreim, mitunter auch mit schmetternden Kraftsprüchen eines erzürnten Kriegers. Der Jubel des Schlachten gewinnenden, so wie der Unmuth des verlierenden Generals, wechselnd mit Vorwürfen, die er sich oder Andern machte, steigerte das Interesse der Zuschauer. Wenn ich aber aus der Rolle eines stummen Zuschauers tretend, seinem Gegner einen guten oder schlechten Rath gab, manchmal auch, weil das Reden verboten war, für ihn den Zug machte; da warf sich das ganze Donnerwetter auf meinen Scheitel.

*) Einer derselben, Baron Heinrich von Andlau, hat mir über Zimmer's Charakter bei dessen Hintritt ein rührendes Gemälde zugesandt.

der Gelehrte, wie der Hirt im Dorfe, der Fremdling, wie der Einheimische, jedes Menschenwesen verstand sein Wort; denn es verstand seinen Blick.

Wenn ihn nicht seine Freunde durch Frage oder Widerspruch aufforderten, etwa in der Conversation von 11 bis 12 Uhr V. M., die ihm, nach vollbrachter öffentlicher Vorlesung, das schönste Ruhestündchen gewährte, seine Ideen, besonders die von Staat und Kirche, mitzutheilen, so schien er, im Umgange, nichts davon zu wissen. Es mag manchem Gelehrten schwer seyn, nicht den Gelehrten und seine Hand- oder Druckschriften, oder die Ausbeute der gelehrten Tagesblätter und seine Selbst- oder fremde Anzeigen, oder Briefe auswärtiger Gelehrten, die ihm ein Feuerwerk abbrennen, in den geselligen Kreis mitzunehmen; Zimmer ließ den Gelehrten zu Hause und brachte nur den Menschen in den menschlichen Verkehr mit.

Die Leutseligkeit, die aus ihm sprach, erfand eigene Ausdrücke der Freundlichkeit, womit er Menschenwesen an sich kettete. Dabei hatte er die gleich seltene Gabe, jedem nach dessen Fähigkeit sich mitzutheilen, ohne sich wegzuwerfen, und jedes empfängliche Gemüth zu erheitern, ohne dem lustigen Kopfe Stoff zu Satyren zu geben. Was ihn liebte, mußte ihn zugleich achten; denn die Grundfarbe seines Charakters, Ernst und Selbstachtung, verließ ihn nie.

Selbst das Feierliche seines Ganges, verbunden mit den mannigfaltigen Beugungen seines Hauptes, die alle Welt um sich her grüßen, und mit dem Ausdrucke herzlicher Wünsche erfreuen wollten, sprach sein offenes, lauteres Wesen aus — voll Achtung, Zuneigung und Delikatesse gegen Alles, was Mensch ist.

Und, was Virgil von seiner Göttin sagt: der Gang verrieth die Göttin, incessu patuit Dea, gilt auch von unserm Freunde. Da er in München als Deputirter bei der zweiten Kammer der Ständeversammlung einmal im Hochgefühle seines Muthes und im Bewußtseyn seines entschlossenen Sinnes für Gerechtigkeit und Wahrheit, auf offener Straße

ernst und langsam einhergieng, über sich, auf und um sich her schauend mit aller Macht und Herrlichkeit des tüchtigen Mannes, lief ihm ein Künstler voran und zu ihm zurück, um diese herrliche Natur in einem Menschengesichte, wie er sich ausdrückte, in der Nähe zu schauen — der Künstler kannte seinen Namen vorher nicht, er den Künstler nicht. Zimmer war naiv genug, dieses Ereigniß lächelnd im Chore seiner Freunde selbst zu erzählen.

Die große Freigebigkeit — bei seinem geringen Einkommen, setzte ihn mehr als einmal in peinliche Verlegenheit. Es ward ihm schwer, einen verschämten Dürftigen, noch schwerer, eine ganze von Ehrennoth gedrängte Familie unerquickt von sich zu lassen; am liebsten kam er mit seiner Gabe der Bitte bevor, um dem Empfänger den Dank zu ersparen. — Viele wahrhaft Arme verloren einen Vater an ihm.

Wohlthätig gegen Alle, die in seinen Hülfskreis kamen, war er es zunächst gegen seine Verwandten: seine vier Neffen, der Pfarrer in Jettingen, Franz Joseph Zimmer; der Landarzt in Diemingen, Ignatz Zimmer; ein dritter Neffe, Joseph Zimmer, Doctor der Arzneikunde, und der Assessor, Anton Zimmer, verdanken ihm ihre gelehrte Bildung. Sein Herz, sein Pfarrhaus in Steinheim, seine Wohnung in Landshut und sein Geldvorrath, so lange einer war, stand ihnen Tag und Nacht offen.

Wohlthätig gegen Alle, die seiner Hülfe bedurften, war er es vorzüglich gegen seine Hausgenossen in Landshut, wie in Steinheim. Hier wirkte jener schon genannte Magnet besonders. Sein Blick gab mehr, als seine Hand geben konnte, und sein Herz mehr, als alles Andere. Ihm gehorchen, ihm Dienste thun, ihm alle Pflege, deren er bedurfte, angedeihen lassen, war nicht bloß heilige Pflicht — war eine Art Seligkeit für die, welche das Glück hatten, um ihn zu seyn. Und hätte das Leben unsers Freundes durch die pflegende Treue, durch Aufopferung der Seinen — gerettet werden können, Zimmer lebte noch.

Offen, gerade, gesellig gegen Alle, war er ein musterhafter Amtsgenosse (Collega) gegen seine Mit-Glieder an der theologischen Facultät in Dillingen, Ingolstadt und Landshut. Es war ein schönes Schauspiel für Engel und Menschen, die bei aller Verschiedenheit einzelner Meinungen stets sich gleich gebliebene Eintracht zwischen den vier Professoren der theologischen Facultät, Zimmer, Schneider, Mall, Roider wahrzunehmen. Denn mich habe ich nicht nöthig zu nennen, weil die trauteste Eintracht mit dem Menschen Zimmer, mich mit dem Mitlehrer nie zwieträchtig werden lassen konnte.

Die Wahrhaftigkeit war der wesentliche Schmuck seines Wortes; das Falsche war ihm widerlich wie der Tod, und die Heuchelei stieß ihn zurück, wie der Peststank der Hölle.

War ihm, etwa im Flusse der Rede, ein Wort entfallen, das sich ihm in der Folge als minder wahr darstellte, auf der Stelle nahm er es zurück, und wer ihn am genauesten kannte, mußte sagen: einen wahrern Menschen, als Zimmer, hab' ich nie gesehen!

Die Wahrhaftigkeit — feierte ihren Triumph in dem wahren Worte für Religion und Gerechtigkeit, das er furchtlos, freimüthig, ohne Ansehen der Person, mit der Zuversicht des Helden aussprach. Er hätte sicherlich Muth gehabt, für die Wahrheit (für Gott, für Religion, für Vaterland) zu sterben, weil er Muth hatte, für sie zu leben.

Menschlich gegen Menschen, konnte er nicht hart seyn gegen Thiere; Hausthiere fanden bei ihm kräftigen Schutz, gütige Pflege, viel freundliche Worte, die er eigens erfand, und kunstreiche Vertheidigung ihrer Unarten.

Die Reinigkeit seines von allem Schmutze freien Gemüthes spiegelte sich wohl auch in der Reinlichkeit, die ihn nicht eher verließ, als das Leben.

7.

Noch einige Eigenheiten.

Zu den Eigenheiten, die in Zimmer den Menschen und den Gelehrten noch genauer bezeichneten, gehört:

1) daß er mehr dachte, als las;

2) daß er mehr dachte, als schrieb;

3) daß er nicht schrieb, bis er sein Thema durchdacht hatte, und deßhalb ganze Bogen vollschrieb, ohne ein Wort durchstreichen zu müssen;

4) daß er Rezensionen weder selbst machte, noch las — weil er die meisten für Schülerarbeiten ansah, und nur äußerst selten und sehr ungern Ausnahmen von dieser seiner Lebensregel eintreten ließ;

5) daß er wenig Briefe schrieb, und nicht sonderlich viele empfieng, aber die empfangenen*) sorgsam bewahrte;

6) daß er (eine Seltenheit unter Gelehrten, Theologen und Nichttheologen) sich in seinen lateinischen Schriften eines reinen, fließenden Styls, durch Studium der Klassiker und fortgesetzte Uebungen in ihrer Nachbildung bemächtigt hatte;**)

7) daß, ob er gleich erst in den spätern Lebensjahren seine philosophischen Werke in deutscher Sprache zu schreiben anfieng, ihm dennoch, geringe Fehler abgerechnet, ein kernigtes Deutsch, nicht gar fern von klassischer Correctheit zu Gebote stand.

8.

Zimmer, der Pfarrer.

Als Pfarrer zu Steinheim wußte er, in dem Laufe von neunundzwanzig Jahren, das Vertrauen seiner geliebten Gemeinde, wie er sie nannte, obgleich die meiste Zeit

*) Einen entriß ich dem Feuer, das die übrigen verzehrte. Siehe die Beilage.

**) Als Professor der Dogmatik in Dillingen las er noch täglich in den philosophischen Schriften des M. T. Cicero.

von ihr getrennt, dennoch in solchem Maße zu gewinnen und zu behaupten, daß, wenn er in den Oster- und Herbsttagen von Landshut wieder nach Steinheim kam, es das Ansehen gewährte, als wenn der Vater nach langer Abwesenheit seinen Kindern wieder sichtbar geworden wäre. Die Freude, ihn im Pfarrhause und außer demselben, besonders in der Kirche am Altare, wieder zu sehen, auf der Kanzel wieder zu hören, in allen Functionen des Pfarramtes seiner ansichtig, seines Trostes, seiner Ermahnungen wieder theilhaftig zu werden, ward nur durch sein Wiederfortgehen nach Landshut getrübt. Ach, wenn er nur einmal auf immer bei uns bliebe! das war die Eine Klage der Liebe, wenn sie ihn scheiden sahen.

Als er im Herbste 1819 von seiner Gemeinde Abschied nahm, sagte er, aus Uebermacht der Liebe, das prophetische Wort: Nun, wenn ich wieder komme nach Steinheim, hoffe ich, will's Gott, für immer bei euch zu bleiben! Dieß Wort ist, wider seinen und der Gemeinde und unsern Willen, leider! wahr geworden; denn ich konnte ihn zwar am 5. Sept. 1820 in sein Pfarrhaus und in seine Gemeinde wieder einführen, (ach, was sie für eine himmlische Freude hatten, ihren vom Tode erstandenen Pfarrer, wie sie sich ausdrückten, wieder zu sehen!..) aber er konnte mich nicht mehr nach Landshut zurück begleiten.

Er hat Wort gehalten, und ruht in dem Kirchhofe nahe an der Pfarrkirche seiner Gemeinde. Und seine Gemeinde hat nach seinem Begräbnisse ihr zartes, liebreiches Wort ausgesprochen: Gottlob, daß wir ihn wenigstens todt in unsrer Mitte haben, da wir ihn lebend — nie lange bei uns behalten konnten! Dieses ungeschwächte Vertrauen seiner Pfarrgemeinde hatte Zimmer zu verdanken zunächst seiner Persönlichkeit, der einnehmenden Freundlichkeit seines Wesens, dem Strahlenkranze seines echt priesterlichen Lebens und seiner Hirtentreue, indem er ihr in dem dermaligen Professor Ruf, in seinem Neffen, Joseph Zimmer,

jetzigen Pfarrer in Jettingen, und in dem trefflichen Priester, Johannes Wittmann, jetzt Beneficiat in Elgau, überaus tüchtige Pfarrvikare ausgesucht und gegeben hatte.

9.

Rector und Landstand.

Rector Zimmer stand in gleicher Achtung bei den Studirenden aus allen Facultäten, und diese allgemeine Achtung erzeugte allgemeines Vertrauen, so wie ihn jene Achtung und dieses Zutrauen in den Stand setzten, viele Zwiste, die sonst die Lehranstalten verschrieen machen, noch vor dem vollen Ausbruche zu beschwören, manche im ersten Beginnen zu unterdrücken, einigen auch zuvorzukommen. Ich sagte: er stand in gleicher Achtung bei den Studirenden aus allen Facultäten; der Grund davon lag in den Talenten und den Verdiensten des Mannes.

Die Candidaten der Rechtslehre und Medicin ehrten in ihrem Rector den Philosophen, der über die Principien ihrer Wissenschaften mit siegendem Scharf- und Tiefsinn zu entscheiden wußte. Die Candidaten der Theologie fanden in ihm den Kirchenlehrer der neuesten Zeit, dem es gegeben war, dem Stolze des Unverstandes, wie dem Dünkel des vernunftlosen Verstandes Stillschweigen zu gebieten.

Als Landstand blieb er, seinen wohl durchdachten, und in der Idee der Gerechtigkeit wurzelnden Ueberzeugungen von dem Anfange bis zum Ende der Ständeversammlung getreu, stets sich gleich; ich weiß nicht, ob seine Collegen alle sich dasselbe Zeugniß hätten geben können.

Die Tagebücher der Ständeversammlung liegen vor aller Welt Augen. Alles, was er als Deputirter zur zweiten Kammer sprach:

1) Ueber des Deputirten Witschel Austritt aus der Kammer. (Verhandl. 1. B. S. 436.)

2) Ueber die Anwendbarkeit des Concordats auf die Ehegesetze im Rheinkreise. (Verhandl. 2. B. S. 208. 213. 214.)

3) Ueber Aufstellung gleicher Principien der Regierung und der Kammer. (Verhandl. 3. B. S. 381.)

4) Ueber Zurückstellung der Polizei an die Universitäten. (Verhandl. 8. B. S. 65.)

5) Für die Universität Landshut. (Verhandl. 8. B. S. 109.)

6) Ueber die Dotation des Cultus. (Verhandl. 8. B. S. 150.)

7) Ueber Steuern, Staats-Einnahmen. (Verhandl. 8. B. S. 514.)

8) Ueber Umwandlung der Zehenten in ständige Renten. (Verhandl. 9. B. S. 37.)

9) Von dem Lotto. (Verhandl. 9. B. S. 140.)

10) Ueber Verweisung der Pensionisten an die Schuldentilgungs-Kasse. (Verhandl. 12. B. S. 211.)

11) Ueber Exigenzgelder. (Verhandl. 14. B. S. 455.)

trägt den Stempel der Wahrheit und Gerechtigkeit, so wie der Besonnenheit und Einsicht.

Freimüthig und vielleicht nur zu sparsam im öffentlichen Sprechen, war er freigebig genug im Handeln. Viele seiner Mitdeputirten haben den Sinn dieser Freigebigkeit gefühlt und begriffen.

10.

Zimmers Schicksale.

I. Seine Entlassung von der Universität Dillingen.
II. Seine Suspension im Lehramte an der Universität Landshut.
III. Seine Wiederanstellung an der Universität Landshut.

Seine Entlassung in Dillingen und seine Suspension in Landshut waren keine Flecken in seinem Leben, keine in seinem Charakter — waren eine Art Nebelsterne, die, wenn die Sonne der Wahrheit die Nebel verschlungen haben wird, auch für gemeine Augen als herrliche Lichter funkeln werden. Denn für den Blick des rechten Astronomen funkelten sie schon zu jener Zeit, wo an denselben mehr Nebel als Licht erschien.

I.

Wie seine Ernennung zum öffentlichen Lehrer der Dogmatik an der Universität Dillingen, die laut des Anstellungs-Decretes *) ehrenvoll war, dem Guten und nur Gutes bezweckenden Herzen des Churfürsten Clemens

*) Von Gottes Gnaden Clemens Wenceslaus, Erzbischof zu Trier rc. rc.

Nachdem durch erfolgtes Absterben des Professors Theol. Dr. John eine theologische Kanzel auf unserer Universität zu Dillingen in Erledigung gekommen ist, so haben Wir in derselben Wiederbesetzung das höchste Zutrauen auf den bisherigen Repetitor unsers Seminariums zum heil. Hieronymus, Benedictus Patritius Zimmer, in gnädigster Rücksicht seiner belobten Eigenschaften gesetzet: und wollen also demselben die erledigte theologische Professur mit den davon abfließenden Nutzungen solchergestalt gnädigst conferiren, daß, gleichwie nun der Professor Dr. Hosemann in die Stelle des Professoris Theol. primarii eintritt, er, Zimmer, künftig als Professor Theol. secundarius zu dociren berechtiget seyn solle.

Wenceslaus zusagte, so ward seine Entlassung als das Werk des ängstlichen, lichtlosen Eifers seiner Gegner angesehen, und gar bald in ganz Deutschland dafür anerkannt. Indeß hat sie seiner Anstellung an der Universität Ingolstadt-Landshut, die ihm einen weit größern Wirkungskreis gewährte, Platz gemacht.

II.

Was seine Suspension im Lehramte an der Universität Landshut betrifft, fanden sich unter seinen Papieren zwei Handschriften, die darüber das nöthige Licht geben.

Wo übrigens demselben in der theologischen Facultät der Rang nach dem Alter, so wie es die bisherige Gewohnheit und unsere höchste Willens-Meinung verordnet, zustehen solle.

Gleichwie sofort Zeit und Umstände einige Veränderungen mit den Professuren der Gottesgelehrtheit etwa nothwendig machen könnten; als wollen Wir Uns die bedürfenden Falls erheischende Abänderung, die sich ein Jedanderer unserer Professoren gefallen lassen muß, allerdings auch zur willkürigen höchsten Disposition gnädigst vorbehalten.

Und, damit der neu ernannte Professor sich sowohl auf die theologischen Vorlesungen füglicher vorbereiten, als auch auf die Prüfung zum Doctorats-Grad, den er zu nehmen verbunden ist, desto bequemer richten möge: so wird demselben, den heurigen Curs hierauf zu benützen, sohin erst im nächsten Schuljahr die Kanzel zu besteigen gnädigst gestattet.

Welches dann ihm, Zimmer, anmit gnädigst eröffnet, und übrigens die höchste Zuversicht getragen wird, daß derselbe nicht nur den bisher in der Repetitors-Stelle gezeigten Fleiß, Eifer und rechtschaffene Sorgfalt auch in dem neuen Amt fortan beweisen, sondern auch mit dem Directorio in guter Verständniß zu seyn, und sonst Unseren, durch das Directorium an die Akademie ergehenden Befehlen gehorsamst nachzuleben, sich beeifern werde.

Urkundlich dessen ist gegenwärtig gnädigstes Decret mit eigener höchster Hand-Unterschrift und beigedruckt-geheimen Kanzlei-Insiegel ausgefertigt worden. So geschehen

Ehrenbreitstein, den 15ten Hornung 1783.

Clemens Wenceslaus, Churfürst.

Die erste Handschrift ist von einem Ungenannten,*) der den Prof. Zimmer hätte bewegen sollen, seine Entlassung vom theologischen Lehramte selbst zu begehren, diesen Versuch aber von sich wies, und in einem freimüthigen Schreiben an einen mächtigen Förderer der Wissenschaften und Künste, der die Wahrheit und Gerechtigkeit zu achten weiß, die wahre Gestalt der Dinge nach seinem besten Wissen an's Licht hervorzog.

Hier das Schreiben in seinem wichtigsten Inhalte:

„Sie haben den Wunsch geäußert, ich möchte, da des Hrn. Prof. Zimmers Entlassung bereits beschlossen wäre, es bei ihm so einleiten, daß er sie selber verlangte, und somit sein Abzug minder auffiele. Ich ehre Ihr Vertrauen, und weil ich es ehre, so will ich beweisen, daß ich es zu ehren wisse, indem ich aus dem innersten Selbstbewußtseyn unmittelbar an Sie schreibe, was ich keinem Dritten anvertrauen darf. Lesen Sie diese Schrift mit jener Unparteilichkeit, die den großen Mann charakterisirt, und die der kleine zu fühlen zu klein ist.

Den Prof. Zimmer zu bereden, daß er seine Entlassung begehre, das darf ich nicht versuchen, und das könnte ich nicht bewirken, wenn ich es auch versuchen dürfte; ich werde mir also erlauben müssen, einen Vorschlag anderer Art zu machen.

A.

Ich darf es nicht versuchen, weil ich 1) keinen Rechtsgrund für seine Entlassung finden kann, indem er sich keines Vergehens schuldig gemacht hat, das ihm eine Entlassung zuzöge.

Es ist eine Partei gegen ihn, die ihn a) einer Tendenz gegen die Regierung beschuldigt. Diese Beschuldigung ist aber selber ein Unrecht. Denn, da die Regierung das Wesen der katholischen Religion nicht angreifen, und Zimmer das Zufällige der Religion da, wo es schädlich werden könnte, nicht festhalten will, so kann er nie in eine widrige Tendenz gegen die Absichten der

*) Dieser war Sailer selbst. A. d. H.

Regierung kommen. Will die Regierung vernünftige Aufklärung: die will Zimmer auch; will die Regierung feste, durchgreifende Ordnung: die will Zimmer auch; will die Regierung Aufhebung schädlicher Mißbräuche: die will Zimmer auch. Diese regierungswidrigseynsollende Tendenz wird also nur eine Fiction von Menschen seyn, die den Arm der Regierung zur Entfernung derer, die sie weghaben wollen, in Bewegung setzen möchten. Uebrigens, da auch die beste Regierung manchmal, nach Eingebung neuer Verhältnisse, weise einen Schritt zurückthut, so wird sie wohl kein unbedingtes Lob, aber stets ein besonnenes Schweigen und ein kräftiges Mitwirken zur öffentlichen Ordnung und Ruhe fordern können: beides läßt sich Zimmer angelegen seyn, so gut wie irgend ein anderer Staats-Bürger.

Zimmer wird b) beschuldiget, als setzte er durch die mißverstandene und mißbrauchte neueste Philosophie den jungen Leuten allerlei Schwärmereien in den Kopf. Allein auch diese Beschuldigung ist so falsch als unrecht. Denn dieß Kunstwerk ist damals sehr unglücklich versucht worden, als man von dem Scharlachfieber der Alumnen, das durch frühbezogene Zimmer des neu hergestellten Seminariums, und vielleicht auch durch Mangel an schicklicher Behandlung der Alumnen entstanden seyn mochte, die Wurzel in der Philosophie des Prof. Zimmer suchte, die man in der Verfassung des Seminariums gar leicht hätte finden können und wohl auch gefunden haben mußte, weil man die vornehmste der genannten Ursachen durch neue Verordnungen zu heben sich angelegen seyn ließ. Es haben unsere jungen Theologen gesunde Köpfe, wenn sie ihnen nicht durch schiefe Behandlung oder Selbstverschuldung verrückt werden.

Beiderlei Einwürfe riechen zu sehr nach der Mode der Aftergeistlichen, die, um einen ihrer Brüder außer Credit zu setzen, ihm eine Tendenz wider die Kirche und eine theologische Heterodoxie Schuld geben. Hier machte man es umgekehrt. Der edle Mann wird einer Tendenz wider die Regierung und einer philosophischen Heterodoxie beschuldiget. Eine weise Regierung, dächte

ich, fühlt sich zu erhaben, um solchen niedern Einlispelungen Gehör zu geben, zumal sie die Absichten Gott zu richten überläßt, und die Meinungen freigegeben hat.

Zimmer wird beschuldiget c) einer zu großen Heftigkeit wider die Kantianer, welche, da sie bis auf zwei — drei Namen in Bayern schon ausgestorben sind oder bald seyn werden, keines so kräftigen Widerstreites werth gewesen zu seyn scheinen. Allein, davon zu schweigen, daß sie wohl auch ihren Mann ziemlich unsanft gepackt und mit gleicher Heftigkeit gegriffen hatten; davon zu schweigen, daß Fehler dieser Art nie die Entlassung eines tauglichen Staatsdieners begründen dürfen: so mag dieß allein für Prof. Zimmer entscheiden, daß er, seit der letzten Weisung von der höchsten Stelle aus, sich alle heftige Ausfälle auf seine Gegner versagt hat. Man hat es übrigens von jeher als etwas, das zur wahren Größe der Regenten gehörte, angesehen, daß sie von den Fehden der Grammatiker, von den Baukünsten der Philosophen, und von den Streitigkeiten der Theologen so lange keine Notiz nehmen, bis sie die Sorge für die öffentliche Ruhe nöthiget, ihr Veto auszusprechen.

Ich darf es nicht versuchen, Zimmer zur Bitte um seine Entlassung zu vermögen, weil ich seine Entlassung 2) unbillig finden müßte, wenn er nämlich ohne Pension entlassen würde. Er hat bereits achtzehn Jahre in Dillingen, sechs Jahre als Repetitor aus dem Kirchenrechte, zwölf als Professor, und in Landshut sieben Jahre dem Vaterlande gedient, und zwar bei geringem Gehalte. Sollte er nun auf seine Pfarrei, die ihm schon lange vor dem Rufe zum Lehramte nach Ingolstadt-Landshut anvertraut war, und die kein großes Einkommen abwirft, zurückgewiesen werden, so müßte er seine Belohnung für die Dienste des Professors in den neuen Arbeiten des Pfarrers suchen. Es wäre dieß für Geistliche, die zugleich öffentliche Lehrer sind, eine traurige Perspective: vorerst bekämen sie einen geringern Gehalt, als die andern Mitlehrer, weil sie keine Familie zu ernähren hätten, und dann zögen sie ohne Pension auf ihre schon vorher erworbenen Pfründen, die nicht immer den Mann nähren.

Ich darf es nicht versuchen, Zimmer zur Bitte um seine Entlassung zu vermögen, weil ich 3) seine Entlassung für die Ehre der Universität nachtheilig, und für das Ehrgefühl seiner Mitlehrer kränkend fände. Es verlöre a) die Universität an Zimmer einen tauglichen Professor, dessen Verdienste die katholische Welt in und außer Bayern anerkennt, nur die Partei nicht, der sein Licht und die Macht seines Wortes ein Dorn im Auge geworden ist; ein Muster des untadelhaften Wandels; einen Freund der Ordnung; einen Wohlthäter der Jugend, der der Zügellosigkeit mit Wort und That entgegensteht, und dieß zu einer Zeit, wo uns gute Beispiele guter Menschen so durchaus unentbehrlich sind, wie das tägliche Brod.

Zimmers Entlassung betrübte b) seine Mitlehrer, die ihre Existenz für precär ansehen müßten, wenn sie sähen, daß Professoren, die so gut wie alle Staats-Bürger auch ihre Rechte haben müssen, ungehört entlassen, und zu Gunsten einer Partei, die ihren Sturz vorbereitet hätte, entlassen würden.

B.

Ich könnte, wenn ich es auch versuchen dürfte und wollte, es schlechterdings durch alle Einleitungskünste nicht dahin bringen, daß Zimmer seine Entlassung selber nachsuchte. Denn ich kenne wenige Menschen, die ein so lebendiges Ehrgefühl, ein so ungetrübtes Gerechtigkeitsgefühl, und einen aus jenem Ehr- und diesem Gerechtigkeitsgefühle hervorgehenden festen, unerschütterlichen Muth besitzen, wie er, und gerade diese Festigkeit des Mannes ist es, die, mit dem Genie des Philosophen und mit der Güte des Herzens vereint, so kräftig anzieht, so enge anschließt.

Er würde lieber auch seine Pfarrei sammt der Professur noch abgeben, ehe er um Entlassung einkäme, weil er dieses Einkommen für eine erniedrigende, und bei seinem Ehrfühle für eine schlechte Handlung ansähe; denn darin allein ist er ein wahrer Kantianer, daß er nichts thut, was ihn in seinem Auge erniedrigte, was ihn weg-

würfe, und ich glaubte, jeden andern Professor eher zu so einem Schritte bereden zu können, als ihn. Da ich nun den Prof. Zimmer zur Begehrung seiner Entlassung weder bereden darf, noch bereden könnte, wenn ich auch dürfte, so schlage ich

C.

das einzige Mittel vor, wodurch Zimmer vermocht werden könnte, im äußersten Falle seine dogmatische Professur obwohl ungern, doch selbst niederzulegen. Er hat in einer langen Reihe von Jahren die meiste Zeit auf das Studium der Philosophie und der Geschichte verwendet, und würde sie ungleich besser lehren, als sie in manchen Lehranstalten gelehrt werden mag. Würde ihm nun dieser Katheder zuerkannt: dann wäre die Sache auf gütlichem Wege gethan. Ita salvo meliori, wenn es ein Melius gäbe. X.

Die Freimüthigkeit und Gründlichkeit dieser Schrift hat da, wo sie wirken sollte, so viel Eindruck gemacht, daß, obgleich Zimmers schon beschlossene Entfernung von der Universität nicht mehr ganz rückgängig gemacht werden konnte, sie doch in eine bloße zeitliche Suspension verwandelt, ihm die Wiederanstellung zugesichert und die Beibehaltung seines Jahrgehaltes dem quiescirenden Professor zugesagt ward. Heil dem Lande, wo die Wahrheit offenes Ohr und freimüthiges Urtheil freien Zutritt finden!

Zweite Handschrift.

Zimmers Verhalten, voll Würde und Selbstgefühl, nach eingetretener Suspension schildert sich selbst am besten in einer handschriftlichen Copie seiner Bitte an den König, die den Mann im Bewußtseyn seiner Unschuld, und in dem Manne seine Zuversicht, Bescheidenheit und Ergebenheit darstellt.

Eure Königliche Majestät geruhen, meine unterthänigste Bitte gnädigst anzuhören.

Bei meiner Zurückkunft aus den Herbstferien nach Landshut mußte ich die mir durchaus unvermuthete Nach-

richt hören, daß mein Name in dem gewöhnlichen Vorleskatalog ausgelassen, an dessen Stelle ein anderer gesetzt, und ich somit aus der Zahl der öffentlichen Lehrer daselbst ausgestrichen sey.

Diese Nachricht war für mich durchaus unerwartet; denn mir

a) bewußt, und durch mein innigstes Gewissen überzeugt, daß ich mein Amt jederzeit mit der strengsten Gewissenhaftigkeit erfüllet;

b) bewußt, daß die von mir vorgetragene Lehre gleichweit vom Aberglauben, wie vom Unglauben entferht, und darum, die goldene Mittelstraße haltend, den Zuhörer vor dem Einen sowohl, wie vor dem Andern gesichert, und den Geist der aufblühenden Männer zum Streben nach dem wahrhaft Höhern und Göttlichen mit Macht erhoben;

c) bewußt, daß die Geistlichen, aus meiner Schule ausgegangen, gerade die besten Religions- und Volkslehrer, der Trost und die Erbauung christlicher Gemeinden sind;

d) bewußt, daß ebendieselben Geistlichen, den weisesten Absichten E. K. M. gemäß, sich den getroffenen Schulanstalten, und der dabei beabsichtigten Volksbildung ganz und mit eigener Aufopferung widmen;

e) bewußt, daß ich Friede mit allen Menschen, und insbesondere mit meinen Mitlehrern gehalten, und zur Erhaltung der Ruhe auf der Universität Landshut Manches beigetragen habe;

f) bewußt, daß ich den Ruhm der hohen Schule nicht gefährdet, sondern vielmehr im In- und Auslande befördert habe;

(Lauter Angaben, die ich mit hundert Zeugnissen bewähren könnte, und worüber nur eine Stimme im Publicum ist.)

All dessen mir bewußt, konnte ich unmöglich die Ursache errathen, wodurch ich das allerhöchste Zutrauen E. K. M. hätte verlieren können, das Allerhöchstdieselben

durch den mir so ehrenvollen Ruf an die Universität so deutlich und laut ausgesprochen hatten.

Indessen verehre ich die weisesten Beschlüsse E. K. M. mit tiefster Ehrfurcht, und tröste mich mit der beigefügten Erklärung, E. K. M. werden mich gelegenheitlich, meinen Talenten und erworbenen Kenntnissen gemäß, wieder bei dem Lehramte anstellen; denn darin erkenne ich deutlich und klar, daß das Zutrauen E. K. M. auf mich, wenn schon in einer Beziehung beschränkt, doch nicht durchaus für mich verloren sey.

Unter dieser gewissen Voraussetzung wage ich es auch, E. K. M. allerunterthänigst um ein öffentliches Lehramt in der philosophischen, oder historischen Klasse zu bitten; und ich vertraue um so mehr auf die allergnädigste Gewährung meiner unterthänigsten Bitte, als

1) mir die Entfernung von diesem wissenschaftlichen Leben, in welchem ich meine bisherigen Jahre zugebracht, und das mir, so zu reden, zum Leben meines Lebens geworden, überaus schmerzlich fallen müßte;

2) der Umgang mit gelehrten Männern jeder Art auf eine vorzügliche Weise wohlthätig, und

3) der Gebrauch der königlichen Bibliothek an der Universität Landshut für mich ein wahres Bedürfniß ist zur Ausarbeitung und Vollendung derjenigen Werke, die ich begonnen habe, und deren einige im Begriffe sind, an das Licht zu treten; endlich

4) ich bei meiner ohnehin gnädigst zugesagten, und somit bleibenden Besoldung, vermittelst dieser allerhöchsten Gnade, weiter nichts verlange und erlange, als was einem jeden Privatdocenten an der Universität zugestanden wird.

Ich empfehle mich rc. rc.

III.

Seine Wiederanstellung an der Universität, die ihm, nach seinem Wunsche, die Schriftauslegung und Archäologie zur Aufgabe seiner neuen Laufbahn machte, war ein

Fest für die Universität und eine Art Belebung seines philosophischen Geistes, mit dem er die Geschichte der alten Völker ergriff. Wie vom Tode erstanden, trat er auf die neue Lehrkanzel, und wenn die Thatsachen der Völkerkunde den Leib seiner Vorlesungen gestalteten, so war die lebendige Anschauung des Einen im Mannigfaltigen, so war der Geist der Philosophie — die Seele seiner Vorträge. Und, wenn sich die ewige Wahrheit in seiner Glaubenslehre verklärte, so war es die ewige Gerechtigkeit, die sich in seiner Völkerkunde offenbarte. Kurz, wo immer der Philosoph einen Schritt thut, da erscheint ihm sein Gott, so oder anders.

Und jedes philosophische System, in dem das Göttliche nicht erscheint, ist nicht das rechte, nicht des schönen Namens werth.

11.

Zimmers Krankheit und Tod.

So lebte der Mann Zimmer der Wissenschaft, der Universität, der Pfarrgemeinde — der Menschheit: wer möchte nicht mit uns gewünschet haben, daß ein solches kräftiges Menschenleben sich durch wiederholte Verjüngungen die längste Dauer hätte verschaffen können? Aber das heilige Verhängniß fügte es anders.

Schon einigemal hatte eine Krankheit, welche sich vorzüglich durch beengtes Athmen, Herzklopfen, Angstgefühl, unregelmäßigen Pulsschlag u. s. f. offenbarte, das Leben Zimmers mit Gefahr bedroht. Das erstemal geschah dieses zur Zeit, als er im Jahre 18$\frac{18}{19}$ als Deputirter der Universität der Ständeversammlung des Königreichs beiwohnte. Die kunstreiche und sorgfältige Behandlung des Kranken durch den Medicinalrath, Doctor Joh. Nep. Ringseis, hatte den glücklichen Erfolg, daß Zimmer nach geschlossenem Landtage mit ungetrübt erscheinendem Wohlseyn, zur Freude aller seiner Freunde und Verehrer, wieder nach Landshut zurückkehrte. Doch diese Freude sollte nicht von Dauer seyn. In den darauffolgenden

Herbstferien, die er zu Steinheim zubrachte, kam dasselbe Uebel mit gleichen Symptomen zum abermaligen Ausbruche. Auch diesesmal hatte die Behandlung des werthen Kranken durch den Universitäts-Professor, Doctor Reisinger, welcher sich damals in der Nähe aufhielt, einen wenigstens scheinbar günstigen Erfolg. Zimmer kehrte nach den Ferien mit allen Aeußerungen vollen Wohlseyns zur Universität zurück, als deren Rector er nun abermal von seinen Collegen erwählt und von Sr. Königl. Majestät bestätigt worden war. Allein nun sollte die Freude seiner Freunde und Verehrer über sein Wohlseyn von noch kürzerer Dauer seyn. Denn schon am 30. Nov. 1819, am St. Andreas-Feste, gerade an dem Tage, an welchem das Jahr darauf die Universität den Verlust Zimmers betrauert, kam dasselbe Uebel, das, leider! nur einige Zeit geschlummert hatte, am Abende, nachdem er als Rector von einer Amtssitzung, welche ungewöhnlich lang gedauert hat, nach Hause gekommen war, mit größerem Ungestüme, als die beiden vorigen Male, wieder zum Ausbruche. Mit aller Sorgsamkeit boten zuerst Prof. Reisinger, welcher ihn im zweiten Anfalle zu Steinheim schon behandelt hatte, dann mit eben diesem Prof. Roeschlaub und endlich auch Prof. Feiler in gemeinsamen Berathungen alle Mittel der ärztlichen Kunst auf; selbst Medicinalrath Ringseis, welcher im ersten Anfalle mit so erfreulichem Erfolge den geliebten Kranken behandelt hatte, eilte am Weihnachts-Tage 1819 von München nach Landshut, um in ernsthaften Berathungen mit den genannten drei Aerzten zur Rettung und Wiederherstellung desselben, wo möglich, mitzuwirken. Freilich fanden nach den Erscheinungen und dem Gange der Krankheit alle diese Aerzte es nur zu wahrscheinlich, daß bedeutende organische Fehler in der Nähe des Herzens und etwa auch in einzelnen Gebilden des Herzens selbst sich lange schon vorgefunden, und seit einiger Zeit an feindlicher Entwicklung allzusehr zugenommen hätten, als daß an eine volle Genesung des Vortrefflichen noch mit Grunde zu denken sey, besonders da sie auch wichtige andere Organe in große Zerrüttung ihrer Verrichtungen

mit versetzt sahen. Dennoch gelang es nochmal, obgleich erst nach Monaten, der überlegten Hülfeleistung dieser drei thätigen Aerzte, dem stürmischen Gange der Krankheit Einhalt zu thun, ihren Sieg über die Natur des Leidenden aufzuhalten, und ihre Macht so sehr zu beschränken, daß der Edle noch viele Monate in allmähliger Annäherung zur vollständigen Genesung begriffen schien. Die günstige Witterung des August-Monats wirkte so wohlthätig auf ihn ein, daß man ihm zur vollen Herstellung Glück wünschte.... Allein nie besserte sich der gesammte Zustand in der Art, daß die anfängliche Besorgniß der tiefer schauenden Aerzte gänzlich gehoben wurde. Immer mußten sie ein endliches Nachlassen der Naturkräfte, die im Kampfe gegen jene feindlichen Wesen, und zwar ihren edelsten Lebensorganen zunächst, nur in großer Anstrengung wirken konnten, befürchten. Und diese Furcht zeigte sich am 15. October 1820 nur allzu gegründet. Denn an diesem Tage, nachdem Zimmer in seiner Pfarrkirche zu Steinheim die Frühmesse gehalten, also sich unbewußt die heilige Wegzehrung gereicht, und noch eine Reise nach Aislingen, seinen Freund daselbst zu besuchen, in Vorschlag gebracht, ja schon Pferde und Wagen bestellt hatte, kam ein Gewaltbote, der ihm eine andere Reise in ein besseres Land aufdrang; es befiel ihn zwischen 10 und 11 Uhr als höchster Ausdruck jenes Nachlasses der Naturkraft eine nervöse Apoplexie, die ihm das Bewußtseyn noch ließ bis zum sechszehnten October Nachmittags drei Uhr, aber dann nach einigen Minuten den Todesschlummer herbeiführte.... Priester, Aerzte, Freunde, Verwandte sahen zu — und mochten den Geliebten nicht zurückhalten. *) Mir blieb der Segen, dem Sterbenden das letzte Lebewohl zuzurufen und dem Verblichenen die Augen zuzudrücken....

---

*) Die ihm in seiner letzten Krankheit die sorgsamste Pflege angedeihen lassen konnten, waren: seine Haushälterin, Therese Seiz; seine Köchin, Katharina Muhr, und sein Neffe, Kaspar Zimmer... Denn die Theilnahme war allgemein.

Nach dem Tode ergab sich aus der Untersuchung des geöffneten Leichnams die volle Bestätigung des von den Aerzten angenommenen Grundes ihrer Besorgniß. Es zeigte sich eine ungeheure Ausdehnung des Hohladersackes und der Endigungen der Hohladern, also zunächst dem Herzen; und in diesem selbst einige, obgleich geringe Verknöcherung an den Klappen der linken Herzkammer. Kein Wunder, daß sich in seinen venösen und lymphatischen Gefäßen manches Naturwidrige einstellte, und, da noch die Leber, ein so bedeutendes Eingeweide, daran Antheil nahm, sich allmählig ein wassersüchtiger Zustand wie unter der Haut, so in der Brusthöhle und im Unterleibe mehr und mehr bildete, bis endlich der erwähnte Lähmungszustand dem Leiden des Kranken, wie den Hoffnungen und Wünschen aller derer, die ihn kannten, und, weil sie ihn kannten, lieben mußten, ein Ziel und Ende machte.

Ein Ziel und Ende den Wünschen seiner leiblichen Genesung; aber keines den Hoffnungen des wahren und eben deßwegen nothwendig ewigen Lebens, die noch an der schönen Leiche wiederglänzten; denn Gott, den wir anbeten, ist kein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. Wir beten deßhalb getrost mit der ganzen christlichen Kirche: Gott gebe ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm! — — — Uns Allen aber werde ein gleich frommer Sinn und zu seiner Zeit eine gleich selige Nach-Fahrt!

Zugabe zum ersten Abschnitte.

Fragment eines Briefes an Zimmer.

L. 25. Oct. 1806.

— — Sie haben sich nun ganz in das Studium der philosophischen Literärgeschichte und der Geschichte überhaupt hineingeworfen? Sicherlich sind Sie schon wieder auf viele neue Ansichten gekommen, und werden noch auf viele kommen.

Mir scheint: die Systeme seyen ideale Repräsentanten der scientifischen Menschheit, und verhalten sich zur absoluten Wissenschaft, wie die Individuen zur Menschheit. Diese Ansicht, glaube ich, sey das Prinzip der Philosophie, und den Inhalt jedes Systemes, seine Construction und Relativität gegen die übrigen fassen und bestimmen zu können, sey das Streben der Philosophen.

Was die Geschichte überhaupt betrifft, so hat sie für mich das höchste Interesse; in ihr bewegt sich das Rad des Lebens am schönsten; sie enthält die wahre, die unendliche Weisheit, Kunst und Religion.

Ich wünschte nichts mehr, als Sie über Geschichte sprechen zu hören, besonders, da ich bald in den Fall kommen kann, Kirchengeschichte lehren zu müssen.

In meinem exegetischen Studium bin ich auf den Gedanken gekommen: die genetische und somit allein gründliche Bildung des Exegeten fange mit den äußersten Elementen des Räumlichen und Zeitlichen alter Geographie und Weltgeschichte an; von da ziehe sie ihren Kreis näher zusammen, und sammle, ordne, bestimme den todten Stoff der einzelnen hebräischen Nation — werde hebräische Archäologie; nach diesen Erkenntnissen gehe sie zum Geistigen fort, als der alten Philologie, Philosophie, Kunst und

Religion, welche aber nicht willkürlich gefaßt werden, sondern sich streng innerhalb der Schranken der Geschichte halten, deren zuverlässiges Document die heiligen Bücher seyen. Nun folgte die Einleitung in jedes besondere Buch, welche das Kritisch-historische seiner Entstehung und Erhaltung, das Individuale in Bezug auf die heiligen Schriften, und das Religiös-Theokratische in seiner natürlichen Verbindung mit allen übrigen zu ihrem Augenmerk machte.

So wäre die Höhe erstiegen, und es fienge die Lehre über die Art der praktischen Anwendung an, mittelst welcher die Exegese sich an die theologische Moral und Pastoral anschlöße, wie durch die erstere Behandlung an die Dogmatik, Liturgie, Patrologie und Kirchenlehre.

Auf diese Weise kämen alle Methoden der Auslegung zum Vorschein, und durch Darlegung aller Einseitigkeiten würde die Einseitigkeit zernichtet. — — —

Grabschrift.

Hier
in Mitte seiner geliebten Pfarrgemeinde
ruhet der Unvergeßliche —
Patritius Benedictus Zimmer,
der
Theologie und des Kirchenrechtes Doctor,
Professor der Dogmatik und Archäologie
an den Universitäten Dillingen,
Ingolstadt=Landshut,
Königlich Bayerischer wirklicher geistlicher Rath,
Mitglied der zweiten Kammer der
Ständeversammlung,
Pfarrer in Steinheim und erster Assistens
des Kapitels Höchstädt;
Geboren den zweiundzwanzigsten Hornung 1752.
Gestorben den sechszehnten Weinmonat 1820.

* * *

Ein hellleuchtender Stern unter Deutschlands Theologen,
Vormann und Veteran der tiefsinnigsten Streiter
Für die Wahrheit der katholischen Glaubenskunde,
Freimüthig für Wahrheit und Gerechtigkeit,
wie Paulus,
Voll Liebe gegen Alles, was Mensch ist,
wie Johannes,
Der Kirche und dem Vaterlande stets treu ergeben —
Zu früh verblichen für Religion, Wissenschaft und Kunst:
Alle drei weinen um Ihn.

Dieß Denkmal setzte ihrem geliebtesten Bruder
die Schwester Magdalena.

Zweiter Abschnitt.

Patritius Benedictus Zimmers Wissenschaft,

ausführlich dargestellt
von
Joseph Widmer,
Domkapitular des Bisthums Basel und Chorherrn zu Beromünster.

Reflexionen

I. über Zimmers philosophische Religionslehre.

II. über Zimmers philosophische Untersuchung des allgemeinen Verfalls des menschlichen Geschlechtes.

III. über Zimmers philosophische Untersuchung der Geschichte, der Mythen, der Offenbarung, des Heidenthums ꝛc.

So wie der Geist des Christenthums ein Menschenwesen ergriffen und durchdrungen hat, werden durch ihn nicht nur alle Widersprüche, sondern auch alle Gegensätze gehoben, und das Leben in allen seinen Offenbarungen harmonisch gebildet; denn der Geist des Christenthums wird in einem solchen Menschen zum vorherrschenden Mittelpunkte, der alle Lebenskreise unter sich hat, und, was nur immer in die Sphäre dieses Menschen fällt, sich aneignet, und mehr oder weniger seinem Wesen conform macht.

Aus der vorangehenden kurzgefaßten Biographie ergiebt sich, daß der Geist des Christenthums unsern unvergeßlichen Lehrer und Freund, Patritius Benedictus Zimmer, frühzeitig ergriffen, und zugleich, wie derselbe in Gesinnungen und Handlungen sich ausgesprochen hatte. Die vornehmsten Züge, welche sie aus seinem privat-

und aus seinem öffentlichen Leben enthält, geben unverkennbar Zeugniß von einem und demselben Geiste, und sind als so viele Acte anzusehen, durch welche derselbe, in allen Beziehungen stets sich selbst gleich, in die Wirklichkeit hervorgetreten war.

Den größern und wichtigern Theil seines öffentlichen Lebens macht die Bahn der Wissenschaft aus, welche Z. durchwandert hat; denn von früher Jugend an hat er seine geistigen Anlagen in dieser Beziehung vorzüglich entwickelt, und seine Kräfte späterhin bis zum Austritt aus diesem Leben fast ausschließlich der Wissenschaft gewidmet. Mit welchem unermüdeten Eifer und nicht gewöhnlichem Erfolge er in seinem viele Jahre umfassenden Lehramte die streng wissenschaftlichen Studien der Theologie und Philosophie betrieben habe, wissen Alle, die das Glück hatten, seine Vorträge zu hören, und diejenigen, welchen die Idee der Wissenschaft lebendig aufgegangen ist, sind einstimmig, daß die wissenschaftliche Bildung, im eigensten Sinne des Wortes, auf alle Zweige, mit denen er sich befaßte, bezogen, in Zimmer ungleich vollkommener lag und liegen mußte, als seine zu verschiedenen Zeiten herausgegebenen Schriften sie dargestellt haben.

Indessen wird auch beim ernsten Studium der letztern die erstere als die alle Theile durchwirkende und belebende Seele kein unbefangener Denker verkennen; denn auf allen Blättern sowohl seiner theologischen als philosophischen Bücher erblicken wir das rastlose Ringen, Allem und Jedem eine wissenschaftliche Form abzugewinnen, überall den Versuch, das Einzelne auf allgemeine Principien zurückzuführen, den Theil im Ganzen, und das Ganze im Theile zu zeigen.

Es sind aber vorzüglich dreierlei Objecte, welche seine Werke zur Betrachtung und Würdigung darbieten: erstens die christliche Theologie, welche von jeher der Hauptgegenstand seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, der Zentralpunkt, von dem Alles ausgieng, und auf den sich Alles bezog, gewesen war.

Zweitens die Philosophie, die, frühzeitig schon seine geliebte Lebensgefährtin, in den spätern Jahren ihn vollends,

wie nicht bald einen andern Theologen beherrscht hatte, was seine letzten Schriften augenscheinlich genug beweisen.

Drittens die Philosophie im Bunde mit der christlichen Theologie, durch den seine letzten Werke sich vorzugsweise auszeichnen, und der als charakteristischer Grundzug der theologischen und philosophischen Schriften, wie überhaupt aller seiner gelehrten Beschäftigung anzusehen ist.

In Beziehung auf seine christliche oder positive Theologie lassen sich drei Gesichtspunkte festsetzen, von welchen aus das Ganze in seiner Eigenthümlichkeit überschaut und erkannt werden kann.

1) Das Ideal, welches Z. von einer christlichen Theologie sich vorläufig gebildet hatte, und welches daher als unverkennbares und unwandelbares Ziel ihm vorgeschwebt.

2) Die Methode, die er gewählt, um das Ideal, wie er es sich gedacht hatte, zu verwirklichen.

3) Das System der christlichen Theologie selbst, in welchem das Ideal verwirklichet wurde. Oder mit andern Worten: es sind drei allgemeine Fragen, deren Beantwortung eine vollständige Kenntniß der Zimmerschen Theologie voraussetzt oder erfordert:

Wornach rang der Verfasser?

Wie rang er darnach? Was hat er endlich errungen, oder was hat er im Gebiete der christlichen Theologie geleistet?

In Beziehung auf die Philosophie als solche ergeben sich zwei Fragen:

Hat der Geist echter Philosophie den Verfasser und Schriftsteller Z. geleitet und getrieben, und auf was für eine Weise hat er sich verkörpert? Oder was für eine Philosophie, und welches philosophische System ist ihm eigenthümlich gewesen?

In Beziehung auf den Bund der Philosophie mit der christlichen Theologie hat man vorzüglich darauf zu sehen:

erstlich, welchen negativen, zweitens, welchen positiven Gebrauch Z. im Gebiete der christlichen und somit rein positiven Theologie von der Philosophie gemacht habe; oder wie er durch die Vermittelung der letztern in der erstern theils Hindernisse weggeräumt, theils die echte Wissenschaft durch Heraushebung des Urbildlichen oder der Ideen, welche der heiligen Geschichte, und somit den auf ihr beruhenden Lehren und Gesetzen der christlichen Theologie zu Grunde liegen, gefördert habe.

Wie interessant und lehrreich eine prüfende Uebersicht aller seiner Werke werden müßte, leuchtet zum voraus von selbst ein. Indessen würde durch sie der Umfang dieser Biographie offenbar zu groß. Deßwegen ward der Entschluß gefaßt, dieselbe in einem besondern Werke *) als Nachtrag zur eigentlichen Lebensgeschichte des Seligen folgen zu lassen, das mit dieser Biographie, oder wenigstens bald nach ihr, die Presse verlassen wird.

Die Ausgabe dieses letztgenannten Werkes: Nachtrag zur Lebensgeschichte, hat den doppelten Zweck: erstens Z. wissenschaftliche Eigenthümlichkeit nicht nur in allgemeinen, sondern auch in besondern Beziehungen in's Licht zu stellen; zweitens dem angehenden Candidaten der Philosophie und Theologie etwas in die Hand zu geben, an dem er sich zuverlässig orientiren, und insbesondere sich eine philosophisch-encyklopädische Uebersicht des weiten Umfanges der christlichen Theologie erwerben kann. Er soll, wenn gleich in gedrängter Kürze, doch in klaren und bestimmten Sätzen die wesentlichen Ideen und Begriffe, worüber Z. in neun Bänden oft mit gedehnter Ausführlichkeit gesprochen hat, alle umfassen, und so von seiner Philosophie und Theologie in ihrer steten Wechselwirkung, in der sie bei ihm gestanden, ein Bild en Miniature entwerfen.

Da in diesem Bande vorkommen wird, was zur Kenntniß des wissenschaftlichen Werthes und Charakters auf

---

*) Auf diesen Nachtrag deutet eigentlich das Wort des Titels: Ausführliche Darstellung der Wissenschaft, oder des wissenschaftlichen Geistes.

was immer für eine Weise beitragen kann, so werden hier nur einige Reflexionen gegeben, und zwar nur über eine ganz besonders hervorstechende Eigenthümlichkeit, die sich unverkennbar in seinen letztern, vorzüglich in den drei deutschen Werken ausgesprochen hat.

Zimmers vorherrschende Absicht gieng nämlich dahin, Glauben und Wissen, somit die sämmtliche positive Theologie mit der Philosophie in Einklang zu bringen, auf daß die Harmonie, welche das Christenthum in dem Herzen des Menschen in Bezug auf mancherlei Neigungen und Triebe, und im Willen in Hinsicht auf die verschiedenartigsten Entschlüsse und Handlungen hervorbringt, auch in's Erkennen gebracht, und so der Verstand nicht weniger als Herz und Wille mit den Lehren, Gesetzen und Vorschriften der göttlichen Offenbarungen und Institutionen ausgesöhnet werden möchte.

Bei diesem Zwecke mußte er sich eigentlich auf das Wissen, als solches, mehr, als sonst bei Theologen üblich war, einlassen, das echt philosophische Wissen von dem bloß scheinbaren wohl unterscheiden, den Unterschied fest begründen, und die Natur und Beschaffenheit der wahren Philosophie, und ihr nothwendiges, weil aus dem Wesen beider Wissenschaften hervorgehendes Verhältniß zur Theologie in's Licht setzen.

I.

Dieses veranlaßte sein erstes philosophisches Werk, welches in deutscher Sprache unter dem Titel: „Philosophische Religionslehre — Landshut, in der Weberschen Buchhandlung 1805," in's Publicum gekommen war. Dieser Schrift wegen wurde Z. von zwei einander entgegengesetzten Parteien bald mehr, bald weniger witzig und scharf getadelt; einmal von solchen, die nicht zu verstehen vermochten, was er in diesem Buche, wenn gleich überall klar und bestimmt, doch auf eine diesen Menschen ungewöhnliche, und eben deßwegen auch unverständliche Weise ausgesprochen hatte, und die ihrer Beschränktheit und ihres natürlichen Unvermögens ungeachtet

gleich-

gleichwohl im Wahne standen und stehen: das müßten sie ganz und genau verstehen, was und wie nur immer über Gegenstände der Religion abgehandelt wird; zweitens auch von solchen, die es nur zu wohl verstanden, indem die Gefahr, welche dadurch für die seichte Aufklärung, die gerade an der Tagesordnung war, erwachsen mußte, ihnen nicht verborgen bleiben konnte. Daher das verschiedenartige Geschrei: Zimmer ist ein Phantast, ein Schwärmer, ein Mystiker, ein überspannter Kopf, dann wieder: er ist ein Spinozist; bald: — er übersteigt alle Natur, und verliert sich im unbestimmten und unbegrenzten Gebiet der Phantasie; bald: — er versinkt in die Natur, vergöttlichet dieselbe, und hebet so den Unterschied vom Dieß= und Jenseitigen, auch den Unterschied von Gut und Böse u. s. f. auf.

In diesem Buche stellte Z. vorerst den merkwürdigen und wichtigen Unterschied zwischen dem esoterischen und exoterischen Theil der Philosophie auf, wovon der erstere mit dem immer sich gleichbleibenden Wesen der Dinge, oder mit den ewigen Wahrheiten als solchen sich beschäftiget; der zweite hingegen mehr die Formen und Gestalten in das Auge faßt, in welchen und durch welche das eine ewige Wesen der Philosophie sich offenbaret. Er handelt daher ausführlich von einer höhern, als der gewöhnlichen Erkenntnißweise der Menschen, die ihm mit seinem berühmten Vorgänger die intellectuelle Anschauung heißt, und die er, theils negativ, sie von allem und jedem sowohl logischen, als bloß empirischen Erkennen scharfsinnig unterscheidend, theils positiv, sie als die eine ewige oder göttliche Erkenntniß im Menschen statuirend, so klar, als der tief liegende Gegenstand es gestattet, zu beschreiben versucht.

Es wird daher alles mögliche Erkennen des Menschen von ihm in drei Klassen getheilt: in das sinnliche oder empirische; in das logische oder verständige, wovon das erstere endlich, das letztere unendlich genannt wird; in das vernünftige oder philosophische, welches letztere nach seiner, der Schelling'schen Schule nachgebildeten Sprache das ewige Erkennen heißt.

In diesem und durch dieses ewige Erkennen schaut der Mensch nicht bloß die Erscheinung der Dinge, und die Gesetze derselben, sondern das Wesen der Dinge, oder die Dinge an sich, und auch diese nicht isolirt und getrennt, sondern im wesentlichen Zusammenhang; er schaut Gott in allen Dingen, und alle Dinge in Gott; welches wechselseitige Schauen die einzig wahre Wissenschaft, oder den esoterischen Theil der Philosophie begründet.

Z. trachtet aus der Geschichte nachzuweisen, wie alle des Namens werthen Philosophen zu jeder Zeit, mit mehr oder weniger Bewußtseyn, nach einer solchen Erkenntniß gerungen, und einer mehr als der andere sie errungen habe, was zum exoterischen Theile seiner Philosophie gehört.

Die in und durch die intellectuelle Anschauung*) mögliche ewige Erkenntniß heißt Idee des Absoluten, mit deren Entwickelung und Construction der dialektische oder künstlerische Theil der Philosophie ausschließlich sich befaßt. Eine solche Construction stellt die verschiedenen Potenzen der Natur sowohl, als die des ideellen oder geistigen Gebietes vom Universum dar, und zeigt, wie nicht nur alle in jeder, jede in allen auf besondere und eigenthümliche Weise, sondern wie alle im Menschen, dem König der Schöpfung, enthalten seyen, auf daß der Mensch in seiner höchsten Würde und Herrlichkeit als Ebenbild Gottes, im vollkommenen Verstande des Wortes, erscheine.

Diese vollkommene Ebenbildlichkeit Gottes wird aber unter den Menschen, wie sie in der Wirklichkeit vorkommen, nicht mehr gefunden; es muß daher mit dem Menschen eine große Veränderung, eine sein ganzes Wesen und Daseyn durchdringende Verschlimmerung vorgegangen seyn, deren Ursache und Folgen nachzuspüren, eine der

*) Um Mißverständnisse fern zu halten, bemerke ich, daß Z. nie behauptet habe: Der Mensch könne durch bloßes Selbst-Denken sich zu dieser Anschauung erheben, sondern: Religiosität, Tugend, und wohl auch Gottes Offenbarung und Einflüsse von oben seyen dazu erforderlich.

wichtigsten Aufgaben für jeden denkenden Mann, und ganz vorzüglich für den christlichen Theologen ist. Deßhalb machte Zimmer diese zu einem ganz eigenen Objecte seiner metaphysischen Nachforschungen, und so entstand das reichhaltige Buch:

II.

„Philosophische Untersuchung über den all„gemeinen Verfall des menschlichen Ge„schlechtes. Landshut, in der Weberschen „Buchhandlung 1809."

Was aber zu den in diesem Buche vorkommenden speculativen Untersuchungen den Verfasser besonders bewogen haben mag, war die gegründete Ueberzeugung, daß sowohl die Lehre von dem Erlöser, als von der Erlösung des menschlichen Geschlechtes, wie sie das Christenthum enthält, die oben berührte Verschlimmerung der Menschen voraussetze, und ohne diese Voraussetzung gar nicht begriffen werden könne. Es wäre ein Räthsel, eine Hieroglyphe, die auf keine Weise entziffert werden könnte, schreibt Zimmer, wenn immer von einem Erlöser, und einer alle Zeiten fortlaufenden Erlösung, aber nie von einem zu Erlösenden, von einem, der in der Zeit gerettet werden soll, die Rede wäre. Zimmer wollte den Versuch machen, und machte ihn wirklich, an der Philosophie selbst nachzuweisen, was in der Dogmatik von ihm schon früher erwiesen worden war, daß nämlich durch die Sünde des ersten Menschenpaares das ganze menschliche Geschlecht in allen Beziehungen verschlimmert, und seiner ursprünglichen Würde und Kraft verlustig geworden sey.

Zu diesem Zwecke wird zuerst die Idee der Menschheit und des Menschen aufgestellt; dann die wirkliche Menschheit und der wirkliche Mensch mit dieser Idee in Vergleichung gesetzt, aus welcher Vergleichung der unverkennbare und unabweisbare Schluß sich von selbst ergiebt, daß im menschlichen Geschlechte eine große Verschlimmerung müsse vorgegangen seyn, indem dasselbe, von vielen andern Uebeln, die es drücken, abgesehen, mit einem allgemeinen Irrthume behaftet sey, da es doch zu

30*

Folge seiner Idee als Theilhaber der Eigenschaften, oder als Ebenbild Gottes im Lichte der Wahrheit wandeln sollte.

Der allgemeine Irrthum, mit welchem das menschliche Geschlecht behaftet ist, und der in jedem Menschen-Individuum, wenn gleich an sich immer derselbe, auf eigenthümliche Weise anders und anders wiederkehret, wird bewiesen und nachgewiesen:

I. Am Wesen der Philosophie.

II. In der Geschichte der Entstehung, Fortbildung und Ausbildung der Philosophie.

III. Aus einzelnen Aussagen der Philosophie selbst.

Wenn wir das Wesen der Philosophie, und zugleich das mit demselben nothwendig verbundene Erkennen betrachten, und mit demselben die wirklichen Philosophien, oder Philosopheme und philosophischen Systeme, so wie auch das Erkennen, wie es allzumal unter den Menschen sich verkündet, vergleichen: so werden wir nicht lange anstehen, aus eigener Einsicht zu behaupten, das menschliche Geschlecht sey von einem gemeinsamen Irrthume befangen, und dieser sey es, welcher der Erkenntniß der Wahrheit unter den Menschen, wie sie sind, vorangehe, und so vielfältig die Erkenntniß der Wahrheit, wenn nicht unmöglich mache, doch allseitig trübe und verdunkle.

Einleuchtender und bis zur Evidenz klar wird diese Behauptung, wenn man sich darüber verständiget, was Wahrheit, und was Irrthum sey; was es heiße: Mensch seyn, und was: Mensch werden; denn daraus ergiebt es sich auf eine ganz unzweideutige Weise, daß der Mensch in der Wirklichkeit eigentlich nicht schon sey, sondern erst werden solle — ein wahrer Mensch, und daß im Gange dieser Menschwerdung, der eigenthümlichen Entwickelung und Erziehung des Menschen, allmählig der Irrthum in seinen mannigfaltigen Verzweigungen entfernt, und an die Stelle des vertriebenen Irrthums überall die Erkenntniß der Wahrheit erst verpflanzet werde. Da nun der Irrthum das Erste ist, was wir beim Menschen in der Wirklichkeit antreffen, und die Erkenntniß der Wahrheit erst errungen werden soll: so

kann wohl nimmer geläugnet werden, daß das menschliche Geschlecht mit einem gemeinsamen Irrthume behaftet, und folglich, weil die Erkenntniß der Wahrheit mit der Idee des Menschen, oder mit seinem ursprünglichen Wesen nothwendig oder analytisch vereiniget ist, daß die Menschheit nicht mehr sey, wie sie aus der Hand des Schöpfers kam, sondern eine bedeutende Verderbniß und Verschlimmerung erlitten haben müsse.

Der Mensch kann weder bloß als Natur, wie die Materialisten wollten, noch bloß als Geist mit den Idealisten, sondern er muß als Einheit der Natur und des Geistes, somit all das All der Dinge in sich schließend, angesehen werden. Als Einheit der Natur und des Geistes ist er Gott ähnlich, aber nicht Gott gleich, weil im Menschen, auch in seiner höchsten Vollkommenheit aufgefaßt, die Form des Seyns dem Wesen nie ganz entspricht; also absolute Einheit von Wesen und Form, wie diese in Gott ist, von ihm stets ausgeschlossen bleibt. Der Mensch ist zu Folge seines Begriffes zwar über der ganzen Natur, aber unter Gott, und soll weder mit der Natur vermengt, noch mit Gott identifizirt, also weder entgöttlichet, noch vergöttert, und im ewigen Unterschied und Zusammenhang mit Gott und der Natur, als eine Position in der unendlichen Position von unendlich vielen Positionen Gottes angesehen, erkannt und geachtet werden.

Gott bejahet sich selbst, weil Er nur von sich, nur in sich, und nur durch sich selbst ist. Die Selbstbejahung Gottes ist aber eine Position von unendlich vielen Positionen Gottes, weil, wegen der Untheilbarkeit und der Identität der Wesenheit Gottes, in jedem Bejahten die im Wesen Gottes nothwendig erhaltene Selbstbejahung; in jedem Geschöpfe also die unendliche Schöpferkraft Gottes wiederkehret.

Mit der Selbstbejahung Gottes sind die Selbstbejahungen aller besondern Dinge gesetzt, weil alle Dinge, in sofern sie sind, im Wesen Gottes, folglich in der aus dem Wesen Gottes nothwendig hervorgehenden Selbstbejahung enthalten sind. Aber die Selbstbejahung aller Dinge setzt

nicht (begründet nicht) die Selbstbejahung Gottes, als welche von den Dingen, oder von den Geschöpfen nothwendig vorausgesetzt wird — als der letzte und höchste Grund ihres Seyns. Deßwegen kann die Natur nicht ohne Gott, Gott auch nicht ohne Natur, sondern beide nur in allseitigem, ewigen Unterschied und Zusammenhang wahrhaft erkannt werden. Alles, was wahrhaftig ist, ist also nur in und durch Gott, und hat allein nur in ihm sein Bestehen.

Die Selbstbejahung Gottes stellt unter dreifacher Form, als Bejahtes, Bejahendes, und die Einheit beider sich dar, welchen drei Formen die Natur, das Reich der Geister, und die Menschheit, als die Einheit beider Reiche, als Mikrokosmus entspricht. Die Menschheit als Einheit der Natur und des Geistes ist aber nur ein Abbild der absoluten Einheit aller Gegensätze, nicht diese selbst; deßhalb ist sie, wenn gleich Mikrokosmus, doch nicht das All der Dinge, sondern eine Besonderheit, die mit andern Besonderheiten in Verhältnissen steht. Zufolge dieser mannigfaltigen Verhältnisse schließt jedes besondere Ding andere Besonderheiten von sich aus, und besteht nur durch dieses allseitige Ausschließen von andern Besonderheiten als ein durchaus bestimmtes oder individuelles Ding. Dagegen schließt Gott, zufolge seiner unendlichen Wesenheit, keine Besonderheit in Hinsicht ihres Seyns von sich aus, sondern vielmehr alle Besonderheiten als so viele Bejahungen seiner selbst in sich ein, woraus der eben so unverkennbare, als wesentliche Unterschied zwischen Gott und den Dingen, dem Schöpfer und Erhalter, und den Geschöpfen und ihrem Bestande, klar in die Augen springt.

In der Bejahung Gottes kann unterschieden werden die Selbstbejahung und die Bejahung des Besondern; in jener ist diese, aber nicht umgekehrt in dieser jene enthalten. Die Bejahung Gottes, als Bejahung der Besonderheiten aufgefaßt, ist einerseits nothwendig das Setzen dessen, was andere Besonderheiten nicht in sich fassen, und andererseits das Ausschließen dessen, was sie in sich fassen. Das Ausschließen, bloß als solches auf-

gefaßt, ist in der Selbstbejahung Gottes das Setzen des Besondern als solches; die Selbstbejahung, bloß als ein Setzen dessen, was andere Besonderheiten nicht in sich haben, betrachtet, ist das Setzen oder Schaffen aller Realitäten der Dinge.

Wie die Bejahung, verhält sich auch das Bejahte. Die Bejahung des Besondern ist aber in der Selbstbejahung Gottes begriffen. Was aber nur in einem andern ist und begriffen wird, ist bloß dessen Modus oder Art, zu seyn. Alle besondern Dinge sind demnach Modificationen der Einen Selbstbejahung Gottes. Sie haben zwar ihr eigenthümliches Seyn und Leben; allein dieses ihr eigenthümliches Seyn und Leben ist im Seyn und Leben Gottes als besonderer Modus enthalten, und kann nur aus diesem begriffen werden, und außer demselben keinen Augenblick bestehen. Daraus leuchtet der Satz von selbst ein, daß alle Dinge nur aus, nur in und nur durch Gott, aber gleichwohl die sämmtlichen Dinge nicht Gott, sondern nur Offenbarungs-Weisen seines unendlichen Seyns und Lebens sind. Diese Ansicht der Dinge ist, wie Jedem einleuchtet, der den Sinn der Worte begreift, auf keine Weise pantheistisch, indem die Dinge nicht Gott gleich gesetzt, die Natur nicht mit Gott verwechselt, sondern in der wahren Abhängigkeit von Gott, als ihrem Schöpfer und Erhalter, begriffen wird. Es kommt zwar auch die Behauptung mit vor, daß Eines, nämlich das eine und untheilbare Wesen der Gottheit, Alles sey; aber es wird zugleich gezeigt, wie das All dem Einen nicht gleich, sondern nothwendig unvollkommener als dasselbe, und ihm untergeordnet sey.

Unergründlich ist das Wesen Gottes; denn obgleich dasselbe im All der Dinge auf unendliche mannigfaltige Weise sich manifestirt, kann es doch nie ganz aufgeschlossen werden, indem die Geschöpfe allzumal nur Modificationen seines Seyns und Lebens; aber niemals das Seyn und Leben selbst zu seyn vermögen. Selbst formlos, bringt Gott alle Formen hervor, und lebet und ist — der Eine und derselbe in Allem. Zwischen Formen und Formen des göttlichen Seyns und Lebens,

oder, was eines ist, zwischen den Geschöpfen Gottes und unter ihnen treten, der vielen Relationen wegen, mannigfaltige und viele Unterschiede ein. Diese alle aber sind vom Wesen Gottes nothwendig ausgeschlossen, und in ihm, dem Form- und Gegensatzlosen, kann weder Wandel noch Wechsel Statt finden. Gott ist zufolge seines Begriffes, so wie der Unaussprechliche, also auch der schlechthin Unveränderliche.

So erklärt sich von selbst die Möglichkeit und Wirklichkeit der Schöpfung aller Dinge aus Nichts. Sie sind nicht aus einem von Gott unabhängigen präexistirenden Stoffe geformt, noch durch irgend ein nie zu erklärendes Ungefähr gebildet, sondern aus der ewigen Wesenheit Gottes, vermöge der in der absoluten Form des göttlichen Wesens analytisch enthaltenen relativen Formen, durch eine Nothwendigkeit, welche die Freiheit selbst ist, hervorgegangen, oder, nach der Sprache des reflectirenden Verstandes ausgedrückt, von Gott aus freiem Willen, ohne alle und jede Nöthigung oder Zwang, der mit dem Wesen Gottes sich nicht verträgt, geschaffen worden; weßwegen dem biblischen Satze: „Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde," eine tief metaphysische Wahrheit zu Grunde liegt.

Aus dieser Idee der Schöpfung aller Dinge geht ein zweifaches Verhältniß derselben nothwendig hervor; erstlich, das Verhältniß zu Gott, aus dem, in dem und durch den alle Dinge sind; zweitens, ein Verhältniß der Dinge zu einander; jenes wird das absolute und ewige, dieses das relative, bedingte und zeitliche Verhältniß der Dinge genannt. So lange und wo die relativen und zeitlichen Verhältnisse der Dinge vom absoluten und ewigen beherrscht werden, besteht das wahre Seyn und Leben der Dinge, indem dadurch in ihnen auf eigenthümliche Weise Gott ist und wirket, folglich diese Dinge ihrem Begriffe, gemäß welchem sie Modificationen des göttlichen Seyns und Lebens sind, völlig entsprechen. Wie aber das absolute und ewige Verhältniß den bedingten und zeitlichen Verhältnissen unterliegt, büßt jegliches Ding von seinem wahren Seyn und Leben

ein, indem es aufhört, das Seyn und Leben Gottes in sich auf eigenthümliche Weise auszudrücken, und bald nur dem Scheine anheim fällt, und nur der nichtigen Eitelkeit dienet.

Nur ein selbstständiges Einzelwesen kann aber das absolute und ewige Verhältniß, wenn nicht ganz aufheben, doch den bedingten und zeitlichen Verhältnissen dienstbar machen. Eine solche Selbstständigkeit kommt einem mit Vernunft und Freiheit begabten Wesen zu; ein solches Wesen aber ist in der Erscheinungs-Welt der Mensch: folglich kann der Mensch die zeitlichen den ewigen, oder die ewigen den zeitlichen Verhältnissen dienstbar machen, d. i. der Mensch kann tugendhaft leben, oder sündigen.

Daß in der Menschheit das Reich der Tugend nicht vorherrschend geblieben, sondern gesündiget worden sey, beweiset der gegenwärtige Zustand der Menschheit, in welchem das Absolute und Ewige keineswegs über das Bedingte und Zeitliche, sondern umgekehrt dieses über jenes vorherrschend ist. Unwissenheit und Irrthum, Schwachheit und Wandelbarkeit, Unlauterkeit der Absichten und böses, verkehrtes Wesen, Unfriede und Feindseligkeit, Schmerzen, Krankheit und Tod sind unverkennbare und unwidersprechliche Beweise, daß der Mensch weder in Beziehung auf sich selbst, noch in Beziehung auf andere Dinge, vernünftige oder vernunftlose, in jenem absoluten und ewigen Verhältnisse zu Gott sey, in welchem er zufolge seiner Idee und Bestimmung seyn sollte. Die Menschheit liegt allzumal in der Sünde, weil sie die absolute Beziehung zu Gott abgebrochen, und nun ein von Gott in ihren Gedanken getrenntes, ein bloß nichtiges, ein Scheinleben führt.

Indessen kann das Absolute und Ewige, an und für sich unzerstörbar, nie ganz ausgetilgt, sondern nur mehr oder weniger dem Ungöttlichen und Vergänglichen dienstbar, und von letzterm gebunden werden. Das dienstbar gewordene absolute und ewige Wesen im Menschen soll befreit, das gebundene entbunden werden. In solcher Befreiung und Entbindung besteht das wahre Menschwerden des Menschen, welches durch die Erziehung

der Menschheit bedingt wird, deren Gesetze und Maximen deßhalb von diesem Gesichtspunkte aus festgesetzt werden sollten.

Das Göttliche und Ewige kann aber im Menschen nicht hervortreten, wenn die Herrschaft des Zeitlichen und Vergänglichen nicht geschwächt, und als solche ausgetilgt wird. Die wahre Menschwerdung des Menschen wird deßhalb bedingt durch ein Absterben des wirklichen Menschen, und ein Neugeborenwerden des absoluten und ewigen Wesens der Menschheit. Allein jenes Absterben darf nicht gewaltthätig und eigenmächtig von Außen, sondern muß durch das im Innern aufwachende ewige Leben allmählig bewirkt, oder das zeitliche Leben durch das absolute und ewige Leben umgewandelt werden. Das im Innern aufwachende ewige Leben erzeuget sich aber nicht von selbst, sondern wird von seinem höhern Zentralpunkte aus, d. i. von Gott erzeugt. Die Wiedergeburt, ohne welche die wahre Menschwerdung des Menschen nie anfangen kann, ist ein Werk, welches nicht die Natur, nicht der Mensch, sondern welches nur der Geist Gottes im Menschen hervorbringen kann.

Obwohl der Mensch, was er wirklich ist, durch sich selbst geworden war, und somit als Schöpfer seines gegenwärtigen Zustandes angesehen werden muß, so wird doch das, was der Mensch ursprünglich geworden, und was durch den Abfall von Gott, oder durch Aufhebung des absoluten und ewigen Verhältnisses getödtet worden war, nur durch die Selbstaffirmation Gottes hergestellt, somit das dadurch affirmirte von Neuem wieder geschaffen und geboren werden.

Es ist für die Menschheit also eine neue Schöpfung nothwendig, welche von der christlichen Religion als die erste, als die allgemeine und schlechthin nothwendige Bedingung gefordert und bezwecket wird.

Durch die neue Zeugung und Wiedergeburt des Menschen, in welcher die Religion das Objective, die Seele aber, in der die neue geistige Zeugung vorgehen soll, das subjective Element ist, wird der Leib des Menschen nicht sogleich neu geschaffen, sondern bleibt einstweilen in

seinem alten Zustande und in den durch die Sünde gesetzten Relationen. Da aber gleichwohl der Leib mit dem geistigen Organismus der Seele, in welcher die neue Zeugung und Geburt aus Gott erfolgt ist, wegen des gemeinsamen Ursprunges beider in naher und inniger Verbindung steht: so wird der Leib zufolge seines bleibenden Verhältnisses zu den durch die Sünde gesetzten Relationen, deren Geburt er ist, zugleich die durch die Religion abgebrochene Verbindung der Seele und ihres geistigen Organismus mit diesen Relationen wieder herzustellen suchen. Daher das Gelüsten des Fleisches gegen den Geist, das Gesetz der Glieder im Kampfe gegen das Gesetz des Geistes.

Alle diejenigen, welche sich recht angelegen seyn lassen, das neugezeugte geistige oder göttliche Leben einerseits zu bewahren, und andererseits sein Wachsthum zu befördern, und sein Reich zu verbreiten, pflegen deßhalb das Leben des noch in der Dienstbarkeit der Sünde befangenen Leibes zu tödten, oder das Fleisch mit allen seinen Lüsten zu kreuzigen, und so den alten Menschen nach der Sprache des Apostels ganz auszuziehen, und einen ganz neuen Menschen anzuziehen, der da gleichförmig ist unserm Ur- und Vorbilde, Christus.

Indessen soll *nicht der Leib,**) sondern nur *das Leben der Sünde im Leibe* getödtet werden. Daher kann Unverstand und Ueberspannung den Menschen verleiten, dieses an und für sich nothwendige und ruhmwürdige Geschäft weiter, als es sich gebührt, zu treiben, und, statt die Sünde im Körper, den Körper selbst zu zerstören, wie es nach dem Zeugnisse der Geschichte mehrmals von fanatischen Menschen geschehen seyn mag. Der Mensch, der sich keinen neuen Leib, welcher da seiner Idee ganz genügete und entspräche, zu schaffen vermag, darf den in den zeitlichen und räumlichen Relationen befangenen Leib niemals gewaltthätig und eigenmächtig ertödten, sondern er soll zuwarten, bis Gott selbst ihn davon befreit. Deßhalb sind Selbstschwächung, Selbstverstümmlung und

---

*) Siehe, wie der Verfasser auch hier Mißverstand und Mißbrauch so genau von der Wahrheit scheidet!

Selbstmord, wo diese mit Bewußtseyn und Freiheit erfolgen, allezeit gräßliche Laster. Der Mensch darf sich in gar keinem Falle selbst tödten, sondern soll in jeder Lage ruhig und gelassen den Tod erwarten, auf daß die Folgen der Sünde, welche durch Mißbrauch der Freiheit entstanden waren, durch Gehorsam und Ergebung wieder gehoben werden mögen.

Befördert und dem erhabenen Ziele seiner Vollendung entgegengeleitet werden — soll das neuerzeugte göttliche Leben vermittelst der Erziehung, welche eine negative und positive Seite hat. Als negativ wirkend, hat die Erziehung alle jene Relationen, welche durch die Sünde entstanden, so viel möglich aufzuheben, oder zu beseitigen; als positiv wirkend, die absoluten und ewigen Relationen, oder eigentlich das Relationslose im Menschen zu setzen; mit andern Worten: die Erziehung soll das Reich der Sünde allmählig aufheben und zerstören, und an seine Stelle das Reich Gottes in den Menschen verpflanzen. Die Erziehung, in diesem Sinne aufgefaßt, unterscheidet sich gar sehr von derjenigen, die in den pädagogischen Schriften des Tages gepriesen, und im Leben betrieben wird. Denn die letztere bildet den Menschen noch mehr in die endlichen, durch die Sünde gesetzten Relationen hinein, als daß sie dieselben aufhöbe, und für das Relationslose oder Ewige befähigte. Deßwegen ist aber auch die Erziehung, wie sie unter so vielen Menschen gerühmt und getrieben wird, meistentheils nicht nur keine christliche, sondern vielmehr eine antichristliche Erziehung, indem durch sie die Zöglinge von den ewigen Wahrheiten der Religion weggeleitet, und nur für das Nichtige und Vergängliche der sinnlichen Welt tüchtig werden.

Wenn jedes Erkennen ohne Religion nur ein Erkennen der durch den Abfall von Gott gesetzten Relationen ist, wie dann dieses von jedem dem Religiösen ganz entfremdeten, vorgeblichen Wissen behauptet werden muß: so ist leicht einzusehen, was von einem Unterricht in Hinsicht auf wahre Menschenbildung zu halten sey, welcher von aller Religion getrennt gegeben wird. Abrichten, Dres-

siren für dieses oder jenes Geschäft des zeitlichen Lebens mag er; aber einen Menschen bilden, oder ein Menschen-Individuum für seine ewige Bestimmung befähigen kann er nicht. Frei und laut, schreibt Zimmer, verkündige ich es vor der ganzen Welt, daß jede Erziehung ohne Religion nichts, gar nichts ist. Frei verkünde ich es, daß alle Erziehungs-Anstalten, wessen Namens, Ortes und Entstehens sie sind, um so geschmack- und kraftloser sind, je weniger sie mit der Religion in Verbindung stehen.

Und darum sage ich es frei heraus, daß man nie zu frühe mit dem religiösen Unterricht bei den zu Erziehenden beginnen könne. Nur sie, die Religion, ist das Element, was die Erziehung zu einer wahren Menschenerziehung macht, weil nur durch sie der Mensch zum wahren Menschen wird, und nur durch sie die Erkenntnisse zu Erkenntnissen des Wahren werden. Mögen immer die Pädagogen in ihren Plänen von Menschenerziehung die physische, die intellectuelle, die moralische, die bürgerliche, die religiöse Erziehung unterscheiden; diese Trennung und Eintheilung ist schön, und hat ihren guten Nutzen für denjenigen, welcher schon erzogen ist, und nun im Begriffe steht, die Kunst zu erlernen, wie er auch Andere erziehen möge. Denn dazu gehört die Erkenntniß der verschiedenen Kräfte und Anlagen der Menschen, und dazu gehört es, zu wissen, wie man sie bei dem zu Erziehenden zu entwickeln habe. Da man nun nicht Alles auf einmal sagen kann, so ist es wohl gethan, wenn man diese verschiedenen Anlagen kennt, und bei jeder die besonderen Regeln nennet, an welche man sich zu halten habe, um dieselben am sichersten und báldesten an ihm zu entwickeln. Allein, damit sagen wollen: der Erzieher müsse gerade nach diesem Plane der Erziehung verfahren; und die physische müsse der Zeit nach ganz der intellectuellen; diese der moralischen, diese der bürgerlichen, und diese der religiösen vorangehen: dieses sagen, und was noch mehr ist, dieses ausführen wollen, ist die größte Verkehrtheit in der Menschenerziehung. Denn ist auch die religiöse Erziehung in Wahrheit die höchste, und so im Aufsteigen die letzte: so ist sie unter einer andern Ansicht

eben so gewiß die tiefste, d. i. sie ist eben sowohl die Wurzel, wie die Blüthe, eben sowohl der Grund, worauf alle wahren Kenntnisse ruhen, wie der Gipfel, womit sie enden. Also darum ist die religiöse Erziehung die erste und letzte Erziehung, weil nur durch sie der Mensch Mensch wird.

Der Staat ist der Zustand der Menschheit in der Wirklichkeit, oder die erscheinende Organisation der Menschen-Individuen zu einer Corporation der Menschheit. In der verwirklichten Idee des Staates, oder auch in der Verwirklichung derselben müssen zwei Seiten unterschieden werden. Der wahre, oder der seiner ewigen Idee entsprechende Staat soll einerseits in und an sich das Menschgewordenseyn; andererseits vermittelst der Erziehung die perpetuirliche Menschwerdung darstellen. Da nun aber die wahre Menschwerdung durch die Religion bewirkt wird; jede andere Menschwerdung, wie z. B. die sogenannte Policirung oder Cultivirung der Nationen (in ihrer Trennung von der Religion), nur eine scheinbare ist, die unwidersprechlich diesen hohen Namen nicht verdient: so ist es offenbar, daß der Staat, um Staat zu seyn, die Religion in sich aufgenommen haben müsse, in sofern er nämlich sowohl das Menschgewordenseyn, als auch die Menschwerdung in sich darstellt. In jedem wahren Staate sollen deßhalb unverkennbar wahrzunehmen seyn:

1) Die Darstellung des Menschgewordenseyns.
2) Die Darstellung der perpetuirlichen Menschwerdung.
3) Die Religion als unerläßliche Bedingung beider.

Damit die Darstellung des Menschgewordenseyns im Staate wahrnehmbar werde, ist vor Allem beim gegenwärtigen Zustand, in dem sich die Menschen befinden, nothwendig, daß jene Verhältnisse aufgehoben werden, in welche die Menschheit durch die Sünde verflochten worden ist, zumal diese dem ewigen Verhältnisse, in welchem der wahre Mensch zu Gott, zu den übrigen Menschen und zur Natur stehen soll, im Wege sind.

Daher kann vom Staate nie mit Geist und Kraft gesprochen werden, wo die Ansicht des gegenwärtigen Menschenzustandes, nämlich des Zustandes der Sündhaftigkeit fehlet, indem der echte Gesichtspunkt mangelt, von welchem aus das Wesen und die Einrichtung, das Wirken und Handeln des Staates eingesehen und bestimmt werden kann. Die Staatslehrer, welche vom gegenwärtigen Zustande der Menschen keine Notiz nehmen, es sey, weil sie ihn nicht kennen, oder nicht kennen wollen, oder ihn für den ursprünglichen Zustand halten, in welchen der Mensch von Gott gesetzt sey, sehen den Menschen für weiter nichts an, und können ihn auch für nichts ansehen, als für ein Product der Natur, das durch Erziehung und Unterricht und Androhung der Strafen für Andere unschädlich gemacht, oder in Kenntnissen so weit gebracht, oder so dressirt werden müsse, um Freude genießen, und zum Freuden-Genuß Anderer dienen zu können. Da sie nun nicht wissen, oder nicht darauf achten, wie beim Menschen Alles auf das Wiederfinden des Göttlichen, und auf das Festhalten desselben berechnet werden soll, so können sie weder die Idee des Staates, noch die reale Darstellung desselben im gegenwärtigen Zustande, noch die Möglichkeit und das Wie dieser Darstellung erkennen, und deßhalb vom Staate gewöhnlich nicht anders, als Unwissende, sprechen.

Im Staate können, wie bei der Erziehung, zwei Seiten unterschieden werden, eine negative, in sofern durch den Staat Alles und Jedes aufgehoben werden soll, was der Entwickelung oder dem Seyn des leiblichen und geistigen Organismus der Menschen, folglich was nur immer dem Menschgewordenseyn oder der Menschwerdung im Wege steht; und eine positive Seite, zumal durch den Staat auch Alles gesetzt werden soll, wodurch die Wiederherstellung und Erhaltung der ewigen Verhältnisse des Menschen, oder die wahre Menschwerdung nur immer bedingt wird. Da in einer Beziehung die Thätigkeit des Staates als aufhebend, ausscheidend oder negirend, und in der Andern als setzend hervortritt, so fallen zwei Seiten des erscheinenden Staates Jedem in die Augen.

Damit aber der Staat in beiden Beziehungen seiner Idee entsprechen, und seinen höchsten Zweck erreichen könne, muß er nothwendig die Religion in sich aufnehmen, und in allen Theilen seiner Verfassung offenbar werden lassen. Diese soll sich nicht nur durch das Setzen der ewigen Verhältnisse, sondern auch in der Aufhebung der durch den Abfall und Verfall unsers Geschlechtes entstandenen Relationen, und somit in negativer Hinsicht nicht weniger als in positiver wirksam zeigen. Die Religion soll sich zum Staate, wie die Seele zum Leibe verhalten, und deßhalb als das belebende und vorherrschende Princip in allen Beziehungen erscheinen; in ihrem Gefolge sind Wissenschaften und Künste, und als vollendete Frucht die vollkommenste Repräsentation der ewigen Verhältnisse der Menschheit am Staate in der Zeit. Der wahre Staat kann ohne Religion weder entstehen, noch bestehen; sie ist Anfang, Mittel und Ende desselben. Die ganze Geschichte der alten Welt steht als unverwerflicher Zeuge da, daß alle Staaten des Orients und des Occidents, des Nordens und des Südens, namentlich die Urstaaten, aus welchen und nach welchen die andern gebildet wurden, von der Religion erzeugt, belebet und vollendet worden seyen. Auch die Bildung der Staaten in den letztern Zeiten gieng von der Religion als dem Princip ihrer Entstehung aus; und der nicht von der Religion ausgieng, ist wie ein Kartenhaus eingestürzt, weil ohne Grund kein Gebäude zu bestehen vermag.

Die Religion als nothwendige Seele und als Lebensprincip jedes wahren Staates ist die Anschauung des Bandes, und das Band selbst, wodurch Gott mit dem Menschen und dem ganzen Universum, und wodurch der Mensch und das Universum mit Gott verbunden werden, und besonders die Anschauung des Bandes, durch welches der abgefallene Mensch wieder an Gott zurückgebunden wird. In ihr sind die Gefühle der Hochachtung und Liebe, der Dankbarkeit und des Gehorsams, der Demuth und der Ergebung enthalten. Auch setzt die Anschauung des Bandes, wodurch der abgefallene Mensch wieder an Gott zurückgebunden wird, die Erkenntniß des Abfalles

der

der Menschheit, und der schlimmen Folgen desselben voraus.

Der vollständige Begriff der Religion hat demnach folgende Bestandtheile nothwendig in sich: 1) Die Anschauung Gottes und der ewigen Verhältnisse desselben zum Menschen, und des Menschen zu Gott und den übrigen Menschen. 2) Gewisses Erkennen des Abfalles von Gott, mit jener Anschauung verbunden. 3) Gewisses Erkennen, daß dieser Abfall von Gott aufgehoben sey. 4) Gewisses Erkennen, wie der Abfall aufgehoben sey. 5) Gewisses Erkennen, daß die Erlösung des Menschen von der Sünde von Menschen selbst eingeleitet und verbreitet werden müsse — durch Errichtung des Staates. 6) Gewisses Erkennen, daß der Staat das Aufheben und Aufgehobenseyn der Hindernisse, und das Setzen und Gesetztseyn der nothwendigen Bedingnisse des leiblichen und geistlichen Organismus, und dabei die wirkliche Darstellung der in sich aufgenommenen Religion seyn müsse.

Der Staat stellt die in sich aufgenommene Religion öffentlich dar:

1) In der Erziehung seiner Bürger, durch welche die Religion als Seele und Geist aller Gesinnungen und Handlungen ihnen eingebildet, oder in ihnen erweckt und herausgebildet werden soll.

2) In allen Anstalten, Verordnungen und Gesetzen, welche sich auf die Entstehung, Entwickelung und Erhaltung des leiblichen Organismus beziehen, und zwar durch Milde und Schonung in Hinsicht auf den Entwurf, so wie andererseits durch den Heroismus und die Aufopferung des Besondern für das Allgemeine, durch Hingabe der Bequemlichkeiten und durch Besiegung aller Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung dessen in den Weg legen, was der Staat aus guten Gründen beabsichtiget.

Diese Offenbarung der Staatsreligion zeigt sich vorzüglich a) durch polizeiliche Verordnungen und Vollziehungen derselben gegen öffentliche Unsittlichkeiten, welche der Entstehung, Entwickelung und Erhaltung des leiblichen Organismus im Wege stehen,

wie z. B. die Ausschweifungen einer widernatürlichen und ungebundenen Wollust, der Mißbrauch der Zeugungs-Organe mit allen seinen verheerenden und schrecklichen Folgen. Leichtsinn und Nachsicht des Staates in dieser Hinsicht sind ein sprechender Beweis, daß seine Religion sehr gesunken, wenn nicht ganz verschwunden sey. b) Durch Achtung und Handhabung der Heiligkeit der Ehen, die als Grundlage der Entstehung und Entwickelung oder Erziehung der Menschen die wichtigste Bedeutung hat, weil, wo diese Achtung verschwindet, der Staat allemal dem Grabe sich nähert. c) Durch strenge Justizpflege und gegenseitige Gerechtigkeitsliebe der Staatsbürger. Wo von diesen nichts mehr wahrgenommen wird, ist auch die Religion zurückgetreten, der Staat ohne Religion und Pflichten, ohne Gott, folglich ohne Fundament in der Welt, und seinem Untergange als grund- und bodenloses Gebäude jeden Augenblick nahe.

Wenn aber gleich der Staat auf die genannte Weise die Religion an sich darstellt, geht er deßwegen doch nicht in die Kirche über; denn diese ist die Anstalt, wodurch die Religion in Symbolen dargestellt, nach Allen Beziehungen belebt, und das religiöse Gefühl der Menschen auf jede zweckmäßige Weise erhöht werden soll, wozu öffentliche Versammlungen, Reden, gemeinsame Gebete und Sacramente erfordert werden, welche der Staat, als solcher, nicht hat. Nach dem Falle des Menschen gehört es nothwendig zum Wesen der Kirche, daß sie die Darstellung der Versöhnung Gottes mit den Menschen sey, was nur durch Opfer und Sündenvergebung geschehen kann. Da aber durch den Staat, der als Staat das objective Wie der Erlösung ignorirt, diese Darstellung nicht geschehen kann, so ist es auch unmöglich, daß der Staat jemals zur Kirche werde; denn wo der Staat aufhört, fängt erst die Kirche an, und ist deßhalb allezeit nothwendig von ihm verschieden. Die Kirche ist nichts anders, als die objectiv gewordene oder real dargestellte Religion, oder das Wie der Wiedervereinigung der gefallenen Menschen mit Gott, oder

die anschauliche Darstellung, wie das ewige Verhältniß zwischen Gott und den Menschen, und der Menschen untereinander wieder hergestellt worden sey, und wieder hergestellt werde; die christliche Religion und christliche Kirche ist die Darstellung dieser Wiederherstellung durch Christus, den Mittler zwischen Gott und den Menschen, oder des Einen Bandes, wodurch die in der Sünde befangene Menschheit wieder an Gott zurückgebunden wurde, und immerfort wieder mit Gott vereiniget wird. Da nun der Staat, auch in seiner Vollkommenheit aufgefaßt, mit seiner Religion oder der Staatsreligion nur bis zum objectiven Wie der Erlösung geht, von diesem aber als Staat nichts enthält oder weiß; die Kirche dagegen gerade dieses objective Wie als ihr eigenthümliches Wesen anerkennt: so folgt augenscheinlich, wie Staat und Kirche zufolge der Ideen, welche beiden zu Grunde liegen, stets von einander unterschieden sind und bleiben müssen.

So lange daher die Idee des Staates und die Idee der Kirche erkannt, und nach dieser Erkenntniß verfahren wird, kann der Staat weder von der Kirche, noch die Kirche von dem Staate unterjocht werden; auch können sie miteinander nie in wesentliche, sondern höchstens in zufällige Collisionen kommen, da der gemeinsame Punkt, in welchem sie einander berühren, die Staatsreligion, keinen Anlaß zu Streitigkeiten geben kann, indem die Kirche nie aufhebt, was der Staat will, sondern nur vollkommener und lebhafter das Religionsverhältniß darstellt, und hiedurch zur Erreichung des Staatszweckes beiträgt. Deßhalb kann ihr auch der Staat den Religions-Unterricht ganz überlassen, weil derselbe in den Händen der Kirche besser, als in denen des Staates besorgt werden wird. Was Streitigkeiten zwischen Staat und Kirche verursacht, und von jeher vielfältig veranlaßt hat, sind bloß zufällige Berührungspunkte, wie z. B. das Kirchengut, die Ehe, die Besetzung der Kirchenämter u. s. w., worüber zur wechselseitigen Ausgleichung und Befriedigung beider Gewalten Concordate abgeschlossen werden sollen.

Der Idee des Staates liegt, dem Gesagten zufolge, nicht weniger als der Idee der Kirche die Voraussetzung zu Grunde, daß die Menschheit von Gott abgefallen, und gegenwärtig im Zustande des Verfalles sey; daß das ewige und einzig wahre Verhältniß der Menschen unter sich, zur Natur und zu Gott, wieder hergestellt werden müsse; daß der Staat die nothwendige Vorbereitungs-Anstalt zu dieser Wiederherstellung sey, und als solche alle Hindernisse aufzuheben habe, welche der Entwickelung des leiblichen und geistigen Organismus der Menschheit, durch die Sünde gesetzt, entgegenstehen, und zugleich alle Beförderungsmittel zu jener Entwickelung zu verschaffen habe, daß die Kirche mit dem Wie dieser Wiederherstellung sich beschäftige. Nur von solch einer Ansicht des Staates und der Kirche aus läßt sich über beide, an und für sich und in ihrem Verhältnisse zu einander betrachtet, etwas Wahres und Haltbares sagen, und somit das Staats- und das Kirchenrecht auf ein festes, weil in der gegenwärtigen Naturbeschaffenheit der Menschheit gegründetes, Fundament bauen.

Wie aus dem Wesen, so ergiebt sich auch aus der Geschichte der Philosophie, daß die Menschheit in einem allgemeinen Irrthum, dieser Folge der Sünde, befangen sey; denn der im gewöhnlichen Erkennen der Menschen bemerkte Irrthum war von jeher die Veranlassung alles wahren Philosophirens unter den Menschen, und die Geschichte der Bildung und Ausbildung der Philosophie zeigt augenscheinlich, wie das anhaltende Bestreben aller wahrhaft Philosophirenden ganz allein darauf hingerichtet war, das große und wichtige Räthsel zu lösen, das ihnen das Verhältniß des wahrhaft Unendlichen und Endlichen vorlegte; die ganze Philosophie beschäftigt sich mit der Auflösung dieser Frage, oder ist die Auflösung derselben selbst. Und der Unterschied der Philosopheme und Systeme, von welchen die Geschichte Meldung thut, bestehet bloß einerseits in der differenten Behauptung der Auflösbarkeit oder Unauflösbarkeit dieser Frage, und andrerseits in der Verschiedenheit der gesuchten und versuchten Auflösung selbst.

Nicht weniger weiset auf einen gemeinsamen Irrthum, auf ein Radical-Böses, die Geschichte des Einflusses hin, den die Philosophie auf das religiöse und öffentliche Leben vermittelst ihrer Resultate von jeher ausgeübet hat; denn dieser äußerte sich durch eine andere Gestaltung, und gleichsam durch eine Umgestaltung des öffentlichen Lebens, welches ein schlechteres voraussetzt, das als Folge der Unwissenheit oder des Irrthums durch den Einfluß der Philosophie als des höhern und wahren Wissens ausgetilgt wurde oder wird. Aus der Geschichte des Ursprungs, der Entwickelung und Fortbildung, und des Einflusses der Philosophie auf das religiöse und bürgerliche Leben geht unwidersprechlich hervor, daß die Menschheit in dieser Hinsicht im Argen liege, indem ein gemeinsamer Irrthum der Erkenntniß der Wahrheit, und eigentlich die Un- und Nichtphilosophie der einzig wahren Philosophie unter den wirklichen Menschen vorangeht, als ein Uebel, von welchem sie befreit werden sollen.

Nach den angegebenen Gesichtspunkten versuchte Z. im zweiten Theile seiner oben angeführten philosophischen Untersuchung über den Verfall des menschlichen Geschlechts aus dem ganzen Umfange der Geschichte der Philosophie zu erweisen, daß das menschliche Geschlecht mit einem allgemeinen Irrthume behaftet sey. Zu diesem Zwecke hat er die verschiedenen Parteien der Philosophirenden und ihre charakteristischen Unterschiede angeführt, und die wesentliche Abweichung der philosophischen Systeme von einander gezeigt. Deßhalb hat er die Philosophie von ihrem Entstehen an bis auf unsere Zeit in ihren Hauptepochen verfolgt, um auf diese Weise zur vollendeten Ansicht und Einsicht zu kommen, daß zu jeder Zeit ein allgemeiner Irrthum des menschlichen Geschlechtes anerkannt worden sey. Aus dieser Untersuchung soll dann ferner einleuchten, welche Philosophie, und welche Art zu philosophiren die wahre sey, und welchen Einfluß fortwährend die Philosophie auf die Theologie ausgeübet habe, oder in welcher Verbindung sie stets zu ihr gestanden, aus welcher letztern, wie sie in der Geschichte vorkommt, unver-

kennbar eingesehen wird, wie keine Theologie als Wissenschaft ohne Philosophie möglich sey. Auch kann bei dieser Untersuchung es keinem entgehen, daß von jeher die Religion der mächtige Motor gewesen sey, der den Menschen zum Philosophiren brachte und darin festhielt, so zwar, daß derjenige die Philosophie verbannen würde, welcher die Religion verböte, und daß mit der ganzen Geschichte im auffallendsten Widerspruche stehe, wer Religion und ihre Wissenschaft — die Theologie, für etwas Geringes, oder wohl gar für etwas Entbehrliches halte.

Was aus der Geschichte der Entstehung, Fortbildung, und des Einflusses der Philosophie unwidersprechlich erfolgt, bestätigen auch die bestimmten Aussagen der berühmtesten Philosophen der alten, mittlern und neuern Zeit, was zu zeigen die Aufgabe des dritten Theils gewesen. Plato's Lehre vom Abfall der Ideen, die Mysterien des Alterthums, und die Aeußerung mancher Philosophen über die uralte Sage von einem goldenen Zeitalter der Menschen, das durch ein anderes verdrängt wurde, daran die Sünde derselben Schuld war, sind allgemein bekannte und sprechende Belege hiefür. Plato's Ansicht blieb in seiner ganzen Schule vorherrschend, und die Philosophen unter den Kirchenvätern haben sich hierüber noch unzweideutiger ausgesprochen. Es war nämlich eine nothwendige Folge des von ihnen aufgenommenen Planes — das Christenthum gegen das Heiden- und Judenthum zu vertheidigen, daß sie über die Mythen und Mysterien, über die alten Lehren von den Reinigungen, Abtödtungen und Entkörperungen sprechen mußten, und so nothwendig auf die Lehre vom Abfall der Menschen verfielen, wo sie nicht umhin konnten, von den Mitteln zu handeln, durch welche die Menschheit von den Banden der Sünde wieder frei werden sollte. — So stimmen die Aussagen der Philosophen mit dem Alterthume und der Geschichte der Philosophie, und alles dieses mit der Lehre des Christenthums vom Abfall des menschlichen Geschlechtes überein.

Sehr wichtig und lehrreich sind die Worte, mit welchen Z. den dritten Theil seines Werkes: „Philosophische

Untersuchung über den Verfall des menschlichen Geschlechtes" schließt. Sie werfen ein helles Licht auf die Ansicht, oder besser, den Geist, welcher in allen Beziehungen den tiefsinnigen Forscher leitete, auf die Tendenz und die Beweggründe seiner abstracten, und Vielen zu metaphysisch vorkommenden Untersuchung im Gebiete der christlichen Theologie. Wir können deßhalb nicht umhin, wenigstens den Anfang und das Ende dieser denkwürdigen Stelle wörtlich herzusetzen, weil kaum etwas über ihn gesagt werden könnte, was den Leser so in Stand setzte, sich eine klare und durchaus wahre Anschauung von Z. wissenschaftlichem Charakter zu bilden, und was somit biographischer wäre. Der unbefangene Leser wird sich überzeugen, daß Z. die Wirklichkeit, und besonders das, was in der Gegenwart Noth thut, klar und bestimmt gesehen, und warum er gerade so, wie er es that, nämlich durch Philosophie und Philosophiren dem allgemein überhandnehmenden Unwesen zu steuern versucht habe. Wir sind überzeugt, daß Jedermann, dem das Wichtigste der Menschheit noch heilig und theuer ist, den reinen Eifer, der den Verfasser beseelte, anerkennen, und die uneigennützige Wahrheitsliebe, so wie den edlen Muth — sich rücksichtslos auszusprechen — auch da noch hochachten werde, wo er allfällig mit den Gedanken und Ansichten desselben sich nicht ganz befreunden kann.

„Werfen wir nun einen Blick auf den Inhalt dieser vorliegenden Schrift zurück, und erwägen wir noch einmal dasjenige, was darin gesagt, und wie es dargestellt ist, so glaube ich sagen zu können, ohne mich deßwegen einer Anmaßung schuldig zu machen, daß ich mein gegebenes Versprechen getreulich, und nach Maß meiner Kräfte erfüllet habe. Denn hell und klar liegt es jetzt am Wesen, in der Geschichte und aus den Aussagen der Philosophie da, daß von jeher ein allgemeiner Irrthum, liegend auf dem ganzen Menschengeschlechte, und zwar als ein Erbübel, das von einem auf den Andern übergehet, von dem philosophirenden Theil der Menschen, und zwar sowohl von denjenigen, die zur wahren Philosophie gekommen, als auch jenen, die dahin zu kommen versuchten,

anerkannt worden. Wird nun aber dieser behauptete Irrthum, und die mit ihm nothwendig verbundene Folge nach seinem Wesen betrachtet, so ergiebt es sich von selbst, daß es eben dasselbe sey, was das Christenthum mit der Lehre von der Erbsünde sagt, und es wird zumal klar und deutlich eingesehen, daß diese so verschriene Lehre deßwegen gerade, und nur dasjenige aussage, was bei dem traurigen Anblick des ausgearteten Menschengeschlechtes Vernunft und Philosophie mit lauter Stimme behaupten. Doch davon abgesehen, ob der Versuch gerathen sey oder nicht, so viel bleibt immer gewiß, daß gerade dieser Punkt nicht nur einer der schwierigsten, sondern, was noch vielmehr, einer der wichtigsten für die Menschheit ist. Es bleibt gewiß, daß von dem Erkennen desselben überaus Vieles und Folgereiches abhange, und daß ohne dieses Erkennen die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen nicht erkannt und in Ordnung gebracht werden können. So hängt offenbar die wahre Erkenntniß der Naturbegebenheiten und ihrer Verhältnisse zum Menschengeschlecht, dann der Thaten der Menschen und der daraus hervorgegangenen, theils wohlthätigen, theils nachtheiligen Folgen, und die wahre Würdigung derselben von diesem Erkennen ab. Eben so wenig mag ohne dieses Erkennen eingesehen werden, was der Staat und die Kirche sind, seyn können und müssen, wozu Beide gehören, wann und wie dasjenige erreicht werde, was durch sie als göttliche Anstalten bei diesem Anliegen der Menschen erreicht werden solle; endlich, wie die Erziehung des Menschen beschaffen seyn müsse. Keine dieser wichtigen Angelegenheiten kann also ohne dieses Erkennen erkannt und in Ordnung gebracht werden. Daher sowohl in den Angelegenheiten der Staaten überhaupt, als in denen der Erziehung insbesondere, das unaufhörliche Hin- und Herschwanken, das Einreißen und Aufbauen ohne Unterlaß u. s. w. Woher, saget es mir, kommt doch dieser Unbestand, und zwar, wohlgemerkt, gerade in den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen? — Wenn ihr mir darüber keine nähere Auskunft, oder vielmehr euere Ansicht nicht offenbaren wollt, so will ich die meinige un-

verhohlen sagen. Ich weiß es zwar wohl, daß wirkliche Staaten, als Nachbildungen der Idee des Staates, oder des Staates der Idee nach, nicht selbst vollkommene Darstellungen desselben sind, noch seyn können; so lange die Idee sich nicht allen Individuen des Staates eingeboren hat, und ihnen zu Theil geworden ist. Ich weiß es wohl, daß eben derselbe, als Nachbildung der Idee, in den dermaligen Verhältnissen der Menschen zur Natur und zu einander, eine Seite habe, an welcher er als wandelbar und fortschreitend vom Guten zum Bessern erscheint, wodurch an ihm eine gewisse Unbestimmtheit offenbar werden muß. (Diese Seite wurde von mir im ersten Theile die negative Seite des Staates genannt). Aber eben sowohl, und gewiß weiß ich, daß derselbe, um die wahre Nachbildung, oder, bestimmter zu reden, die reale Darstellung der Idee des Staates zu seyn, eine Seite an sich haben müsse, die, unwandelbar und ewig, keiner Veränderung und keines Vorschreitens fähig ist. Diese Seite ist die positive Seite des Staates (derjenigen Bestimmung gemäß, welche davon im ersten Theile gegeben worden), sie ist die Seite der Constitution, der Form, der Organisation, der Religion, Gerechtigkeit, Sittlichkeit, Wissenschaften und Künste, der darauf sich beziehenden Gesetzgebung, der Vollziehung und Handhabung dieser Gesetze; denn all dieses gehört zur wahren Darstellung der Idee des Staates oder der ewigen und unabänderlichen Verhältnisse, und ist deßwegen so unabänderlich wie diese. Das Hin- und Herschwanken, die Ungewißheit dabei zu verfahren, der Wechsel und Unbestand kommen folglich bloß her vom Mangel der Idee des Staates, zwar nicht von einer gänzlichen Unwissenheit derselben (denn die Ahnung verläßt selten den Menschen), aber vom Mangel einer klaren, und sich selbst bewußten Anschauung dieser Idee. Sie kommen her von der Unkenntniß — nicht dieses oder jenes Volkes, nicht des Landes, des Clima's, der Weltgegend, wenigstens nicht hauptsächlich — (man legt auf diese Dinge ein viel zu großes Gewicht; sie können wie Extremitäten, nicht wie der Mittelpunkt beherziget werden, da sie zur negativen, und nicht zur posi-

tiven Seite des Staates gehören), sondern sie kommen her von der Unkenntniß des Menschen und seines dermaligen Zustandes, und der Ursache derselben. — — —

Eben so verhält sich die Sache bei der Erziehung, man mag dieselbe als Privat- oder öffentliche Erziehung, und in dieser letztern Hinsicht als eine ganz eigene Angelegenheit des Staates betrachten. Denn wie soll auch wohl eine wahre Erziehung des Menschen nur möglich seyn, so lange es nicht erkannt ist, was und woran, und wie es dem Menschen fehle, und wozu er erzogen werden solle? Und wie soll ich dieses erkennen, ohne daß ich vorher mit voller Gewißheit einsehe, was der Mensch seinem ersten Ursprunge nach ist, was, und wie er dasjenige geworden, was er wirklich ist, und daß er durch Erziehung dasjenige werden müsse, was er der Idee nach ist? Nichts davon zu melden, daß ohne diese höhere Einsicht des menschlichen Wesens nie eingesehen werden könne, von welcher Seite man dem Menschen vorzüglich beizukommen und ihn anzufassen trachten müsse, um denselben dahin zurückzubringen, wovon er abgekommen ist; nichts, daß ohne diese Einsicht die einzelnen Momente der Totalerziehung nicht gewürdiget, und ihr wahrer Werth nicht bestimmt werden könne. Ist aber dieses wirklich so, wie es denn auf keine Weise geläugnet werden kann, so ist die Folge nothwendig, daß die in dieser Schrift durchgeführte Lehre Eine der wichtigsten für das ganze Menschengeschlecht sey, und deßwegen in der Philosophie nie zu hoch angeschlagen werden könne; ja, daß jene Philosophie selbst, die diese Lehre zu ihrem Ausgangspunkt macht, obwohl sie nie zum vollen Leben gelangen kann, dennoch die größte Achtung verdiene. Doch werfen wir auch nur einen Blick auf das Christenthum hin, und betrachten wir dasselbe, wie in ihm diese Lehre eine Grundlehre ist, worauf der weit größere Theil seiner Lehren und Anstalten beruhet, und geben wir weiter auf die Zeichen der Zeit Acht, so finden wir das höchste Bedürfniß einer philosophischen Untersuchung dieser Lehre. Denn offenbar gehet das Bestreben vieler Lehrer des Christenthums — nichts von einem weit größern Theile der zur

literarischen Welt gehörigen Männer zu sagen — dahin, eben diese ganz eigenthümliche Seite dem Christenthume durch verschiedene, und, wie sie glauben, künstliche Vorrichtungen abzubleichen, oder, wo dieses nicht möglich, dieselbe so in Schatten zu stellen, daß man sie am Christenthume nicht mehr erblicken kann. Etwas, was vorzüglich an der unwürdigen Behandlung der wahren Würde Jesu sichtbarlich wird. Bei diesem Bestreben der Menschen hilft es somit nichts, sich bloß an das Geschichtliche des Christenthums zu wenden, und daraus nachzuweisen, daß diese Lehre darin enthalten, ja sogar als Grundlehre an die Spitze desselben gestellt sey; denn die Einen kümmert es nicht, ob sie im Christenthume enthalten ist oder nicht, und die Andern deuten sie nach ihrer Weise, Beide, wie sie vorgeben, durch Philosophie geleitet. Es muß also durch Philosophie selbst diese vorgebliche Philosophie zerstört, und damit die Eitelkeit ihres Grundes an's helle Licht gestellt werden. Dahin gieng meine Absicht, dahin mein Bestreben. Habe ich dadurch nichts weiter erreicht, als daß der geschwätzige Gegner des Christenthums in seinen Aeußerungen geschmeidiger und behutsamer, und der furchtsame Freund desselben in seinem Bekenntnisse fester und muthvoller geworden, so habe ich damit schon genug gewonnen; denn so kann das Christenthum wieder mehreren Menschen nach seiner ganzen Fülle zu Theil werden, und ungestört sowohl heimlich als öffentlich wirken. Wahrlich, ein großer Gewinn für mich, da es Gewinn für die ganze Menschheit ist! Denn nichts in der Welt vermag die Stelle dieser wahrhaft göttlichen Gabe — des Christenthums — auszufüllen."

III.

Da die Geschichte überhaupt, und ganz vorzüglich die jüdische und christliche Geschichte, eines der wirksamsten Bildungs- oder Verbildungsmittel ist, je nachdem sie aufgefaßt und behandelt wird, so wollte Zimmer auch den in dieser Hinsicht eingerissenen und immer mehr sich verbreitenden Mißbräuchen entgegenwirken, und die Gesichtspunkte festsetzen, von welchen aus die Bege-

benheiten betrachtet werden, und die Gesetze zeigen, die den Geschichtsforscher leiten sollten. Aus dieser Absicht gieng sein letztes im Drucke erschienenes Werk hervor unter der Aufschrift: Untersuchung über den Begriff und die Gesetze der Geschichte, über die vorgeblichen Mythen im ersten Buche Mosis, und über Offenbarung und Heidenthum als Einleitung in die Geschichte des menschlichen Geschlechtes, in sofern sie Geschichte der Völker der alten Welt ist. (München, bei J. J. Lentner, 1817). Dieses Buch hat drei Theile. Der erste entwickelt den Begriff und die Gesetze der Geschichte. Der zweite zeigt, daß im ersten Buche Mosis keine Mythen enthalten seyen, sondern sein Inhalt wahrhaft Geschehenes, also das Buch ein historisches sey. Der dritte spricht von der Offenbarung im Gegensatze zum Heidenthum, welches nach seiner guten und bösen Seite betrachtet wird.

Im ersten Theile werden unterschieden a) die Bestimmung des Begriffes der Geschichte, b) die Eintheilung der Geschichte, c) die Gesetze der Geschichte.

Die Geschichte wird von Z. definirt als die Erzählung großer und wichtiger Begebenheiten, oder die Wiederholung derselben in Worten und in zusammenhängenden Sätzen, wobei zugleich die Ansicht ihres Zusammenhanges, oder des Causalnexus, als unter einer höhern Leitung stehend, durch welche er oft unterbrochen wird, herausgehoben werden soll.

Demnach ist die Geschichte Darstellung des wirklichen und endlichen Lebens der Dinge, vorzüglich der Menschen, wobei aber die Dinge nicht als isolirt, sondern als in Verbindung und Wechselwirkung stehend aufgefaßt werden, so zwar, daß die Einen als Ursache, die Andern als Wirkungen erscheinen. Sie unterscheidet sich von der Philosophie, mit welcher verbunden, sie die wahre und reale Wissenschaft wird; die Geschichte als solche stellt nur das Wirkliche dar, in seinem jedesmaligen Causalnexus; die Philosophie dagegen das Nothwendige, ohne sich zu bekümmern, ob es auch wirklich sey. Wo Nothwendiges und Wirkliches

einander durchdringen, tritt die Wissenschaft der Wahrheit nothwendig hervor.

Da das Universum ein organisches Ganzes ist, so kann die Theilung der Geschichte nur ideale, keine reale Bedeutung haben, weil in jedem Theile dasselbe Leben des Universums, nur auf besondere Weise, wiederkehren muß. Weil aber das Universum in die Natur, in die Geisterwelt und in die Menschenwelt abgetheilt zu werden pflegt, so werden auch drei Theile in der Einen Universalgeschichte unterschieden:

1) die Naturgeschichte,
2) die Geschichte der Geisterwelt,
3) die Geschichte der Menschenwelt.

Die Natur hat wieder verschiedene Theile, sowohl im unorganischen als organischen Gebiete. So auch das Geisterreich. Es giebt also auch da vielerlei Arten der Offenbarung und Darstellung des endlichen oder in die Zeit fallenden Lebens; folglich auch eine mehrfache Eintheilung der Geschichte der Natur und des Geisterreiches, die aber in einem Werke, welches sich nur mit der Geschichte der Menschenwelt befasset, nicht berühret werden.

Die Geschichte der Menschheit als die künstliche Darstellung der Bildung und Ausbildung des menschlichen Geschlechtes bis auf die Stufe, auf der wir stehen, und der dagegen eingetretenen Hindernisse, wodurch sie, wenn nicht ganz vernichtet, doch auf einige Zeit gehemmt und verschoben wurde, muß an die Schöpfung des Menschen sich anknüpfen; sodann zu dem ersten Zustande der Menschheit, darauf zu ihrer Verschlimmerung und der dann erfolgten allmähligen Erlösung übergehen, und fortgehend die Offenbarung des Lebens der Sünde einerseits, und des durch die Erlösung wiedererzeugten göttlichen Lebens andrerseits in allen Beziehungen der menschlichen Thätigkeit darstellen. Die vorzüglichsten Erscheinungsweisen des Lebens an und in der Menschheit sind: a) die Religion und Sittlichkeit und ihr Gegentheil, b) das Recht und die Rechtsform, c) die

Wissenschaften und Künste. Deßwegen wird auch die Geschichte füglich eingetheilt:

1) in die Geschichte der Religion und der Kirche, als ihrer objectiven-Form oder Gestalt;
2) in die Geschichte des Rechts und des Staats als desselben Verwirklichung;
3) in die Geschichte der Wissenschaften und Künste.

Alle diese Theile sind aber nur besondere Ansichten von einem und demselben Leben der Menschheit. Die ganze Geschichte und jeder einzelne Theil derselben modificirt sich nach Verschiedenheit des Geschlechts und der Völker, daher giebt es so viele einzelne Geschichten, als welthistorische Völker, und wenn man in's Besondere eingeht, als viele Provinzen, Städte und merkwürdige Individuen gefunden werden. Indessen sind alles dieses nur einzelne Zweige am Einen Stamme der Universalgeschichte, und müssen den gemeinsamen Charakter der Geschichte stets an sich haben.

Zum Inhalt der Geschichte der Menschheit ist in allen Beziehungen nur dasjenige geeignet, was unmittelbar oder mittelbar auf die Erlösung des menschlichen Geschlechtes einen entschiedenen Einfluß hatte, entweder sie hindernd oder befördernd, sey es dann eine Gottes- oder Menschen-That, oder auch nur ein Natur- oder Weltereigniß, wenn die Begebenheit nur sinnlich wahrnehmbar und erfahrbar ist. Was dagegen mit der Erlösung des menschlichen Geschlechtes in gar keiner Beziehung steht, ist zu unwichtig, als daß es als integrirender Theil in das feierliche Gebiet der Geschichte aufgenommen werden dürfte.

Die Gesetze der Geschichte sind solche, die den Inhalt, und solche, die die Form bestimmen. Gesetze, die den Inhalt bestimmen, sind: a) Inhalt der Geschichte soll nur seyn etwas Geschehenes; b) etwas erweislich und erwiesen Geschehenes; c) eine große und folgenreiche Handlung der Menschen, oder eine anschauliche That Gottes; d) eine fortlaufende Reihe von Begebenheiten der

Natur oder der menschlichen Handlungen oder göttlichen Thaten.

Gesetze, welche die Form der Geschichte bestimmen, sind: theils wesentliche, theils zufällige. Die wesentlichen Gesetze für die Form der Geschichte heißen: a) die Begebenheiten müssen als im Causal-Verband begriffen dargestellt werden, weil jedes endliche oder zeitliche Leben der Dinge unter dem Gesetze der Causalität steht. b) Am Causalverband soll die Leitung Gottes offenbar werden, weil nur durch ein solches Offenbarwerden die unmittelbare Einwirkung Gottes auf den Menschen wahrgenommen wird, eine Einwirkung, welche die Erlösung des menschlichen Geschlechtes von Sünde und Tod bedingt.

Alles, was in der Natur und Menschenwelt vorgeht, ist, nach der Aussage der Vernunft, obwohl auf verschiedene Weise, Gottes Offenbarung, so wie die Schöpfung überhaupt, und Alles, was in der Schöpfung begriffen ist, die Darstellung und Offenbarung des Ewigen und Unsichtbaren für denjenigen ist, in dem das Gefühl Gottes, und mit diesem die Gefühle des Guten, des Rechts und des Schönen erwachet sind. Dasselbe ist aber auch der Zusammenhang der großen Begebenheiten der Natur, der folgenreichen Handlungen der Menschen und der herrlichen Thaten Gottes, der besonders da hervortritt, wo die Sünde und ihre Folgen eine entgegengesetzte Wendung erhalten, und zur Beförderung des Guten dienen müssen; denn daran erkennt der Mensch, in dem Gottes Gefühl ist, die Leitung, Führung und Vorsehung Gottes. Daher muß in der Darstellung des Geschehenen das Göttliche und Ewige für den fühlenden Menschen hervorblicken, wie es am Zusammenhange der Weltbegebenheiten hervortritt.

Alles Geschehene erscheint in der Darstellung als nothwendig, weil es unter dem Gesetze der Causalität erscheint. Indessen ist ein großer Unterschied zwischen der wirklichen und der absoluten Nothwendigkeit. Nur die erstere erkennt der Historiker, die zweite ist Gegenstand des speculativen Denkers oder des Phi-

losophen, der die Erscheinungen nicht nur auf ihre nächste Ursache, sondern auf den höchsten und letzten Grund zurückzuführen, und vom schlechthin Absoluten und Ewigen aus zu construiren hat. Eine Ursache muß alles Geschehene als solches haben; aber es gilt für die Geschichte gleichviel, ob diese in der Freithätigkeit der Menschen, oder in einer unmittelbaren Einwirkung Gottes liege. Eine solche unmittelbare Einwirkung Gottes erscheint freilich als ein Wunder; aber Wunder heben das Gesetz der Causalität nicht auf; sie setzen als nächste wirkende Ursache statt einer freien Handlung des Menschen eine auffallende Gottesthat, die, falls sie erweislich und erwiesen ist, nicht weniger als jene für die Geschichte sich eignet, zumal sie von größerer Wichtigkeit ist, und ihre Folgen unter der Form der Causalitätsreihe, also nach den Gesetzen der Geschichte, zum Vorschein kommen. Auch müssen in die Geschichte, in sofern sie den Erlösungsprozeß des menschlichen Geschlechtes schildern soll, nothwendig Wunder aufgenommen werden, indem nur durch äußere Offenbarung Gottes, also durch unmittelbares Einwirken Gottes, d. i. durch Ein großes Wunder, welches in der Wirklichkeit in eine Vielheit der Wunder zerfällt, der Gang der menschlichen Erlösung begriffen werden kann.

Diese Gesetze sind von allen denjenigen, welche nach allgemein übereinstimmendem Urtheile der Menschen für wahre Geschichtschreiber gehalten wurden und werden, wie Herodot, Thucydides, Polybius u. s. w. genau beobachtet worden. Indessen kann man nicht behaupten, als hätten jene großen Historiker, oder alle von denen, welche über sie ein wahres Urtheil gefället, diese Gesetze auch wissenschaftlich erkannt. Wie jedes Kunstwerk durch allgemeine und nothwendige Gesetze bedingt wird, so auch die Geschichte. Aber, wie die Künstler sehr oft diese Gesetze nicht erkennen, sondern, vom Kunstsinn geleitet, bewußtlos sie erfüllen, so geschieht es auch bei'm großen Geschichtschreiber. Es ist nothwendig, daß er von den ewigen Gesetzen der Geschichte geleitet werde; aber nicht, daß er sie auch erkenne. Der Philosoph, welcher über sein

sein Kunstwerk nachsinnt, erkennt sie, und wird, indem er sie ausspricht, im gewissen Sinn der Gesetzgeber für die Bildung künftiger Geschichtschreiber.

Die zufälligen Gesetze der Geschichte beziehen sich auf das, was weder in Rücksicht auf den Inhalt, noch in Rücksicht auf die Form der Geschichte nothwendig bestimmt ist, wie z. B. Styl und Sprache des Geschichtschreibers, welche durch die Subjectivität des Geschichtschreibers oder durch Absichten, die sich auf Zeit und Ort beziehen, modifizirt werden können.

Als nothwendige Vorkenntnisse zur allgemeinen Menschengeschichte fordert Z. folgende: 1) Kenntniß der Quellen und Documente, woraus dasjenige erkannt werden kann und muß, was in die Erzählung aufgenommen und zur Geschichte werden soll, 2) Kenntniß der Geographie, 3) Kenntniß der Chronologie, 4) Kenntniß der Religion überhaupt, und der dazu nothwendigen Offenbarung Gottes, und besonders für die Geschichte der Völker der alten Welt, Kenntniß des Mosaismus und des Heidenthums, und zwar des letztern sowohl in der guten als in der bösen Bedeutung des Wortes. 5) Die Kenntniß des Christenthums für die Geschichte der Völker der neuen Welt. 6) Kenntniß der Kirche der Idee nach, und dann der mosaischen und christlichen Kirche. 7) Kenntniß des Staates der Idee nach, und besonders dessen, was der Staat bei dem gegenwärtigen Zustande des menschlichen Geschlechtes seyn könne und müsse, um das Recht zu realisiren und anschaulich darzustellen. 8) Kenntniß dessen, was Kunst und Wissenschaft ist.

Man könnte glauben, daß nur die drei erstern absolut nothwendige Vorkenntnisse der Geschichte wären, die letztern, wenn gleich nützlich, doch nicht nothwendig genannt werden können. Allein ihre Nothwendigkeit als Vorkenntnisse leuchtet auf folgende Weise Jedem ein. Nach der Aussage und dem Begriffe der Vernunft ist die allgemeine Weltgeschichte, in dem dermaligen Zustande der Menschen, die Geschichte der Erlösung und der Rückkehr derselben zu Gott, folglich die ideale Wiederholung einerseits des realisirten Planes Gottes — die Menschen von

der Sünde und ihren Folgen zu erlösen; andrerseits dessen, was die Menschen dafür durch den guten, und was sie dagegen durch den bösen Gebrauch ihrer Freiheit gethan haben. Da nun die Erlösung dem Geiste nach durch Religion und Kirche geschieht und dargestellt wird; und da durch das Recht und die Realisirung desselben, d. i. durch den Staat, die Hindernisse der Erlösung aufgehoben sind und werden; auch Künste und Wissenschaften theils die schon aufgehobenen Hindernisse, theils die schon eingetretene Erlösung bestätigen: so muß es wohl in Anspruch genommen werden, daß der Geschichtschreiber zum Voraus im Besitze dieser Kenntnisse seyn solle, weil er nur durch ihre Beihülfe zu erkennen und zu bestimmen vermag, was dieses oder jenes von dem Inhalt der Geschichte zur Erlösung des menschlichen Geschlechtes, oder zu ihrer Verhinderung und Verschiebung beigetragen habe.

Die allgemeinen und nothwendigen Eigenschaften, durch welche eine Universalgeschichte des menschlichen Geschlechtes sich auszeichnen sollte, werden von Z. unter Rubriken zusammengefaßt, die zugleich eine kurze Uebersicht dessen gewähren, was über das Wesen und die Bestimmung, über den Inhalt und die Form u. s. w. der Geschichte ausführlich verhandelt wird, und somit auch eine bestimmte und klare Anschauung geben, wie der Verfasser die Geschichte in allen Beziehungen aufgefaßt und geschrieben haben will.

Die Geschichte muß 1) als ideale Wiederholung des Geschehenen die anschauliche Darstellung des Ewigen seyn, wie dieses an dem Geschehenen und seinem Causalverband offenbar geworden; 2) muß sie als Menschengeschichte die anschauliche Darstellung dessen seyn, einerseits, was Gott gethan, um den Menschen von der Sünde und ihren schlimmen Folgen zu erlösen, und anderseits, wodurch die Menschen kraft des Gebrauches, den sie von ihrer Freiheit machten, den göttlichen Erlösungs-Absichten und Anstalten entgegenwirkten oder entsprachen; 3) Kirche und Staat als die zwei größten Erlösungsanstalten ansehen, durch welche veranschaulichet wird, wie die Erlösung stets von Gott und den Menschen

geschah, und fortwährend geschieht; 4) Beide als Eine vollständige Erlösungs-Anstalt betrachten, jede nach ihrer Art und Weise, den Staat mehr als Vorbereitung, und als Aufheben und Aufgehobenseyn der Hindernisse, die der Erlösung im Wege stehen, die Kirche mehr als Vollendung der Erlösung; 5) jede dieser zwei Anstalten, die zusammen nur Eine Erlösungsanstalt sind, hat die Geschichte nach ihrer eigenthümlichen Form und Wirksamkeit zu schildern; 6) Künste und Wissenschaften als Beweise und öffentliche Zeugnisse aufzufassen, daß durch die Eine Erlösungsanstalt einige Menschen von der Sünde und ihren Folgen wirklich erlöset worden seyen; indem in derselben und durch dieselbe die Unwissenheit und der Irrthum, diese Folgen der Sünde, wenn nicht aufgehoben, doch gemildert worden sind, und das Ewige und Göttliche durch sie in schönen Formen dargestellt wird; Künste und Wissenschaften müssen 7) in ihren eigenthümlichen Erscheinungsformen erkannt und behandelt werden; 8) eben so, wie Religion und Kirche, Recht und Staat jedes in seiner eigenen Form beschrieben, in der es erschienen und wirksam hervorgetreten ist; 9) deßhalb alles dieses als Theile der Einen Erlösungsanstalt, oder als Zeugnisse ihrer Wirksamkeit dargelegt werden.

Um diesen Forderungen zu entsprechen, muß der Geschichtschreiber den Menschen nicht bloß in der Erscheinung, sondern in der Idee, oder, was Eines ist, in Gott erfassen; denn falls er den Menschen nicht auffaßt, wie er von Gott ursprünglich erschaffen, oder nach dem Sündenfall wieder erlöset wurde, so hat er nie den wahren Menschen, sondern nur ein Mittelding zwischen dem Menschen und dem Thiere zu seinem Gegenstande, und was von diesem Mitteldinge erzählet wird, kann nicht als Gegenstand der Geschichte angesehen werden, zumal das Subject, von welchem hier gehandelt wird, nicht der eigentliche Mensch, sondern nur eine Larve desselben ist, und das, was von ihm gemeldet wird, da es sich ausschließlich auf das irdische und vergängliche Leben bezieht, zu wenig Berührung mit der Erlösung des menschlichen Ge-

Geschlechtes hat, um wichtig genug zu seyn, als Gegenstand der Geschichte angesehen zu werden. Das Scheinleben der in der Sünde noch befangenen Menschen liefert Stoff zu Anekdoten, aber keinen Inhalt der Geschichte; denn diese haßt alles bloße Anekdotenwesen, und schließt es für immer von sich aus.

Deßwegen sind von der Geschichte als solcher auch die Mythen ausgeschlossen; diese mögen in philosophischer, in historischer, in poetischer oder in gemischter Form aufgefaßt werden. Der Ernst, welcher durchgängig in der Geschichte herrschen, die Wahrheit, welche als Seele alle Theile durchdringen soll, verträgt sich nicht mit Fabelwerk. Aus diesem Grunde kann und darf auch nicht behauptet werden, daß das erste von den Büchern Mosis Mythen enthalte, weil dieses Buch als ein geschichtliches gegeben wird, und, als solches anerkannt zu werden, alle hiezu erforderlichen Eigenschaften hat.

Z. hat die Gründe derjenigen, welche behaupten, daß im ersten Buche Mosis Mythen enthalten seyen, angeführt, von Satz zu Satz mit dem ihm eigenthümlichen Scharfsinne geprüft, und die Unhaltbarkeit und Nichtigkeit derselben, als Beweise ausführlich dargelegt; dagegen auch den positiven Beweis geführt, daß und warum in dem genannten Buche keine Mythen enthalten seyen, und zugleich gezeigt, wie auch dieses erste Buch ganz, wie es da ist, zu den historischen Büchern des alten Bundes gezählt werden müsse.

Der Schluß, schreibt Z. (S. 231), der aus dem ganzen bisherigen Vortrag (nämlich über die vorgeblichen Mythen im ersten Buche Mosis) nach allen logischen Gesetzen hervorgeht, ist dieser:

Moses hat eben so die Wahrheit sagen wollen, wie er sie sagen konnte; dafür bürgen uns die an ihm nachgewiesenen Charaktere eines glaubwürdigen Mannes, der dazu noch seine göttliche Sendung durch Wunder und Weissagungen, durch Lebenswandel und Lehren unwidersprechlich erwiesen hatte. Er hat folglich so wenig etwas Falsches in sein Buch aufgenommen, als

wenig er etwas dieser Art in seine übrigen Bücher aufgenommen hat. Es ist also darin nicht das Wahre mit dem Falschen verbunden, und somit kein Mythos enthalten. Dieses gilt gleichviel, es mag von den zwei ersten oder den übrigen Kapiteln desselben Buches die Rede seyn; denn zufolge des negativen Beweises kommt darin nichts Unmögliches, Albernes und Widersinniges, sondern dagegen die wahre Ansicht der Schöpfung und das Wie der Schöpfung, und dann die Uranfänge der göttlichen Erlösung des gefallenen menschlichen Geschlechtes, ferner die allmähliche Enthüllung und Entwickelung des göttlichen Planes, die Menschen zu erlösen, vor. So hat sich der negative Beweis mit dem positiven zu einem vollständigen Erweise verbunden, daß das erste Buch Mosis aus keiner Sammlung von Mythen bestehe, ja nicht eine einzige Erzählung, welche unter die philosophischen, oder historischen, oder poetischen, oder gemischten Mythen gestellt werden dürfte, sondern durchgängig wahre Geschichte darin sey, die ersten zwei Kapitel ausgenommen, die mehr für eine Grundlage der allgemeinen Menschengeschichte, als für Geschichte angesehen werden müssen. Die übrigen Kapitel geben die Uranfänge der allgemeinen Menschengeschichte, und die ersten Anfänge der besondern Geschichte des israelitischen Volkes.

Weil das erste Buch Mosis die Uranfänge der Erlösung des menschlichen Geschlechtes enthält, ist es als das erste Document anzusehen, welches von einer positiven Offenbarung Gottes an die Menschen Zeugniß giebt. Unter Offenbarung Gottes überhaupt betrachtet, versteht Z. die Kundmachung dessen von Seite Gottes, oder durch Gott, was er sowohl dem Wesen als seiner dreifachen Form nach nothwendig ist, und zugleich die Kundmachung des nothwendigen und ewigen Verhältnisses Gottes zur Welt, zur ganzen Schöpfung, und zum Menschen insbesondere, so wie auch des gegenseitigen Verhältnisses des Menschen zu Gott, zur Welt, zur Menschheit, oder andern Menschen. Der Mensch kann, zufolge seiner Freiheit, als selbstständiges Einzelnwesen die Offenbarungen Gottes aufnehmen, oder nicht aufnehmen, sie befolgen oder

nicht befolgen, und diese von Menschen abhängige That, welche das Subjective in der Religion ausmacht, muß wohl von der That Gottes unterschieden werden, welche die objective Seite der Religion bildet. Jede Offenbarung Gottes ist eine Schöpfung, sey es, daß Etwas hervorgebracht werde, welches früher noch nicht existirte, oder etwas, welches schon war, um- und neugeschaffen werde. Die Umschaffung und Neuschaffung des Menschen durch Gottes That wird durch Mitwirkung von Seite des Menschen bedingt.

Die Offenbarung Gottes wird in die innere und in die äußere eingetheilt; die innere ist das Setzen des Menschen selbst, durch welches Gott dem Menschen: die äußere ist das Setzen eines Andern als der Mensch ist, durch welches Andere Gott dem Menschen sich kund giebt. Denn, was außer dem Menschen ist, wird in Beziehung auf den Menschen das Aeußere genannt; Er muß also das Innere seyn. Deutlicher gesagt: was innerhalb des Leibes des Menschen erscheint, wird innerlich; was außerhalb des Leibes erscheint, äußerlich genannt. Der Leib des Menschen ist also die Grenze, wodurch das Innerliche vom Aeußerlichen sich scheidet. Die Kundmachung Gottes an die Menschen innerhalb ihres Leibes wird also innerliche; die Kundmachung vermittelst Etwas außerhalb des Leibes der Menschen wird äußerliche Offenbarung genannt. Die Offenbarung Gottes, in beider Beziehung aufgefaßt, kann mehrere Unterabtheilungen erhalten, und die innere zwar auf die nämliche Weise, wie die übernatürliche Gnade Gottes, in der Theologie.

Die äußere Offenbarung Gottes ist nothwendig dreifach: die Offenbarung Gottes vermittelst der Natur, die Offenbarung vermittelst des Geisterreiches, und die Offenbarung vermittelst der Menschenwelt. Natur, Geisterreich und Menschenwelt sind für jeden Menschen etwas Aeußeres, selbst die Menschenwelt; denn obwohl der Mensch in der Menschenwelt als Theil begriffen ist, ist er doch von allen Besonderheiten derselben

Welt verschieden, und diese sind für ihn etwas Aeußeres, durch welches Gott sich ihm offenbaren kann.

Die Offenbarung wird ferner in die unbedingt nothwendige, und in die bedingt nothwendige eingetheilt; jene ist die Offenbarung, die aus dem Wesen und der dreifachen Form Gottes nothwendig hervorgeht; diese die Offenbarung, deren Nothwendigkeit von etwas Anderm, das von dem Menschen und seiner Freiheit abhängt, bedingt wird. So ist die Schöpfung der drei Welten eine unbedingt nothwendige Offenbarung Gottes; dagegen die Erlösung des menschlichen Geschlechtes von der Sünde und ihren schlimmen Folgen eine nur bedingt nothwendige Offenbarung Gottes; denn die erstere kann aus dem Wesen Gottes und seiner dreifachen Form ohne jede anderweitige Beziehung als schlechthin nothwendig begriffen werden; die letztere setzt die Sünde der Menschen als Bedingung ihrer Nothwendigkeit voraus.

Ueber die Nothwendigkeit der Offenbarung herrschte von jeher Streit, der deßhalb in's Lange und Breite gezogen wurde, weil man sich weder über den Begriff der Offenbarung, noch über den Boden, auf welchem der Streit geführt wurde und wird, genug verständiget hatte. Die streitenden Parteien können nicht zusammen kommen, weil ihre Standpuncte ganz verschiedener Art sind; denn die Vertheidiger der Offenbarung, die ihrem Gegenstande gewachsen sind, stehen auf dem Boden des Uebersinnlichen, und kämpfen aus der Welt der Ideen gegen die Feinde derselben, die stets auf dem Boden des Sinnlichen stehen, und von dieser Stelle aus auch die Offenbarung und ihre Vertheidiger bekriegen. Eine neue Wendung erhielt der Streit nach der Erscheinung der kritischen Philosophie. Denn da Kant behauptete, daß nur das Sinnliche, worauf die Kategorien des Verstandes angewendet werden können, für den Menschen erkennbar; alles Uebersinnliche aber, wie über Raum und Zeit, die nothwendigen Formen der sinnlichen Wahrnehmung, so auch über das menschliche Erkennen erhaben, und von demselben ausgeschlossen sey, glaubten die Freunde der Offenbarung zwar

in ihrer Gutmüthigkeit viel gewonnen zu haben, indem von den Gegnern gegen eine Sache, von welcher gar keine Erkenntniß möglich ist, auch nichts Gründliches mehr gesagt werden konnte. Allein die Gegner benutzten dieß zu ihrem Zwecke, und sagten: Was nie eine reelle Erkenntniß des Menschen werden kann, dessen Nothwendigkeit ist auch unerweisbar, so wie auch dessen Wirklichkeit: nun aber ist von einer Offenbarung Gottes keine reelle Erkenntniß möglich, indem die Bedingung derselben, nämlich sinnliche Wahrnehmbarkeit und intellectuelle Verstehbarkeit bei ihr nicht eintreten; also kann weder die Nothwendigkeit, noch die Wirklichkeit einer Offenbarung Gottes bewiesen werden; folglich gehört der Satz: es giebt eine Offenbarung Gottes — unter diejenigen, von welchen keine Gewißheit und Zuverlässigkeit der Erkenntniß möglich ist.

Durch den Satz der kritischen Philosophie, gemäß welchem vom Uebersinnlichen keine Erkenntniß möglich ist für den Menschen, wurde besonders jener Theil des Beweises zernichtet, welcher aus den Wundern und Prophezeihungen für die bedingt nothwendige historische Offenbarung Gottes geführt wurde; denn Wunder und Weissagungen gehören, als solche, nicht in die Sinnenwelt, können also als Wunder uud Prophezeihungen nie erkannt, folglich auch nicht als Beweise gebraucht werden. Allein die Unrichtigkeit und Unhaltbarkeit der Kantschen Philosophie ist durchgängig erwiesen: also kann von ihren Principien aus weder für noch gegen die Nothwendigkeit oder Wirklichkeit einer göttlichen Offenbarung etwas Erhebliches vorgebracht werden.

Die Idee Gottes ist erkennbar, was Z. in seinem Buche, betitelt: „Die Idee des Absoluten“ — anschaulich zu machen versucht hat, in einem Werke, worin er die eben genannte Unrichtigkeit und Unhaltbarkeit der Kantschen Philosophie nachgewiesen hat. Wenn die Idee Gottes, so ist auch Alles erkennbar, was in derselben liegt, und was aus ihr zufolge ihres Wesens hervorgeht. Nun geht aus der Idee Gottes nothwendig die Schöpf-

ung hervor, weil nur vermittelst derselben die Einheit des göttlichen Wesens zur Allheit wird; Einheit und Allheit aber die Attribute der Idee Gottes sind. Aber die Schöpfung ist auch nothwendig Offenbarung, indem durch sie das Wesen Gottes sich aufschließt, und Gott nicht nur vor sich selbst, sondern auch den Menschen offenbar wird, und zwar innerlich durch die Schöpfung des Menschen, und äußerlich durch die Schöpfung der Natur, wodurch Er sein ewiges und unendliches Wesen den Menschen manifestirt. Diese Offenbarung Gottes ist unbedingt nothwendig, indem sie den Grund ihres Seyns im Wesen Gottes allein hat.

Die bedingte Nothwendigkeit der Offenbarung läßt sich nur alsdann einsehen, wenn man zuvor klar und bestimmt erkannt hat, was die Sünde als ausschließliche Bedingung derselben sey. Aber um zu erkennen, was die Sünde sey, und welche schlimmen Folgen sie habe, muß vorerst eingesehen werden, was der Mensch seiner Idee nach, oder was er zufolge Gottes Schöpfung sey. Zur Vollständigkeit dieser Einsicht müssen drei Fragen beantwortet werden:

1) Was war und mußte seyn das erste Menschenpaar vermöge der Schöpfung Gottes?
2) Was wurde es durch die Sünde, oder was bewirkte die Sünde an den ersten Menschen, und durch sie am ganzen menschlichen Geschlechte?
3) Was bewirkt die Sünde an jedem Sünder?

Das erste Menschenpaar war und mußte seyn durch Gottes Schöpfung das vollkommenste Gegenbild, und darum Ebenbild und Gleichniß Gottes, weil an ihm die reale Einheit in der idealen Zweiheit, folglich die Dreiheit; somit Gottes Selbsterkennen und Seyn, Gottes Freiheit und Nothwendigkeit dargestellt wurde. Was durch Gottes Position, das sollte das erste Menschenpaar auch durch Freiheit und eigene Selbstbestimmung seyn. Der Mensch war nicht gezwungen, zu seyn oder zu bleiben, als was ihn Gott geschaffen hatte; es hieng von seiner Selbstbestim-

mung ab, ob er Alles, oder nur Einiges, oder auch nur ein Theil davon sey. Die Möglichkeit einer solchen Selbstbestimmung ist nothwendig und unausschließlich mit dem Begriffe des Menschen als eines Einzelwesens verbunden; daher auch die Möglichkeit von Gott ab- und auf dasjenige sich hinzuwenden, was weder Gott noch die Menschen als Gottes Ebenbilder sind. Es ist aber wohl zu unterscheiden, was das erste Menschenpaar vermittelst Gottes Schöpfung, und was es, vermöge seiner freien Selbstbestimmung geworden war; jenes ergiebt sich unmittelbar und nothwendig aus der Idee Gottes; das letztere ist als etwas Zufälliges, weil nicht nothwendig aus der Idee des Menschen Hervorgehendes, nur aus der Geschichte erkennbar.

Wäre das erste Menschenpaar in seiner Selbstbestimmung mit Gottes Erkennen und Wollen übereinstimmend geblieben, als was und wozu es von Gott geschaffen war, so würden die Menschen, sowohl der göttlichen Erkenntniß, als des göttlichen Lebens theilhaftig — das absolute und ewige Verhältniß Gottes zur Schöpfung, und deßwegen zu den drei Welten, als den Werken der Schöpfung, und so auch ihr gegenseitiges Verhältniß zu Gott und den übrigen Geschöpfen nicht nur erkannt, sondern auch in allen Beziehungen bewahret haben; sie würden, ganz in Anbetung, Ehrfurcht und Liebe versunken, andächtig und demüthig ihren Willen dem göttlichen Willen hingegeben, und so, in durchgängigem gefühltem und bewußtem Einklange mit Gott, göttliche Seligkeit genossen haben.

Da nun das menschliche Geschlecht weder jener Erkenntniß, noch jenes Einklanges mit Gott, und der darauf folgenden Seligkeit sich erfreut, so muß es nicht das geblieben seyn, als was und wozu es von Gott geschaffen worden war; es muß sich von der ihm eingepflanzten Idee Gottes abgewendet, und zu dem Gegentheile derselben hingewendet, d. i. es muß gesündiget haben. Durch die Sünde hörten die Menschen auf, Ebenbilder Gottes, und somit wahrhafte Menschen zu seyn. Daher hörten sie auch auf, das ewige Verhältniß

Gottes zu den Dingen, und der Dinge zu Gott einzusehen, und ihr Leben kam mit den ewigen Gesetzen in Widerstreit.

Die Folge der Sünde war, daß das erste Menschenpaar vernunftlos wurde, und eben deßwegen auch die wahre Menschheit verlor; denn diese besteht in der Ebenbildlichkeit Gottes, welche die Vernünftigkeit als erstes und unmittelbares Attribut an sich hat. Wenn der Mensch nur dadurch Gott gleicht, und unter allen Geschöpfen am vollkommensten Gott darstellt, daß er einerseits selbst die Dreiheit der Formen in der Einheit des Wesens in sich faßt, anderseits, als Eines und Alles, das Universum in Gott und Gott im Universum erkennt und anerkennt, und zwar aus freier Selbstbestimmung: so folgt, daß die traurige Folge seiner Wegwendung von Gott, seines Abfalles oder seiner Sünde nichts weniger gewesen seyn könne, als eine Aufhebung der wahren Menschheit, eine Zerstörung des Ebenbildes Gottes, also des Menschen im Menschen.

Da nun die Sünde die Vernunft *) im Menschen aufhebet, so folgt, daß für den gefallenen Menschen auch die innerliche und äußerliche Offenbarung Gottes aufgehört habe; denn die Erkenntniß derselben wird durch die Vernunft bedingt.

Wenn der Mensch wieder zu einem wahren Erkennen und Anerkennen Gottes gelangen soll, so muß seine Vernunft wieder hergestellt werden. Es giebt daher für den Menschen nach dem Sündenfalle weder eine Natur- noch eine sogenannte Vernunftreligion, weil der gefallene Mensch weder in der Natur, noch in der Vernunft Gott zu erkennen und anzuerkennen vermag. Die ewige Vernunft, oder, was eines ist, die Vernunft als Gottessache, muß vorerst in ihm wieder hergestellt, oder neu geschaffen seyn, indem sie die absolute Bedingung der Erkenntniß Gottes und seiner Offenbarungen ist; aber

*) Das ist im Sinne des Verfassers: das wirkliche Erkennen und Anerkennen Gottes.

die Wiederherstellung oder neue Schöpfung der Vernunft ist, wie die erste Schöpfung, Offenbarung Gottes; falls also der gefallene Mensch wieder wahrer Mensch werden soll, so ist eine zweite Schöpfung der Menschheit erforderlich, und die bedingte Nothwendigkeit der göttlichen Offenbarung liegt vorläufig am Tage; denn der gefallene Mensch hat keine Vernunft mehr im ursprünglichen Sinne des Wortes; die Sünde hat sie in ihm zerstört; ohne Vernunft vermag aber keiner zur Erkenntniß Gottes zu gelangen, weil einzig die Vernunft das Vermögen, ist Gott zu erkennen, oder besser, das Erkennen Gottes selbst. Nun kann aber der Mensch, nachdem er durch die Sünde Sinn, Verstand und Einbildungskraft von der Vernunft abgelöset, folglich vernunftlos gemacht hat, so wenig durch sich selbst vernünftig werden, als er sich selbst schaffen kann; die Vernunft kann nur durch Gott gesetzt, und der Mensch nur durch neue Schöpfung Gottes hergestellt werden, welche neue Schöpfung Offenbarung ist, weil durch sie Gott dem Menschen offenbar, oder wieder kenntlich wird.

Was die Sünde im ersten Menschenpaare bewirkt hat, das bewirkte sie auch, und bewirkt sie fortwährend in allen Menschen, welche auf dem natürlichen Wege von den ersten Menschen abstammen; deßwegen gleicht der Mensch, wie er an allen Orten und zu allen Zeiten in der Erfahrung uns vorkommt, so ganz dem ersten Menschenpaare nach der Sünde; nirgends ist derselbe dem Urbilde gleich, nach welchem er von Gott erschaffen wurde; denn überall erkennt er zuerst durch den Sinn, den Verstand, die Einbildungskraft als von der Vernunft getrennte Vermögen, später erst blickt ein Strahl der Vernunft am Gefühle Gottes und des Göttlichen hervor. Wie die ersten Menschen nach der Sünde, steht er unter der Gewalt der Natur und ist dem Leibe nach sterblich. Es sind somit die Folgen der Sünde in jedem Menschen wahrnehmbar, wie dieselben am ersten Menschenpaare sogleich nach dem Sündenfalle hervorgetreten waren.

Wie die ursprüngliche Sünde der ersten Menschen, deren Folgen auf alle künftigen Geschlechter und Indivi-

duen, in so fern sie auf natürliche Weise von den ersten Menschen abstammen, hinübergehen, so hat auch jede wirkliche Sünde ihre Verschlimmerung des Menschen im Gefolge, und gleicht darin der Erbsünde. Denn jede wirkliche Sünde beraubet mehr oder weniger denjenigen, der sie begeht, der Vernunft, und macht ihn vernunftlos; des freien Willens, und bringt ihn unter die Gewalt der Natur; des Lebens aus Gott, und überliefert ihn den zerstörenden Kräften der Natur, oder läßt ihn sinken unter die Gewalt des Todes. Denn durch die wirklichen Sünden der Menschen kommen neue Krankheiten und neue Krankheitsformen zum Vorschein, und der Tod wird beschleuniget, weil die Sünder dadurch immer tiefer unter die Natur herabsinken, und diese ihre schädliche Einwirkung auf Zerstörung der menschlichen Leiber verstärken und vervielfachen kann.

Wenn die Menschheit nicht untersinken und verschwinden soll, so muß nach dem Sündenfall und seinen schlimmen Folgen eine neue Schöpfung eintreten, d. i., es muß das Vermögen, Gott zu erkennen und Gott zu lieben, im gefallenen Menschen wieder hergestellt werden; diese Wiederherstellung der Erkenntniß und Liebe Gottes kann nicht aus dem gefallenen Menschen, als solchem, hervorgehen, sondern muß von Gott dem Menschen gegeben werden. Da nun im Plane der Schöpfung der wahre Mensch nothwendig mitbegriffen ist, so ist auch mitbegriffen, daß Gott, um seinen ewigen Rathschluß zu verwirklichen, auch die Wiederherstellung des Menschen wolle. Daher die Nothwendigkeit der Mittheilung Gottes an die Menschen, die, auf daß sie von ihnen, sinnlich geworden, wie sie sind, gefaßt werden könne, nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich seyn soll. Die Nothwendigkeit einer innern sowohl als äußern Offenbarung Gottes, welche von jener ewigen vermittelst der drei Welten wohl zu unterscheiden ist, geht also aus der Sünde und ihren Folgen hervor, und wird, weil sie die Sünde als Conditio, sine qua non, voraussetzet, bedingte Nothwendigkeit genannt.

Die bedingt nothwendige Offenbarung soll die versunkene und durch die Sünde degradirte Menschheit wiederherstellen; das Ziel ihrer Vollendung ist die ursprüngliche Menschheit, die eine reine und vollständige Darstellung oder ein Gleichniß der Dreifaltigkeit Gottes ist. Die ursprüngliche Menschheit trat in Christus, dem Gottmenschen, sichtbar, also äußerlich hervor, indem Christus, der nicht aus Fleisches- und Manneslust, sondern aus Gott erzeugt war, die Menschheit nach der Idee an sich darstellt. Die äußerliche Offenbarung Gottes wurde und wird deßhalb an Jesus Christus in ihrer Vollendung dem Menschen vorgelegt. Daher soll jeder Sünder (und Sünder sind Alle) den alten Menschen, d. i., den durch die Sünde entstellten und verderbten Menschen ausziehen, und einen neuen Menschen anziehen, der da gleichet seinem Urbilde in Christus. Dieses ist der höchste Zweck, der durch die äußere und innere Offenbarung Gottes, welche durch die Sünde nothwendig gemacht ist, an jedem einzelnen Menschen erreicht werden sollte.

Das Christenthum ist dem zufolge als die vollkommenste Offenbarung Gottes, erstlich: keiner Perfectibilität fähig; denn es ist die vollkommenste Offenbarung Gottes an der ursprünglichen Menschenwelt; denn Gott offenbart sich an Christus, wie er sich am ursprünglichen nach seinem Bilde geschaffenen Menschen geoffenbaret hatte. Das an und für sich Vollkommene ist aber keiner weitern Vervollkommnung fähig. — Deßwegen kann wohl von Vervollkommnung der Menschen, Vervollkommnung der Zeiten und Völker; aber niemals von Vervollkommnung des Christenthums die Rede seyn. Dieses Letztere hat eine in sich abgeschlossene objective Vollkommenheit, die aller subjectiven Vervollkommnung zum Ziele und Muster gegeben ist. Die Lehren, Gesetze und Anstalten des Christenthums haben einen von jedem Wechsel und Wandel in der Zeit und im Raume unabhängigen, weil absolut selbstständigen und nothwendigen Werth: das Christenthum schreitet daher nie mit der Zeit fort, weil es als Ausdruck des schlechthin Ewigen hoch über aller und jeder Zeit liegt. Als Gottes Offenbarung

darf es nie nach dem Geiste der Zeit, sondern jeder Zeitgeist soll nach ihm geprüft und rectificirt werden. Zweitens ist das Christenthum auch nicht aus dem Judenthum hervorgegangen, wie etwa in der Wirklichkeit ein Einzelnes aus dem Andern hervorgeht, z. B. die Wirkung aus ihrer Ursache, und ist daher schon gar nicht bloß reformirtes Judenthum; denn die Offenbarung Gottes durch Christus ist eine ganz andere, als die Offenbarung Gottes durch Moses, weil in der erstern Gott am ursprünglichen Menschen, in der letztern nur in uns nach der Geisterwelt offenbart wird. Zwei von einander wesentlich verschiedene Dinge können nicht aus einander hervorgegangen, und es kann eines nicht bloß das reformirte Andere seyn.

Die vollkommene Offenbarung Gottes hat die Eigenschaften Gottes äußerlich wahrnehmbar vorzustellen; deßhalb muß der Mensch, durch den sich Gott den Menschen offenbart, Gottmensch seyn, um Gott in allen Beziehungen am Menschen zu zeigen. Daher auch Wunder und Weissagungen nicht fehlen dürfen, weil die Allmacht und die Allwissenheit Gottes durch Wunder und Weissagungen vorzüglich versinnlichet werden. Diese gehören daher auch unter die nothwendigen Merkmale, woran eine wirkliche und wahrhafte Offenbarung Gottes von einer vorgeblichen und scheinbaren mit Zuverlässigkeit unterschieden werden kann.

Indessen muß die Göttlichkeit einer gegebenen, somit positiven Offenbarung Gottes, wie die jüdische und christliche ist, wie durch Wunder und Weissagungen, so auch durch den Lebenswandel und die Lehren desjenigen sich bewähren, durch welchen sie geschieht. Es muß daher in der christlichen Theologie wie an Wundern und Weissagungen, so auch am Leben und an den Lehren Christi nachgewiesen werden, daß und wie Gott durch sie zur Erlösung des menschlichen Geschlechts sich geoffenbaret habe.

Die Machtvollkommenheit Gottes zeigt sich am Gottmenschen vorzüglich durch seine Herrschaft über

beide Welten, über die Natur und das Geisterreich; denn durch diese Herrschaft wird offenbar, daß er nicht nur mehr als Natur und Geisterreich, sondern eigentlicher Beherrscher beider sey. Diese Herrschaft über die Natur wurde an Christus offenbar, als er dem Wind und den Wellen Ruhe gebot, und sogleich die Ruhe erfolgt war. Die Herrschaft über die Geisterwelt wurde an der Macht offenbar, die er über die bösen Geister ausübte; denn er trieb sie aus den von ihnen besessenen Leibern, und heilte die Krankheiten, die aus dem schädlichen Einflusse derselben entstanden waren.

Was Z. über den Einfluß der bösen Geister sowohl auf den Leib, als die Seele der Menschen, und zugleich über die Macht Christi und seiner Kirche auf dieselben von S. 379 bis 399 geschrieben, verdient so wie der Wichtigkeit des Inhaltes, auch der gründlichen Darstellung und klaren Entwickelung, und ganz besonders mancher auffallender Phänomene unserer Tage wegen, eigens gelesen und studirt zu werden. Der wichtige und jetzt, so zu sagen, neuerdings merkwürdig gewordene Gegenstand wird unter folgenden fünf Sätzen behandelt:

1) Es giebt im Geisterreiche neben den guten auch böse Geister, die durch den Mißbrauch der Freiheit böse geworden.

2) Diese bösen Geister wirkten von jeher, und wirken noch jetzt böse, d. i., aus böser Absicht auf den Geist des Menschen ein, nämlich ihn zu blenden, und zur Sünde zu reizen.

3) Zur Zeit, da Christus unter den Menschen wandelte, wirkten die bösen Geister auch auf die Leiber der Menschen ein, und verursachten Krankheiten, wie auch schon vor den Zeiten Christi.

4) Christus hob durch seine Macht über das Geisterreich das Einwirken dieser bösen Geister bei mehreren Menschen auf, und heilte die daraus entstandenen Krankheiten.

5) Auch jetzt noch, nach dem Tode und der Auferstehung Jesu und bei der anschaulichen Darstellung seiner vollendeten Erlösung des menschlichen Geschlechtes, in sofern

fern diese äußerlich und Gottessache ist an und durch die Kirche, wirken dieselben bösen Geister schädlich auf die Leiber der Menschen, so wie sie noch jetzt auf den Geist derselben aus böser Absicht wirken.

Die Macht Christi ist auch die Macht der christlichen Kirche, und wird ausgeübet durch die Diener der Kirche. Die Gewalt der Kirchendiener über die bösen Geister ist also nicht weniger gewiß, als die verderbliche Einwirkung dieser Geister sowohl auf den Leib, als auf die Seele des Menschen.

Nur die Sünde und ihre Folgen waren die Ursache, daß die Schöpfung des Weltalls für die Menschheit aufhörte eine wahre Offenbarung Gottes zu seyn; weßwegen eine andere Offenbarung Gottes eintreten mußte. Die Erkenntniß Gottes aus der Schöpfung oder der absolut nothwendigen Offenbarung Gottes ist das Heidenthum in der guten Bedeutung des Wortes.

Je vollkommener die Geschöpfe sind, desto besser sind sie geeignet, Gottes Wesen und Eigenschaften darzustellen.

So wie aber das Geschöpf, gleichviel, ob eines der vollkommensten, oder eines der unvollkommensten, an die Stelle Gottes gesetzt, und ihm, eine Gott allein gebührende Ehre erwiesen wird, entsteht das Heidenthum in der bösen Bedeutung, welches das in der guten Bedeutung voraussetzt, und nur durch Abfall von demselben entspringt.

Das Heidenthum, in der bösen Bedeutung des Wortes aufgefaßt, bringt das Geschöpf dem Geschöpfe als Opfer dar: die wahre Religion dagegen das Geschöpf dem Schöpfer, ja es wird das Geschöpf beim Opfer vernichtet, wodurch Gottes vollkommene und alleinige Herrschaft ausgedrückt werden soll. Das Opfer in der wahren Religion ist deßhalb eine äußere sinnliche Sache, Gott auf sichtbarliche Weise dargebracht, in der herrschenden Absicht, durch Vernichtung derselben Gottes Oberherrschaft und volles Eigenthumsrecht anzuerkennen.

Es giebt aber noch einen andern Grund von der Nothwendigkeit der Vernichtung des Gott Dargebrachten, welcher andere Grund im Menschen liegt, und besonders

im Christenthum das Wesen und die Art der Opfer bestimmend ist. Dieser Grund ist die Sünde; denn durch die Sünde wurde und wird der Mensch ein anderer, als er anfänglich durch Gott war, durch Gott ist, und durch eigene Freiheit seyn soll. Daher fordert das Christenthum, daß, was der Mensch gegen Gottes Absicht durch den Mißbrauch seiner eigenen Freiheit geworden, durch den guten Gebrauch der von Gott wieder hergestellten Freiheit vernichtet, oder, wie Paulus lehret, daß der alte Mensch getödtet, und ein neuer Mensch aus Gott geboren werde. Diese Vernichtung des Sünders, und dessen, was die Sünde am Menschen Verkehrtes hervorgebracht, soll als äußere und sichtbarliche Handlung anschaulich und offenbar werden, und sowohl für Gottes, als auch der Menschen Sache von den Menschen anerkannt werden. Dieses geschieht in demjenigen Opfer, wodurch der Sünder mit Gott versöhnet wird, und welches deßhalb das Versöhnungsopfer genannt wird. Weil aber das Aeußere nur ausdrückt, was im Innern vorgeht, so soll die Versöhnung des Sünders mit Gott schon geschehen seyn, auf daß die äußere Handlung nicht lüge, sondern eine wahre Manifestation des Innern sey. Da aber die innerliche und unsichtbare Aussöhnung nur durch und mit der Vernichtung des alten Menschen, oder dessen, was er durch die Sünde ist, und durch die freiwillige Wiedergeburt des Menschen aus Gott vor sich gehen kann, so muß das Opfer zugleich sichtbare Darstellung dieser Vernichtung und zwar von Seite Gottes und des Menschen seyn. Deßwegen muß die Sache, welche geopfert wird, vernichtet werden, weil nur durch diese Vernichtung der Tod des Sünders angedeutet, oder sichtbar dargestellt wird. Auch selbst beim Dank- und Bittopfer darf die Vernichtung der geopferten Sache nicht fehlen, indem auch diese Anbetungs- und Versöhnungsopfer seyn, und also Gottes vollkommene Alleinherrschaft, und den Tod des Sünders versinnbilden sollen.

Das unübertreffliche Opfer des Christenthums, worin der Sohn Gottes das Opfer und der Opferpriester

zugleich ist, von Christus am Kreuze blutig entrichtet, und nun täglich in der von ihm gestifteten Kirche auf eine unblutige Weise wiederholt, ist dieses vierfache Opfer zugleich als Eines. Dieses Eine Opfer hebt alle andere Opfer auf, indem es Alles in sich faßt, was jene bedeuten, und ist somit der vollendetste Ausdruck der ewigen und einzig wahren, durch Gottes unmittelbare Offenbarung nach dem Sündenfalle wieder hergestellten Religion.

Dieses sind einige Reflexionen nur über die zwei letzten Werke des Herrn Professor Z. Wer diese und auch seine übrigen Bücher theologischen sowohl als philosophischen Inhaltes durchstudirt, wird folgende Eigenheiten nicht wohl verkennen:

1) Eine durchgängige genaue Bestimmtheit der Begriffe, so, daß auch bei an und für sich unverständlichen Gegenständen der Sinn des Verfassers leicht wahrgenommen werden kann. Wer Zimmer nicht versteht, hat den Grund dieses Nichtverstehens in sich selbst zu suchen.

2) Eine vollkommene Begründung aller einzelnen Sätze, indem nirgends eine Behauptung ausgesprochen wird, welche nicht folgerecht aus den aufgestellten Principien sich ergiebt.

3) Eine eben so tiefsinnige Untersuchung der Principien, als scharfsichtige Entwickelung der in denselben enthaltenen Einzelnheiten, in welchen stets das Eine Ganze auf eigenthümliche Weise wiederkehrend, vorgewiesen wird. Ueberall leuchtet das Bestreben hervor, jeden einzelnen Satz als integrirenden Theil des idealen Organismus oder der wahren Wissenschaft darzustellen.

4) Eine deutliche und bestimmte Unterscheidung des Historischen und Philosophischen, der positiven Offenbarung Gottes und der Resultate des menschlichen Nachdenkens, und eine der Natur der Sache entsprechende Kritik und Bewährung des Erstern.

5) Ein stetes und allseitiges Bemühen, Philosophie und Geschichte in Wechselwirkung zu bringen, und die

Fehde zwischen der menschlichen Vernunft und der göttlichen Offenbarung dadurch zu heben, daß der hohe und tiefe Sinn der letztern in allen Beziehungen aufgehellt, oder zur intellectuellen Anschauung gebracht wird.

6) Eine zweifache Nachweisung der göttlichen Wahrheiten, welche die positiven Offenbarungen Gottes lehren: erstlich eine historische, durch genaue Prüfung und Bewährung der Zeugen und der Zeugnisse; zweitens eine philosophische, durch Construction der ewigen Ideen, wovon die Offenbarungen in der Zeit nur Bruchstücke enthalten und enthalten können.

Diese und andere Eigenthümlichkeiten der wissenschaftlichen Werke des Prof. Zimmer werden in der oben angeführten Schrift: Nachtrag zu seiner Biographie, ausführlich und anschaulich gezeigt werden, wodurch manche Dunkelheiten aufgehellt, und viele und verschiedenartige Einwürfe, die zum Theile gemacht worden sind, zum Theile gemacht werden könnten, ihre Beantwortung finden sollen.

Wir schließen daher die gegenwärtigen Bemerkungen über die letzten merkwürdigen Bücher des Seligen, indem wir auf eine vollständigere Charakteristik aller seiner wissenschaftlichen Arbeiten hinweisen.

Noch ein Postscript

zur Dedication S. 419

an das

Dillinger Kleeblatt.

Liebes Dillinger Kleeblatt!*)

Freunde und Nichtfreunde gaben Dir diesen Namen: er soll Dir auch bleiben, und obgleich Freund Hein Dir jüngst ein Blatt entnahm; so bist Du doch noch ganz, denn Geister sterben nicht!

Und Ihr Edlen, die Ihr den Sinn dieser Worte verstehet, tadelt sicherlich den Freund nicht, der seine Schrift mitunter sich selbst widmet! Besser eine Selbstdedication ohne Prunk, als eine Selbstrecension voll Dunst und Eitelkeit!

---

*) Weil die drei Professoren: Zimmer, Weber, Sailer, von der Universität Dillingen nach Ingolstadt-Landshut kamen, und in Landshut zusammen in Einem Hause wohnten, und auch an Geist und Herz einig waren und stets blieben, so hießen sie das Dillinger Kleeblatt.

